






1854

Fingerzeige

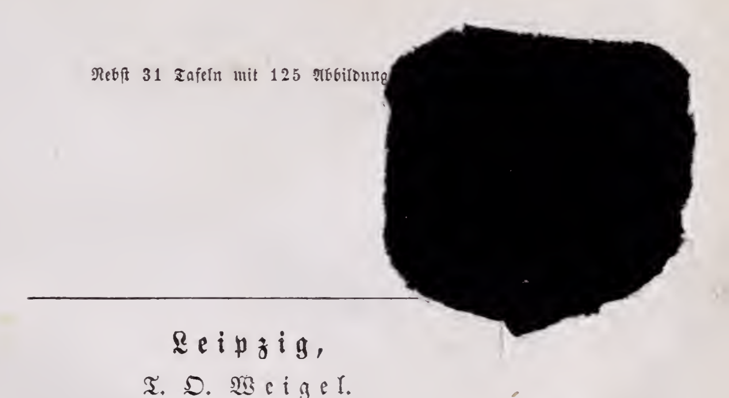
auf

dem Gebiete der kirchlichen Kunst

von

August Reichensperger.

Nebst 31 Tafeln mit 125 Abbildung



Leipzig,
T. O. Weigel.
1854.



Vorwort.

Der Zweck gegenwärtiger Schrift ist vorzugsweise ein praktischer. Wenn einerseits unverkennbar die Literatur über christliche Kunst sich in lebhafter Entwicklung befindet, so ist es anderseits nicht minder unbestreitbar, daß hinsichtlich der Uebung dieser Kunst, im Ganzen genommen, noch außerordentlich viel zu wünschen übrig bleibt. Das Wort „Kunst" leitet sich aber von „Können" ab, wie denn auch keine dei dagewesenen großen Kunstperioden in der Kritik und in der Gelehrsamkeit wurzelt, deren Werth und Bedeutung ich im Uebrigen weit entfernt bin, zu verkennen.

Mein Zweck erforderte eine möglichst gedrängte Darstellung, sie wird ergänzt durch die beigegebenen Abbildungen, welche unter der Leitung des Herrn V. Statz, theils nach dessen bereits zur Ausführung gekommenen Entwürfen, theils nach alten Kunstwerken angefertigt sind. Auch hier gab das praktische Bedürfniß den leitenden Gesichtspunkt her. Wie ich nur sagen wollte, was man zu thun und zu lassen hat, so sollen auch diese Abbildungen dem ausführenden Meister bei dem Mangel guter Muster zur Richtschnur dienen, man soll sie, mit Einem Worte, brauchen können. Deshalb sind sie so gehalten, daß man überall den Zirkel ansetzen und, so zu sagen, die Probe darauf machen kann. Es wäre ein Leichtes gewesen, kunstreichere und das Auge mehr bestechende Bilder zu liefern; allein dem Bedürfnisse ist damit wenig gedient; im Gegentheile würde dadurch das Handwerk, um welches es sich hier hauptsächlich handelt, wohl nur in die Irre geführt worden sein; die brillant ausgestatteten und schattir-

ten Bilder und Bildchen, womit wir immer mehr überschwemmt werden, haben schon Unheil genug angerichtet; man gebe uns lieber genaue Maaße, Durchschnitte und Profile — wenn man kann. Wer sich ein Prachtstück will anfertigen lassen, wird ohnehin gut daran thun, sich an einen bewährten Künstler zu wenden und sich von ihm einen Plan mit ausführlichen Detailzeichnungen anfertigen zu lassen. Ich habe hauptsächlich solche Gegenstände ausgewählt, welche gewissermaßen als Typen dienen können und die zugleich den gewöhnlichen Bedürfnissen des Cultus gewidmet sind. Auch in den kleineren, ärmeren Kirchen muß die Kunst wieder heimisch werden; auf sie ist sogar vorzugsweise Bedacht zu nehmen, da die Gefahr des Eindringens der Pfuscherei hier am größten ist, wie uns dies die tägliche Erfahrung nur allzusehr lehrt. Die gute Absicht, welche gegenwärtigem Versuche zum Grunde liegt, wird hoffentlich den Lücken und Mängeln desselben, welche Niemand mehr fühlen kann, als ich selbst, einigermaßen zur Entschuldigung gereichen. Das Feld ist ein unermeßliches: möchte es mir nur gelungen sein, einige Fußpfade darin wieder anzubahnen! — Es gränzt dasselbe vielfach an das theologische Gebiet; sollten ungeeignete Ueberschreitungen nach dieser Seite hin, in dem Buche vorkommen, so würde ich für Berichtigungen doppelt erkenntlich sein.

Köln, im Juli 1854.

A. R.

Inhalt.



Einleitung.

Die vielen scheinbaren Niederlagen der Wahrheit, welche uns die Geschichte, insbesondere die Geschichte der Kirche, darbietet, haben sich im Verfolge stets als eben so viele Siege des Guten über das Böse herausgestellt, ja man kann fast sagen, die Wahrheit sei nie dem Siege näher, als wenn es das Ansehen gewinnt, als ob die Lüge oder der Irrthum ihr eine Todeswunde versetzt hätten: aus den Ruinen, welche sie angehäuft, sehen wir stets die Kreuzesfahne triumphirend hervorgehen. Diese Siege sind zunächst dem Beistande Desjenigen beizumessen, welcher verheißen hat, bei seiner Kirche zu bleiben bis ans Ende der Tage. Allein Gott bedient sich dabei meist der gewöhnlichen Werkzeuge; er hebt die menschliche Freiheit nicht auf; er unterstützt sie vielmehr durch seine Gnade zum Widerstand gegen den Feind, den äußeren und den inneren. Da dieser Feind indeß niemals rastet, so bleibt die Kirche hienieden immer eine streitende; ihr Urbild, tritt, so weit dessen Verwirklichung durch menschliches Mitwirken bedingt ist, nirgendwo vollständig in die äußere Erscheinung; Leidenschaften und Gebrechen mancher Art verdunkeln es bald mehr, bald weniger.*) So ist denn auch, bei den Wechselbeziehungen zwischen den Organen der Kirche und der Welt, welche Erstere zu heilen und zu heiligen den Beruf hat, allezeit die Gefahr vorhanden, daß jene Organe selbst in Mitleidenschaft gezogen und ihrer Natur entfremdet werden. In wie weit die Vermittlung der Erlösungsgnade eines sinnlichen Trägers und einer äußeren Form bedarf, treten auch die Bedingungen der Sinnlichkeit hervor und machen sich geltend. In Anbetracht dieses Verhältnisses hat die Kirche von jeher sorgsam über die Art und Weise gewacht, in welcher ihre Heilmittel gespendet, ihre Mysterien gefeiert werden; allerwärts zeichnete sie Maaß und Regel vor. Sie wußte dabei aber stets jenes Extrem zu meiden, welches z. B. im schismatischen Rußland zu mumienhafter Verknöcherung geführt hat, indem sie dem Wechsel der Zeiten, den örtlichen Verhältnissen und der individuellen Frei-

*) „Omnis perfectio in hac vita quandam imperfectionem sibi habet annexam. H. Th. a Kempis de Im. Chr. I. 3.

heit so viel Spielraum ließ, als nur immer die Integrität des Glaubens und das innere Wesen der christlichen Gottesverehrung gestatteten („in necessariis unitas, in dubiis libertas“). Es durfte die Kirche erwarten, daß unter dem Einflusse ihrer Lehren die Freiheit mehr und mehr in den Dienst der Wahrheit treten und sich nach den obersten Principien orientiren werde. In diesem Sinne hat sie denn auch den kunstbildenden Trieb im Menschen unter ihre Obhut genommen. Wie keine Religion ohne Cultus, so kein Cultus ohne eine gewisse Wechselbeziehung zur Kunst, ja der Cultus ist gewissermaßen schon ein Kunstwerk, insofern er den zum Grunde liegenden Ideen Gestalt und Ausdruck verleiht.

Die Geschichte jener Kunst ist darum von tiefer Bedeutung; sie markirt — so zu sagen — die Pulsschläge des kirchlichen Lebens. Schon ein flüchtiger Blick auf ihren Verlauf genügt, um sich hiervon zu überzeugen. Durch einen immer weitere Kreise ziehenden Proceß ist die heidnische Antike im Geiste des Christenthums umgebildet, das diesem Geiste nicht Entsprechende ausgeschieden worden. Insbesondere waren es die Mönche, welche die Gegensätze der alten und der neuen Weltanschauung auflösten, um sie der höheren Einheit unterzuordnen. Aus den Klöstern wanderte darauf die Kunst in die Burgen und Städte. Wenn gleich sie solchergestalt mehr Laiengut ward und aus dem Gesammtgeiste des Volkes ihre Nahrung sog, dessen hervorstrebende Kraft sie hinwiederum zur Tugend befruchtete — immer trugen alle ihre Hervorbringungen den Stempel ihres Ursprungs an sich, wie denn auch die Bauhütten bis zu ihrem Untergange durch ihre Organisation und ihre Gebräuche, überhaupt durch ihr gesammtes Leben, am meisten aber durch ihre Werke, den Zusammenhang mit der Kirche bekundeten. Wie sich aus den Domschulen die Universitäten entwickelten, so erwuchsen aus den klösterlichen Bauhütten die Riesenkathedralen, welche unsere Städte überragen. Alle Künste klangen hier in Einem Accorde zusammen, wogegen draußen der Widerhall in den verschiedenartigsten Intervallen und Brechungen sich vernehmen ließ. Ueberall gestaltete sich das durchherrschende Allgemeine zu gesunden, lebenvollen Individualitäten; es war eine Art Universalsprache von unendlicher Bildungsfähigkeit, die sich je nach den Völkern und Zeiten, zu den verschiedenartigsten Dialekten gestaltete.

Es ist lehrreich und wichtig, namentlich zum Zwecke der Diagnose und Behandlung unserer heutigen Krankheitszustände, zu sehen, wie das Alles anders geworden ist. — Schon um das vierzehnte Jahrhundert klingen Mißtöne in jene Harmonie; zunächst werden sie in Italien vernehmlich. Die einzelnen Stufen des Verfalles bezeichnen die gefeiertsten Namen, gefeiert, wenigstens über Gebühr gefeiert, weil ihresgleichen, Kinder desselben Geistes, bisheran meist die Geschichte schrieben. Nehmen wir Beispielsweise der hervorragendsten Einen, den

Lobsinger Laura's, den in Aller Mund lebenden Petrarka. Statt in die Fußtapfen Dante's einzutreten, durchbrach er die christlichen Kreise, um falschen Idealen nachzujagen; statt auf das lebendige Christenthum bauete er auf das untergegangene Quiritenthum seine Systeme, (ein Ton, den vorher schon Arnold von Brescia angeschlagen hatte) die er mit dem zusammengelesenen Flitter antiker Herrlichkeit ausstattete und mit Ciceronianischem Schwulste der Welt anpries. Es bedarf nur einer Bezugnahme auf seinen „Brief an die Römer", um dieses Vielen vielleicht hart erscheinende Urtheil über den Laureaten zu rechtfertigen. Hier sehen wir die modern-rationalistische Politik keimen, welche den organischen Zusammenhang der Dinge, überhaupt das religiöse und das geschichtliche Moment vornehm ignorirend, mittels einer oberflächlichen Empirie und einer gespreizten, geistreich klingenden Phraseologie die Welt und die Begebenheiten meistern zu können vermeint. Es drängt mich indeß hinzuzufügen, daß diese Verirrungen mit der flachen Gott- und Rechtlosigkeit der späteren Weltverbesserer darum doch noch keineswegs auf Einer Linie stehen; der innere Kern jenes Mannes, wie seiner Zeit war noch ein christlicher; es war eine Zeit des Kampfes entgegenstrebender Principien, die man irrthümlich für vereinbar mit einander hielt: als Petrarka am Morgen des 19. Juli 1374 von den Seinigen todt gefunden ward, ruhete sein Haupt auf den Bekenntnissen des h. Augustinus.

Wie man im Verfolge immer gieriger aus dem Taumelkelche des Heidenthums trank, so lockerten sich mehr und mehr die Bande der Ordnung auf allen Gebieten. Insbesondere ward Florenz, welches für das Athen Italiens zu gelten trachtete, der Mittelpunkt jenes Processes, worin die dünkelvolle Buchstabenweisheit der aus Constantinopel vertriebenen Professoren, Rhetoren und Sophisten hauptsächlich als Ferment mitwirkte. Schon einmal unter dem Pontifikate Gregors III. bis zu dem von Leo III. hatte Italien von Neu-Rom aus einen Anstoß erhalten, damals jedoch im entgegengesetzten Sinne. Damals waren es nämlich künstlerische, der Wuth der Bilderstürmer entronnene Mönche, welche mit ihrem Wissen und Können demüthig in den Dienst der italienischen Klöster und Kirchen traten und die Traditionen des Orients mit denen des Occidents zu verschmelzen trachteten.

Aus den Palästen der Medicäer drang die Neuerungssucht selbst bis zum Sitze des Statthalters Christi, um sodann von hier aus die Wanderung durch die katholische Welt anzutreten. In der damaligen Fülle von Macht und Herrlichkeit ahnete man nicht, daß die Säcularisation der Kunst und der Wissenschaft zur Säcularisation der Kirche den Weg zu bahnen, ihre tiefsten Principien und ihren Organismus zu gefährden vermöchte. Umstrickt von den trügerischen Reizen der Antike, verlor man den Zielpunkt aller wahren Kunst immer

mehr aus den Augen; man vergaß, daß den Formen Ideen entsprechen; man vergaß, daß durch Christus alle Dinge im Himmel und auf Erden erneuert worden („instaurare omnia in Christo, quae in coelis atque in terra sunt.“ Ep. ad Ephes. I. 10), daß das Erlösungswerk auch die Kunst frei gemacht und ihr die Bahn gewiesen, auf welcher der geschaffene Geist die Wiederherstellung seiner ursprünglichen Beziehungen zum Schöpfer, dem ewigen Borne des Schönen, wie des Wahren und Guten anzustreben habe. Der unendliche Gesichtskreis, welchen das Christenthum, kraft seiner Universalität und seiner unerschöpflichen Lebensfülle, der Kunst eröffnet hatte, schwand immer mehr zusammen; ihre Quellen im Innersten des Menschen versiegten mit seiner Liebe, seinem Glauben, ja selbst seiner Einbildungskraft; die Form überwältigte die Materie, das Fleisch den Geist. Während in den ersten christlichen Jahrhunderten, gleichsam um vorerst zu sühnen, was sie bis dahin im Dienste des Sinnenthums verbrochen, die Kunst sich fast gänzlich von der Materie losgesagt hatte, ward jetzt das Verhältniß wieder geradezu umgekehrt: was der Erde angehörte, wurde am reichsten ausgestattet, am stärksten betont; die äußere Schönheit sollte nicht ferner ein Reflex der inneren sein; die rhythmische Gliederung, welche beide vermittelte und in das rechte Verhältniß zu einander stellte, ward unterbrochen, der geschmackvolleren Anordnung, der runderen gelenkeren Erscheinung der Figuren jede höhere Rücksicht geopfert. Ueberhaupt sank die Kunst weniger wegen „Mangels“ gewisser Elemente der Schönheit, sondern durch die Verwirrung, welche in denselben und ihrem Verhältnisse zu einander eintrat.

Gleichen Schrittes mit diesem Umschwunge in der Kunst ging die Schwächung des christlichen wie des staatlichen Bewußtseins. Die heiligsten Ueberlieferungen wurden bei Seite gesetzt, die naturgemäße Entwicklung gehemmt; die Zweifelsucht zog in die Geister, die Genußsucht in die Herzen ein, die Gegengewichte gegen das Laster und den Unglauben wurden immer schwächer. Natürlich traten diese Consequenzen eines falschen Princips nicht mit Einem Schlage und nicht allerwärts in gleicher Stärke hervor; theilweise werden wir erst nach Generationen die zu dieser Zeit gelegten Keime sich entwicklen sehen. Inmitten der fortschreitenden Verderbniß athmete man noch die christliche Atmosphäre und zehrte am alten Erbgute. So glühte denn auch, nachdem längst schon die Sonne der christlichen Kunst unter den Horizont herabgesunken war, ihr Licht diesseits noch im Reflexe fort; ja der Untergangsschein konnte leicht für eine neue Morgenröthe genommen werden, und nicht Wenige thaten so in gutem Glauben. Wie vordem in Griechenland, so war auch hier die erste Periode des Verfalles glänzend; auch dort wurde die Schönheit durch die Sittenlosigkeit verdorben.

Durch den Einfluß Roms und den blendenden Schimmer, welchen ihm

namentlich Papst Leo X. gewährte, so wie durch die vielfachen Beziehungen Frankreichs zu Italien, insbesondere unter Ludwigs XII. und Franz I. Regierung, ward die neue Richtung zunächst nach jenem Lande verpflanzt, wo man sie als „Renaissance", als die Wiedergeburt des wahrhaft klassischen Schönheits-Ideales begrüßte. Statt mitten im Leben des Volkes oder an geweihter Stätte schlug sie ihr Zelt in den Fürstenhöfen auf; ihre um Titel und Orden buhlenden*) Adepten sahen geringschätzig auf die schlichten Meister im Schurzfell herab, die noch in ihren „Hütten" zu den Füßen der gothischen Dome „Zirkels Kunst und Gerechtigkeit" in althergebrachter Weise übten und an dem „rechten Steinmetzengrunde" festhielten, bis auch diese Meister endlich dem Wahne verfielen, Altes und Neues, Einheimisches und Fremdes, Falsches und Wahres in Einem Guß verschmelzen und zu einem neuen Götterbilde verarbeiten zu können, oder an der Aufgabe, die Zunftgenossenschaft in Eintracht, Zucht und Ehrbarkeit zu erhalten, verzweifelnd, sich zurückzogen und verschollen.

Je weiter die Bewegung auf deutschem Gebiete sich ausbreitete, desto entschiedener nahm sie einen kritischen, rationalistischen Charakter an. Sie blähete sich in philologischer Gelehrsamkeit und führte die „Humanität" als Aushängeschild; die Krankheit warf sich hier sofort auf die inneren, edleren Organe, welche in Italien noch verhältnißmäßig gesund geblieben waren. Selbst das altkatholische Köln, worin die christliche Kunst jeder Gattung, man kann wohl sagen, das Höchste geleistet, in dessen Mauern ein heiliger Bernard die religiöse Begeisterung entflammt, ein h. Bruno zuerst das Licht erblickt hatte, wo ein Thomas von Aquin, jener Geistesriese des Mittelalters, zu den Füßen des Albertus Magnus gesessen, wo fast jeder Stein Zeugniß gab von der Größe der Vergangenheit — selbst hier konnte die „geläuterte Philosophie" der Humanisten sich aufthun und breit machen; sie durfte es wagen, Alles mit ihrem Aetzwasser zu begießen, was in die neue Weise nicht einstimmen wollte. Freilich ließen die Verfechter des Positiven es auch vielfach gar sehr an sich fehlen; theils waren sie sich dessen lebendiger Kraft nicht vollauf bewußt, theils verstanden sie diese Kraft nicht zu

*) Am französischen Hofe wurden hervorragende Künstler förmlich mit dem Titel eines Kammerdieners des Königs (varlet de chambre) „begnadigt", was denn in naturgemäßer Fortentwicklung bis zu dem Königlichen Edikte d. d. Berlin, 27. December 1765 (S. Korn'sche Edicten-Sammlung Bd. XIX. S. 262) führte, worin es u. A. wörtlich heißt: „Damit auch aller Zweifel was unter Leuten von geringem Stande und Herkommen eigentlich zu verstehen, gehoben werden möge, so erklären wir hiermit, daß darunter die Töchter und Wittwen der Bauern, Pächter, aller und jeder Krämer, Künstler, Wein-, Bier-, Kaffeeschenker, Gastwirthe, Bierbrauer, Comödianten und überhaupt aller derjenigen, welche mit diesen genannten Personen gleich conditionirt sind, nicht weniger Dienstmägde begriffen sein sollen u. s. w.

nutzen und huldigten dem Schlendrian; weil man zu fest auf die materielle Macht vertraute, blieb man unbewehrt, während die Negation keinerlei Waffen verschmähete und alle mit Geschick zu handhaben wußte.

Die nächste Folge der falschen Principien war, daß die schöpferische Kraft versiegte. Die Neuerer beschränkten sich denn auch meist darauf, das Ueberkommene anzufeinden und zu untergraben; wo sie es einmal versuchten, sich productiv zu erweisen, zeigten sich alsbald die jämmerlichsten Blößen. Greifen wir beispielsweise, um das Vorstehende, das Manchem leicht zu sehr ins Grelle gemalt erscheinen könnte, im Concreten zu erhärten, einen von den Heroen jener Zeit heraus, der füglich als ein Repräsentant derselben gelten kann — Herrmann von dem Busche, oder, wie er sich selbst „classischer" nannte, Buschius.*) Derselbe wird von Sotzmann**) als einer der berühmtesten Vorkämpfer jener „großen geistigen Wiedergeburt" bewundert; er war Mitverfasser der berufenen litterae obscurorum virorum, ein Freund und Gesinnungsgenosse Ulrichs von Hutten, des Hauptes der damaligen Illuminaten. Als dieser „Buschius" seinen Köcher gegen die „geschmacklosen, barbarischen" Mönche geleert hatte und es ihn anwandelte, die neue Aera durch eine eigene Schöpfung zu bezeichnen, trat er u. A. mit einem lateinischen, aus 323 Hexametern bestehenden Gedichte „zum Lobe der Stadt Köln" hervor, welches so abgeschmackt und leer ist, daß selbst sein Panegyriker Sotzmann es nicht einmal der Uebersetzung ins Deutsche werth erachtet, indem dasselbe, wie es in der angeführten Schrift (S. 69) heißt, „bei einem Aufwande von rhetorischen Floskeln und mythologischem Apparat für die Kenntniß des damaligen Zustandes von Köln nur geringe (soll heißen: nicht die geringste) Ausbeute liefert." In der That bietet das schwülstige Machwerk weiter nichts dar, als ein buntes Gemenge aus heidnischen Classikern. Cadmus, Midas, Metellus, Brutus, Bellona, die Camoenen, Mars, Pyrrhus u. s. w. müssen die Unkosten für das Lobgedicht auf das „heilige Köln" bestreiten, während der Name Christus nur ein einziges Mal, ganz im Vorbeigehen genannt wird.

Solcher Art waren die Männer, denen nachzurühmen man keinen Anstand nimmt, daß sie „der Denkkraft verjährte Fesseln abgeschüttelt, der Wahrheit neue Bahnen gebrochen, die höchsten und heiligsten Interessen der Menschheit verfochten" hätten. Mit so ziemlich gleicher Unfruchtbarkeit wie jene Humanisten auf dem Felde der Literatur waren die antikisirenden

*) Es ist bezeichnend für das damalige Gelehrtenthum, daß man sich seines ehrlichen Namens schämte, weil er zu deutsch klang.

**) S. dessen Schrift über des Antonius von Worms Abbildung der Stadt Köln (Köln 1819) S. 64 u. fgg.

Baumeister, Bildhauer und Maler auf dem der Kunst geschlagen, nur daß hier wenigstens die traditionelle Technik noch eine Zeit lang vorhielt und die innere Leerheit bergen half. An Ueberhebung gegenüber den Altvordern, von deren Brosamen man zehrte, ließ man es jedenfalls auf keiner Seite fehlen.

Wie diese Strömung Alles zugleich dem sittlichen und dem politischen Verfalle entgegenführte, dafür gibt uns die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte in Frankreich einen besonders schlagenden Beleg, welcher überdies so recht zu veranschaulichen geeignet ist, in wie enger Beziehung scheinbar ganz verschiedenartige Geistesthätigkeiten zu einander stehen.

Unter Ludwig XIV. sehen wir die „Renaissance" ihr Zenith erreichen; sein „l'état c'est moi" ist die Repristination des heidnischen Imperatorenthums, der römischen Staatsomnipotenz, an der leider zwei Cardinäle, Richelieu und Mazarin, als oberste Werkmeister mitgearbeitet haben. Macchiavell, der Vater der politischen „Renaissance", gab die Richtschnur an die Hand. Literatur und Wissenschaft wurden, wie alle Macht und alles Ansehen, in Versailles concentrirt; selbst mit der Religion ward es durch Einrichtung einer gallikanischen Nationalkirche versucht — Alles sollte in den Händen von Generalpächtern zusammenlaufen, die ihrerseits am Winke des Einen Herren hingen. Als Decoration zu diesem Theaterstück bauschten sich inmitten der wallenden Allongeperücken griechelnde Drapperien und altrömische Phrasen auf; das Hofschranzenthum spielte Schäferstückchen in Marly und Trianon, während Mordbrennerbanden auf Befehl des „großen Königs" die blühendsten Länder mit Feuer und Schwert verheerten, um dessen Reich „mit einer Wüstenei zu umschirmen." Das ward denn und wird stellenweise noch „das goldene Zeitalter" Frankreichs genannt! Jedes Princips wie jeder Grundlage baar taumelte die „emancipirte" Kunst im Delirium des Roccoco umher, die Gaffer mit ihren Capriolen ergötzend. Wer kennt nicht den buntscheckigen Wirrwarr dieses Styles mit seinen Auswüchsen, Verkröpfungen, Schnecken und Genien? wer nicht seine pomphaft aufgestapelten Triumphbogen und Altäre mit ihren durcheinander gesticulirenden Statuen und ihren gewundenen Ppropfenzieher-Säulen?! — non ragionam 'di lor, ma guard' e passa!

In Deutschland hatte sich mittlerweile der gräuelvolle Bruderkrieg entzündet, in welchem die in „classischer Universalität" von Nord und Süd herbeigezogenen Ausländer die Hauptrollen übernahmen. Nachdem die Kriegsfurie mehr denn ein Menschenalter hindurch gewüthet und unser sonst so blühendes Vaterland in eine große Brandstätte umgewandelt hatte, nachdem die Heiligthümer geplündert und verwüstet und die Anpflanzungen der alten Kirche allerwärts zertreten waren, da konnte nun der neue Genius seine Schwingen frei entfalten und daran gehen, seine lockenden Verheißun-

gen zu erfüllen — an Spielraum fehlte es ihm wahrlich nicht. Und in der That wurden auch unverweilt alle Anstalten zur Regeneration der „durch die Priesterherrschaft verdummten" Geister getroffen, indem man französische Tanzmeister, Philosophen, Bonnen und Köche, französische Despoten- und Maitressen-Künste verschrieb, französische Laute nachlallte, wobei denn nebenher die letzten Rechte und Freiheiten confiscirt und Söldnerheere mit dem Marke des Landes unterhalten, gelegentlich auch wohl einmal an irgend einen auswärtigen Potentaten verhandelt wurden.

Was die Kunst insbesondere anbelangt, so fand sie im Puder und in der Schminke bald den entsprechendsten Ausdruck. Die Sculptur, welche vordem die den Glauben und die Geschichte des Volkes zurückspiegelnden Kathedralen und Rathhäuser mit Standbildern gleichsam bevölkert hatte, beschied sich durchgängig, die Marmorkamine mit Porcellanfigürchen und Nippsachen auszustatten oder, wenn es hoch kam, Schnörkelpaläste mit Muschelwerk, Töpfen und Guirlanden zu garniren; die Architektur stülpte den der Verwüstung entronnenen Thürmen „welsche Hauben" auf und modelte die „altfränkischen Kirchen" bestmöglichst nach dem Muster der Versailler Palastcapelle zurecht, während die Malerei sich in Nuditäten gütlich that, frostige Allegorien imaginirte und den Olymp mit allen seinen Göttern und Göttinnen auf die Leinwand herabzog.

Den Saturnalien des Absolutismus und der Ueppigkeit folgten die Saturnalien der Rache und des Blutdurstes auf dem Fuße. Um dem christlichen „Aberglauben" zu entgehen, warf man sich der widerlichsten Fratze des Heidenthums in die Arme. Die „Göttin der Vernunft" erwies sich indeß nicht als sonderlich geeignet, Ideen zu inspiriren, am wenigsten künstlerische. Als endlich das Fieber der Abgespanntheit wich, nahm ein starrer Mechanismus die chaotischen Elemente gefangen; der gewaltige Bändiger und Erbe der Revolution war ein wesentlich mathematisches Genie. Das Höchste, wozu unter ihm die Kunstübung sich zu erschwingen vermochte, bestand in einer geistlosen Nachahmung einiger Aeußerlichkeiten des alten Römerthums; im Allgemeinen setzten die aufgeklärten Geister das Zerstörungswerk der Sansculotten, nur in etwas methodischerer Weise, fort. Wenn die Commune von Paris zur Zeit der Schreckensherrschaft die Schleifung aller Thürme der Stadt beantragt hatte, weil dieselben gegen den Grundsatz der Gleichheit verstießen, wenn selbst ein Straßburger Münster nur seiner Massenhaftigkeit und der ihm aufgesetzten Freiheitsmütze seine Errettung verdankte, so steht darum der nachfolgenden Zeit, doch kaum ein Recht zu, Anklage deswegen zu erheben: durch Verstümmelungen und Verunstaltungen aller Art hat sie dieses Recht verwirkt; das polizeiliche Princip der Gradlinigkeit ist der monumentalen Schönheit der Städte unend-

lich viel verderblicher geworden, als die Brutalität des aufgewühlten Pöbels.

Ein analoges Princip ward von Staatswegen gegen die Kirche überhaupt zur Anwendung gebracht. Die Regierungen glaubten gegen dieselbe, nachdem die Sturmfluthen der Revolution abgelaufen waren, eine Art Strandrecht üben zu können. Was ihr noch an Hab und Gut geblieben war, zog der Fiscus unter dem so zeitgemäß klingenden Titel der Säcularisation an sich; diejenigen kirchlichen Bauten indeß, welche nicht füglich auf den Abbruch oder sonst verkauft werden konnten, überließ man großmüthig den meist ebenfalls ausgeplünderten Gemeinden, natürlich zugleich mit der Unterhaltungslast, wie man denn überhaupt den Communalbudgets nach Möglichkeit die Bedürfnisse des Cultus und der Clerisei aufbürdete. Im Uebrigen aber kann man den Regierungen durchaus nicht den Vorwurf machen, daß sie die Priesterherrschaft ignorirt hätten; im Gegentheil wurde dieselbe bestthunlich in das Beamtenheer, als eine Art von Train, einregimentirt und für Alles, in manchen Staaten bis auf die Uniformsknöpfe herab, durch Cabinetsbefehle und Ministerialrescripte Vorkehr getroffen. Man mochte wohl hoffen, die immer noch zu kostspielige und lästige Einrichtung allmählig ganz abthun zu können; einstweilen mußte sie indeß noch, um des „gemeinen Mannes" und um einmal bestehender, noch allzu tief wurzelnder Gewohnheiten und Vorurtheile willen mit einiger Schonung behandelt werden; als Polizeianstalt konnte sie überdies auch vorkommenden Falles recht gute Dienste leisten — —. Man war grade im besten Ordnen und Experimentiren, als ein Stoß plötzlich den ganzen Apparat über den Haufen warf. Nachdem einmal die Dämme des Polizeistaates gebrochen waren und die von Gott gesetzten Oberhirten der Kirche deren unverjährbares Recht vindicirt hatten, ließen sich die auf die Gesetze der Logik gegründeten Forderungen nicht mehr kurzweg von der Hand weisen — auch die bei nicht Wenigen mittlerweile eingetretene richtigere Erkenntniß von der Bedeutung der Religion für die höchsten Güter der Menschheit, namentlich auch für die politische Freiheit, mag nicht außer Ansatz bleiben — und so ist denn der Kirche fast in allen Ländern germanischen und romanischen Stammes so viel Boden, Luft und Licht geworden, um alle in ihr beruhenden Keime zur Entwickelung bringen zu können. Wo dies aber der Fall ist, müssen die Glieder derselben ihre Thätigkeit verdoppeln, damit die Freiheit sich befestigt und möglichst reiche Früchte trägt. Die Lücken, welche dadurch entstanden sind, daß die Systeme zu Schanden wurden, sind auszufüllen; für die geschwundenen Illusionen hat die Wahrheit einzutreten. Die Staatsgewalten haben während der letzten Jahrhunderte mit ihren Experimenten um deswillen so wenig Glück gemacht, weil ihnen die leitenden, zusammenhaltenden Ideen fehlten. Diese Ideen aber

hat die Kirche bewahrt; nur von ihr kann eine wahrhaftige Restauration ausgehen, nur unter ihrer intellectuellen Leitung der Schwerpunkt wieder gewonnen und das Problem, die Einheit des Ganzen und zugleich die Selbstständigkeit des Einzelnen in einem lebenvollen Organismus als gleichberechtigte Factoren zu vereinigen, der Lösung entgegengeführt werden.

Wie auf dem politischen Gebiete die Staatsomnipotenz, so ist auf dem geistigen der Vernunftabsolutismus, überhaupt die falsche Philosophie, die Frucht der in Rede stehenden Wiedergeburt gewesen. Was seinem Wesen nach eine ungeschiedene Einheit ist, ward durch letztere in immer schroffer sich gestaltende Gegensätze auseinander getrieben. Von dem subjectiven Standpunkte aus, auf welchen die Wissenschaft sich begab, verlor sie das Wirkliche, Objective immer mehr aus dem Auge. Statt unausgesetzt auf die That hinzuwirken, auf die höheren Zwecke der Kirche, des Staates, des Lebens überhaupt, verstieg sie sich in die eisigen Regionen der Abstraction. Die materiellen, dem Egoismus dienenden Interessen traten demzufolge stets entschiedener in den Vordergrund; in demselben Maaße, in welchem die Hingebung an das Ewige, Göttliche sich verlor, löste sich der Zusammenhang mit der Vergangenheit, schwand die Grundlage der Jahrhunderte dem lebenden Geschlechte gleichsam unter den Füßen weg. Wie jenes rastlos umhersegelnde Gespensterschiff, „der fliegende Holländer" genannt, hatte man keinen Hafen mehr vor sich.

Da die „Intelligenz" und die Wissenschaft einmal das Schiboleth, das Universalheilmittel für alle Schäden waren, so dachte man auch, durch gelehrte Forschungen der bankerotten, im Veitstanze des Roccoco ganz von Sinnen gekommenen Kunst wieder aufhelfen zu können. Die Periode der Renaissance hatte das Mittelalter doch noch nicht als schlechthin abgethan behandelt; sie wollte nur ein junges Reis auf den alten Stamm pfropfen. Anders jetzt gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts: nichts hatte da noch Geltung, was irgend christliche oder nationale Reminiscenzen aufzuwecken geeignet gewesen sein würde. Die Aesthetiker kamen unzweifelhaft am entschiedensten zum „Durchbruch"; sie schrieben das baare, nackte Heidenthum auf ihre Fahne. Griechenland und Latium wurden durchforscht; man maß, zeichnete, kritisirte, combinirte, sammelte allerwärts antike Scherben, quälte sich mit den in den Classikern mühsam zusammengelesenen Kunstausdrücken ab und strengte alle Kraft an, um etruskisch, dorisch, jonisch und korinthisch zu bauen und zu meißeln. Aber auch der classische Zopf wollte nicht Wurzel schlagen und noch weniger kräftige Schößlinge treiben; auf die Länge vermochten die gewählte Phraseologie und der gelehrte Dunst die Ideen- und Formenarmuth doch nicht zu verdecken; was dabei herauskam, war so wenig heidnisch, als christlich, so wenig griechisch,

als deutsch oder französisch. Der Selbstdünkel studirte sich immer blinder und blinder. Ueberdies ruinirte die antike Richtung mit ihrem Gefolge von Surrogaten auch das Handwerk, überhaupt alle Technik, welchen das Roccoco noch einen weiten Spielraum, ja vielfache Aufmunterung hatte zu Theil werden lassen, durch und durch, zumal da zugleich das „Staatsbürgerthum“ und die „freie Concurrenz“ die Zunftgenossenschaften gesprengt, die Traditionen derselben zerrissen und ihre Standesehre untergraben hatten. Die neuen Bildungen entsprachen übrigens auch so wenig dem praktischen Bedürfnisse als den christlichen Anschauungen.*) Es ist eben nur Unkraut, den Schutthaufen entsprossen, unter welchen die alten Bauhütten begraben liegen.

Als ein Moment von besonderer Wichtigkeit ist noch hervorzuheben, wie in Folge des Unterganges der nationalen Architektur zugleich das naturgemäße Verhältniß der verschiedenen Künste zu einander verkehrt wurde. Statt in den baulichen Werken, auf deren Grund sie erwachsen sind, sich zu concentriren und aneinander zu kräftigen, emancipirte sich eine jede und versuchte ihr Glück auf eigene Hand. Verhältnißmäßig am besten fuhr dabei noch die Malerei, da hier am leichtesten und mit dem geringsten Aufwande von Mitteln auf die Sinne speculirt werden kann. Dieselbe warf sich vorzugsweise auf die Naturnachahmung, welche für den weniger gebildeten Geschmack immer etwas Bestechendes hat und überhaupt einer dem Idealen, Bedeutungsvollen abgewendeten Zeitrichtung entspricht. Allmählig kam es denn auch so weit, daß von den bildenden Künsten nur noch die Malerei von sich reden machte. Nachdem diese Kunst einmal mobilisirt war, ging das Bemühen dahin, einen möglichst großen Markt dafür zu erhalten und es entstanden die s. g. Kunstvereine und die Kunstausstellungen, welche heute noch, vom Theater abgesehen, fast das gesammte ästhetische Interesse des gebildeten wie des ungebildeten Publicums für sich in Anspruch nehmen. Die allmählige Entwicklung des letztgenannten Institutes ist besonders bezeichnend für den darin lebenden Geist und mag zugleich als ein kleiner Beleg für das zuvor Gesagte dienen. Es ist eigenthümlich, wie die Zeittendenzen sich unwillkürlich in solchen Dingen zu erkennen geben; es stehen dieselben — so zu sagen — wie Ebbe und Fluth unter einem festen, höheren Gesetze.

Die erste Kunstausstellung fällt in die Zeit, in welcher die großen Principien eben verlassen worden waren und die Künstler bereits angefangen hatten, statt für die tieferen Bedürfnisse des Volkes, für die Cabinette, überhaupt für die Grillen des Luxus zu arbeiten. Es war im Jahre 1665, als in Frankreich unter dem Protectorate Ludwigs XIV. die Akademie für Malerei, Sculptur und Kupferstecherei (die Malerei nahm den ersten

*) Näher ausgeführt und speciell belegt in meiner Schrift: Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart. 2te Aufl. (Trier bei Lintz 1852).

Platz ein, die Architektur ward bereits, als Kunst, ignorirt) ihre Entstehung fand. Von dieser Akademie nun ward 1673 jene erste Kunstausstellung veranstaltet, auf welcher 140 Werke von 50 Künstlern figurirten, deren Namen zum guten Theile noch jetzt einen Klang haben. Auf den weiteren Ausstellungen, die gleichfalls noch unter Ludwig XIV. statt hatten, fanden sich im Ganzen 520 Bilder ein und so fort immer mehr. Zu Napoleons Zeit im J. 1812 stieg die Ziffer auf 1327, unter der Restauration (1827) auf 1820, unter Louis Philipps Regierung (1833) auf 2925 und endlich im ersten Jahre der zweiten Republik bis zu 5180 Artikel! In dem Maaße, in welchem die Zahl der Werke zunahm, nahm die der Celebritäten unter den Contribuenten ab und wurden die Klagen der wirklichen Kenner über das Umsichgreifen des Verfalles der Kunst und der Verflachung der Künstler lauter. So verhält es sich aber nicht blos in Frankreich, sondern allerwärts. Ich habe hunderte von Ausstellungen in den verschiedensten Ländern gesehen; auf allen befand sich selbst das Mittelgut noch in der Minorität; Ausgezeichnetes (zumeist Landschaften) kam nur höchst sporadisch vor; der große Haufen war überall ein wirres Durcheinander von stumpfen, abgequälten Producten, deren ganzer geistiger Gehalt aus einigen Modell- und Gypsstudien resultirte. An diesem Durcheinander bildet denn das kunstliebende Publicum seinen Geschmack und sein Urtheil, unter Anleitung der Kunstblätter und Feuilletons, welche nicht müde werden, von den Triumphen der Aussteller und den „sich immer erfreulicher gestaltenden Resultaten der neuesten Kunstbestrebungen" zu berichten. Von einem richtigen Takte geleitet sind die Vereine, denen zunächst der Vertrieb obliegt, darauf gekommen, mit diesen Ausstellungen Lotterien zu verbinden; es ist gewiß ganz angemessen, daß der Zufall, welcher die Werke zusammenwürfelt, demnächst auch den auserlesenen ihre Bestimmung anweist, während die übrigen so lange von Ausstellung zu Ausstellung wandern, bis endlich auch ihrer einmal das Glücksrad sich erbarmt.

Als Kinder desselben Geistes, des akademischen nemlich, sind noch die Gallerien und Museen zu erwähnen. Diese Anstalten, namentlich die letzteren, sind gleichsam der todte Niederschlag schöpferischer Zeiten, oder, wenn man lieber so will, Beinhäuser zur Ansammlung der Gliedmaßen von zerstörten Kunstorganismen. Theilweise hilft man sogar den Organismus zerstören, um die Collection mit einem Bruchstücke desselben zu bereichern; jedenfalls ermuntert man indirect hierzu. Wie manches Altar- und Heiligenbild wäre noch an der Stelle, für welche der fromme Stifter es bestimmt und der Künstler es gefertigt hat, wie manches Kirchengeräthe würde noch seinem erhabenem Zwecke dienen, wenn jene Verlockung für die Gewinnsucht nicht bestände! Was aber die fraglichen In-

stitute noch weit schwerer trifft, ist die positive Profanation des Verehrungswürdigen und Heiligen, der man in allen, fast ohne Ausnahme, begegnet. Ich glaube, diesen allerdings harten Vorwurf durch einige Beispiele begründen zu müssen, und will dieselben Gallerien ersten Ranges entnehmen. So sieht man u. A. in der national gallery zu London zwei wunderliebliche Bilder von F. Francia, das Eine die h. Jungfrau, das Jesuskind, den h. Johannes und noch sonstige Heilige darstellend; das Andere, diesem gegenüber, den todten Erlöser im Schooße seiner Mutter mit zwei Engeln zur Seite: ein Hauch aus einer höheren Welt weht uns aus diesen Erscheinungen an. Und nun das Weitere. Unmittelbar über dem letzten Bilde hat eines von Caracci, eine nackte Susanna im Bade, von den lüsternen Alten umstellt, Platz genommen, daneben ein Pan von wahrhaft cynischer Nudität, den nichts weniger als ideal gehaltenen Apollo im Flötenspiele unterrichtend, darauf wieder, in engelsreiner Unschuld, eine heilige Catharina von Raphael; weiter dann Christus, die Schriftgelehrten zurechtweisend, von Leonardo da Vinci; darüber ein von einem Adler durch die Luft getragener, widerlich koketter Ganymed, dessen nähere Beschreibung sich nicht ziemen würde; darauf wieder ein tiefernstes Bild von van Eyck, sodann von Reynolds drei höchst ungraziöse Grazien à la 1793 frisirt und so fort von Wand zu Wand! Mit welchem Ausdrucke wäre wohl solches Verfahren gebührend zu qualificiren, das heißt: zu brandmarken, wenn nicht in der Regel mehr Verstand als böser Wille ihm zum Grunde läge. — Fast eine jede Gallerie stellt, wie gesagt, ihr Contingent zu der erbaulichen Revue über moderne Verkommenheit, wenn man eine solche im Großen abhalten will, selbst die, verhältnißmäßig rein gehaltene Dresdener nicht ausgenommen, wo z. B. in der nächsten Nachbarschaft eines heiligen Hieronymus mit dem Kreuze und mehrerer Ecce Homo von Guido Reni, welche den erschütterndsten Schmerz des, für das gefallene Menschengeschlecht Schmach und Tod leidenden Erlösers ausdrücken, eine nackte Venus sich befindet, welche dem Liebesgotte einen Pfeil reicht! In Florenz, von wo freilich auch das Unwesen seinen Ausgang genommen, bildet sogar eine Venus, das bekannte Standbild, welches seinen Beinamen von jener Familie führt, die solcher Classicität zuerst im Großen die Bahn in die christliche Kunstwelt gebrochen hat, den Centralpunkt der s. g. Tribüne in der Gallerie des Palastes degl'Uffizj, dem Sammelorte der Perlen dieser Gallerie. An den Wänden ringsumher huldigen der paphischen Gottheit die edelsten Erzeugnisse christlicher Kunstbegeisterung: eine h. Familie mit der h. Catharina von Paul Veronese, die s. g. Madonna auf dem Piedestale, der h. Franciskus und Johannes der Evangelist von Andrea del Sarto, mehrere der schätzbarsten Werke Raphael's, worunter der

junge h. Johannes in der Wüste, zwei h. Familien, dann von Correggio die h. Jungfrau, ihr göttliches Kind anbetend u. s. w., zwischendurch erscheinen dann auch noch einige verbuhlte Venusbilder von Tizian — als ob es an dem gemeißelten in der Mitte und dem Faune daneben nicht genug des Hohnes auf die hehre Umgebung wäre! Und es werden diese Säle nicht blos von der blasirten haute volée durchlognettirt, woran am Ende nicht sonderlich viel zu verderben ist und auf deren abgestumpfte Geschmacksnerven die „pikanten" Contraste zunächst berechnet sein mögen — auch der noch unverdorbene, gesunde Theil des Volkes, ja die weibliche Unschuld wird von den Reisehandbüchern dorthin vorzugsweise gewiesen, um die Gipfelpunkte aller Kunst anzustaunen. Das gehört zu den Früchten des vielbelobten Axiomes: l'art pour l'art! — Der tätowirte Südseeinsulaner hat ganz gewiß mehr Verständniß für das Hohe und Heilige, als so ein Kunstfeinschmecker des 19ten Jahrhunderts. Welches die Tendenz eines Kunstwerkes ist, ob es versittlichend, erfrischend, erhebend wirke, oder ob es dem Laster Vorschub leiste, ob es irgend welcher Idee diene, ob es eine locale, eine geschichtliche oder sonst eine Bedeutung habe oder nicht, das Alles wird keiner Beachtung werth gefunden; nur das materielle, sensualistische Moment fällt in die Wagschale: mit gewichtigen Kennermienen erörtert man die Correctheit der Zeichnung, Pinselführung und Anatomie, spricht von Lokalfarben, Lasuren, Tönen, Tinten, Impasto u. dgl. m.; ob Blut, Leben, Seele, Geist, Genie vorhanden sind, kommt gar nicht oder doch nur ganz nebenher in Betracht. Ich weiß recht wohl, daß die Kunst nicht dazu da ist, um Moral und Katechismus zu dociren; noch weniger aber ist sie ganz gewiß für das Gegentheil da, und irgend Etwas muß am Ende doch auch die Kunst dienen: soll dieses Etwas vielleicht der Mammon, die Genußsucht, die Gott- und Glaubenslosigkeit sein? In diesem Falle befindet sie sich allerdings ganz auf dem rechten Wege; es ist derselbe, welchen die Philosophie wandelt, deren Höhepunkt in dem Satze liegt, daß Heidenthum und Christenthum wesentlich auf Einer Linie stehen, von gewissen Aeußerlichkeiten abgesehen, identisch sind. Man sollte fürwahr glauben, die Zeit könnte nicht mehr allzuferne sein, wo wenigstens der Kunst, diesem verlorenen Kinde, die Sehnsucht nach dem Vaterhause kommt — Träber hat es wenigstens schon vollauf gegessen, in welcher Gesellschaft, weiß man.

Nicht blos in Privatsammlungen, sondern auch in öffentlichen, aus Staatsfonds unterhaltenen Museen begegnet man allen Gattungen von dem Cultus entfremdeten Kunstgegenständen, Reliquiarien, Kreuzen, Kelchen, Monstranzen, Tragaltären, überhaupt dem verschiedenartigsten Kirchenmobilare. Welche auch immer die Veranlassung zu dieser Entfremdung gewesen sein mag, eine wilde Revolution oder eine zahme Säcularisation, eine Ver-

untreuung, eine Verschleuderung oder ein Nothverkauf — unter allen Umständen würde es einem christlichen Gemeinwesen wohl anstehen, solche Gegenstände ihrer Bestimmung zurückzugeben, in welcher sie auch, selbst abgesehen von jeder höheren Rücksicht, gewiß ersprießlicher auf die Geschmacksbildung einwirken würden, als inmitten der hunderterlei Curiositäten, die sich hier zu drängen pflegen. Allein was kümmern den modernen Staat und seine Organe die geschichtlichen und religiösen Bezüge, bildet Er doch den Mittelpunkt für alle Interessen des Diesseits und des Jenseits, so weit ein solches noch zu statuiren sein mag!

Und so ergiebt sich denn auch für das Kunstgebiet das Facit, daß ohne eine gründliche Restauration aus dem Chaos nicht herauszukommen, oder doch demselben auf die Dauer nicht zu entgehen ist. An die Spitze dieser Restauration muß aber, wie gesagt, die Kirche treten, denn um gründlich und dauernd zu sein, muß sie bei den Principien und den Ideen beginnen; es fehlt zunächst an jenem Salze, wovon die h. Schrift Meldung thut und welches allein die Fäulniß, selbst von der Wissenschaft, abzuwehren im Stande ist. Mögen auch zu den siebenunddreißig Planeten und den sechzig und einigen Elementen noch so viele hinzu entdeckt werden, mag es der Kritik gelingen, die Gedankenwelt, und der Chemie, die Welt der Stoffe in ihre letzten Atome zu zerlegen — der Verfall wird darum doch nicht ausbleiben, eher sogar wird er dadurch beschleunigt werden, wenn der Analyse sich nicht eine noch mächtigere Synthese gegenüberstellt. Nur die höchste moralische Potenz vermag dem immer gewaltsamer werdenden Herandringen der verneinenden Geister Stand zu halten. Wie sehr es auch zu wünschen ist, daß die Kirche und der Staat in dieser Geisterschlacht nebeneinander kämpfen, jeder Theil mit den ihm eigenen Waffen, so wird Erstere doch wohl daran thun, vor der Hand nur auf sich zu zählen, *sich möglichst auf sich selbst zu stellen*. Es kann nämlich noch eine geraume Zeit währen, bevor der „christliche Staat" aus einer — vielfach mißbrauchten — Phrase zu einer Wahrheit wird. Bis dahin möge die Kirche dem Staate die Concurrenz in allem Guten und Schönen machen. Es wird sich dann bald zeigen, auf welcher Seite der eigentliche Beruf liegt und wer am weitesten kommt: ob z. B. die vom Staate besoldeten, büreaukratisch gegliederten Wohlthätigkeitscommissionen, oder die frommen Congregationen, die vom Staate nichts fordern, als ungestört sich dem Gemeinwohle opfern zu dürfen; ob die Schulbrüder oder die Schulmeister, ob die Jesuiten oder die Universitäts-Professoren, ob die in der Schule des Thomas von Aquin gebildeten philosophischen Theologen oder die untheologischen Philosophen, welche zu den Füßen eines Kant oder Hegel gesessen? Möchte nur erst einmal Luft und Sonne unter den Streitenden, oder beziehungsweise Wetteifernden gleich getheilt sein!

So wird denn auch der „Welt" lediglich anheimzugeben sein, wie lange sie noch im Reiche des Schönen die bisherige Bahn einzuhalten für räthlich erachtet; wir werden abzuwarten haben, wohin sie mit ihren Akademien, Museen, Gallerien, Kunstausstellungen und Verloosungen, mit ihren Prämien und Reisestipendien am Ende gelangt — die Kirche aber thut gewiß ihrer Seits am besten daran, unbekümmert um all solches Treiben und Handthieren ruhig die vor Jahrhunderten abgerissenen Fäden wieder aufzunehmen und daran anzuknüpfen, mittelalterliche Kunstschulen und Bauhütten neu zu gründen, das so tief gesunkene Handwerk wieder aufzurichten und demselben wahrhaft würdige Aufgaben zu stellen und eben solche Muster vorzuhalten, auch das Kleinste nicht gering zu achten, sondern Allem und Jedem das Gepräge ihres Adels aufzudrücken. Besonders aber lasse sie sich es angelegen sein, durch Hebung und vorzügliche Pflege der Architektur das naturgemäße Verhältniß unter den verschiedenen Künsten wieder herzustellen. Wie bei jenen indischen Bäumen, deren Wipfel in die Erde gesenkt, wieder als neue Stämme hervorwachsen, so wird es auch hier abermals zu sprießen und zu grünen beginnen und der so frevelhaft gelichtete Wald von christlichen Monumenten bald wieder in reichster Fülle prangen. Die ächt kirchliche Kunst altert so wenig wie die Kirche selbst und ihr Lebenselement, der Glaube: stehen doch die Ideen, welche jene Kunst in tausend und aber tausend Brechungen zurückstrahlt, erhaben da über allen Wechseln der Zeit und des Raumes! Die auf den Irrwegen gemachten Erfahrungen aber sind nicht umsonst gemacht; wir wissen jetzt, wo die Wolfsgruben und die Fußangeln liegen. Erheben erst einmal die gothischen Kirchen und Kapellen sich wieder, so werden die Klöster, die Hospitäler, die Schulen, die Zunfthäuser schon nachfolgen, endlich vielleicht sogar die Rath- und Wohnhäuser sich dazu bequemen; das Uebrige mag dann, so lange es will und kann, einen eigenen Fluß im Strome bilden und durch seine Färbung zu erkennen geben, welchen Ursprunges es ist.

Leicht ist die Aufgabe allerdings nicht und Diejenigen, welche sich ihr handelnd oder rathend unterziehen, thun gut, sich in dieser Hinsicht keinen Illusionen hinzugeben. Sie müssen auf gar viele äußere Vortheile verzichten; sie müssen darauf gefaßt sein, daß man sie entweder giftig anbläst oder hoffärtig ignorirt; gegen die herrschenden Strömungen und Winde wird vielfach geradezu nicht anzukommen sein; selbst unter den sonst kirchlich Gesinnten werden mehr als einmal die Vorurtheile sich stärker erweisen, als die Gründe, bittere Enttäuschungen aller Art nicht ausbleiben. Allein je härter der Kampf, desto schöner der Sieg: groß ist die Macht der Wahrheit, und sie wird siegen!

Neubauten.

Der dringendste Rath, welchen ich in Bezug auf Neubauten zu geben habe, ist, dieselben so lange als nur immer möglich zu verschieben. Binnen wenig Jahren wird man sicherlich für weniger Geld bessere Arbeit bekommen. Wir befinden uns nachgerade in einem Uebergangsstadium; die Erkenntniß, daß es anders werden muß, bricht sich durch alle officiellen und unofficiellen Hindernisse immer mehr Bahn, allerwärts treten tüchtige Männer unter die Fahne der christlich-nationalen Kunst; man forscht, vergleicht, bildet nach. Allein wir sind erst auf dem rechten Wege, noch nicht am Ziele; die bloße Erkenntniß genügt hier nicht; es müssen noch gar viele praktische Erfahrungen gemacht werden, die oft theuer genug zu stehen kommen. Die leitenden Köpfe vermögen nichts ohne die ausführenden Hände. Zufolge der Boden- and Principlosigkeit des Afterclassicismus und der akademischen Kathederbildung, sowie durch die Concurrenz mit den Fabriken ist nun aber das Handwerk so tief herabgekommen, daß die Hände nur ganz allmählig wieder herangebildet werden können. Die Steinmetzenhütten, welche sich, bald hier, bald dort, zu den Füßen der alten Dome ansiedeln und die übrigen beim Fortbaue oder der Restauration derselben mitarbeitenden Gewerke bilden eben so viele Pflanzschulen, die ihre Wurzeln und Zweige immer weiter hinausstrecken — Theorie und Praxis gehen hier Hand in Hand und wirken zusammen an der Wiederbelebung jenes Kunsthandwerks, aus welchem die großen Monumente der Vorzeit hervorgewachsen sind. Also besser noch eine Zeitlang der äußerste Nothbehelf, als eine Uebereilung, deren traurige Folgen viele Generationen, und zwar in dem Maße, wie das rechte Verständniß zunimmt, immer tiefer empfinden werden! In den meisten Fällen ist es wenigstens möglich, mit verhältnißmäßig geringen Opfern das Alte neben dem Neuen

fortbestehen zu lassen; zu einem solchen Zwecke scheue man unter Umständen sogar ein bedeutenderes Opfer nicht. Mit wahrhaft unverantwortlichem Leichtsinn hat man bis jetzt mit alten Kirchengebäuden aufzuräumen gepflegt, die ihre schwächliche, krüppelhafte Nachfolgerschaft noch recht lange hätten überleben können. Um einen Platz zu gewinnen oder um das Dachwerk nicht weiter unterhalten zu müssen, sind nicht selten uralte Bauten von hoher archäologischer Bedeutung weggefegt worden; mit der Zerstörung jedes derartigen Denkmales reißt man gleichsam ein Blatt aus der Kunstgeschichte des Landes. Aber auch selbst aus praktischen Gründen hat man solches Verfahren nicht selten bitter zu bereuen gehabt; was heute überflüssig scheint, ist oft nach kurzem Zeitverlaufe wieder geeignet, einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen.

Ist ein Neubau unabweisbar, so gilt es vor Allem, einen guten Plan zu bekommen. Wie sehr sich dieser Rath auch von selbst zu verstehen scheint, so hat doch die bisherige Erfahrung gelehrt, daß er gar oft fehlt oder doch zu spät kommt. Mit nichts hat man es in der That, der Regel nach, leichter genommen als mit den Plänen. Man begnügt sich mit der Weisheit des nächstwohnenden Communal-, vielleicht gar Wege- oder Wasser-Baumeisters, falls nicht die vorgesetzte Behörde etwas in ihren Bureaux Ausgearbeitetes octroyirt. Ob dem betreffenden Architekten auch nur eine Ahnung von den Erfordernissen und Traditionen des katholischen Cultus einwohnt, ja ob er dem Gottesdienste, für welchen er einen Tempel errichten soll, in seinem Leben auch nur einmal beigewohnt hat, ob er ein Verehrer der heidnisch-akademischen und ein Verächter der christlichen Kunst sei, ob er jemals etwas ausgeführt, was eine Gewähr für ihn zu bieten geeignet wäre, wes Geistes Kind er überhaupt ist, (und in der Kunst, wenn irgendwo, macht nur der Geist lebendig) — um Alles das pflegt sich Niemand zu kümmern, falls der Mann nur eben mit Licht- und Schattenstrichen und etwas Roth und Gelb ein Bildchen aufs Papier zu bringen weiß, welchem die höhere Genehmigung zu Theil wird. So sind denn alle die größeren und kleineren Ungestalten zur Welt gekommen, welche wie Kleckse auf unseren Landschaften liegen und aus deren Erscheinung gewiß Niemand es errathen kann, daß sie dem schönsten und erhabensten Cultus zu dienen die Bestimmung haben. Die Freimaurer lassen sich ihre Logen nur von einem „Bruder" bauen und einrichten: sollen wir Katholiken gesinnungsloser sein? — Die übliche Entschuldigung, daß die beschränkten Mittel es nicht gestatteten, sich höher zu versteigen, ist nicht stichhaltig. Die Schönheit an sich macht nicht theuer; ein schlichtes Bauernhaus von Holz kann schöner sein — und ist es wahrlich nicht selten — als ein Palast, der Millionen verschlungen hat. Abgesehen davon ist aber

auch selbst eine kostspielige Schönheit, da wo es sich um höhere, namentlich um religiöse Zwecke handelt, mit der weisesten Oekonomie sehr wohl vereinbar. Das Schöne öffnet nicht blos die Herzen, sondern auch die Börsen und das Geheimniß der unerschöpflichen Hülfsquellen des Mittelalters zu seinen zahllosen Bauten beruht vorzugsweise in ihrer Schönheit. Es ist in der Regel weit schwerer, das Wenige zusammenzubringen, was ein ordinärer Bedürfnißbau erfordert, als den höheren Betrag für etwas in seiner Art Vollendetes. Wenn irgendwo so sollte man hier den Wahlspruch: „Recht oder gar nicht" beherzigen. Natürlich dürfen alle derartigen Unternehmungen nicht in den gewöhnlichen Büdget-Mechanismus hineingezwängt werden, der nicht für Hellers Werth passiren läßt, wenn nicht gleich die folgende Colonne die Deckung nachweist. Ein Gottesbau erfordert Gottvertrauen und wer auf Gott wahrhaft vertraut, der hat, wie das Sprichwort sagt, nie umsonst gebaut.

Stellt sich bei reiflicher Erwägung das Bauen als ein unabweisbares Bedürfniß heraus und handelt es sich um ein Werk von einer gewissen Bedeutung, so ziehe man, in Ermangelung eines ganz erprobten Architekten, lieber Mehrere der besseren zu Rath und lasse sich von jedem einen Plan anfertigen; unsere Vorfahren haben es auch so gehalten, wie die alten Baurechnungen ausweisen, und sie sind gut dabei gefahren. Schon das bloße Nebeneinandersehen verschiedener Entwürfe wird meist, selbst den weniger Kundigen, das Bessere treffen machen; in noch höherem Maße aber wird dies der Fall sein, wenn man die Concurrenten zu einer wechselseitigen Kritik ihrer Pläne veranlaßt. Ueberhaupt lasse man die Kritik möglichst frühe eintreten, damit sie nachher nicht zu spät kommt; wer gegen ein solches Vorgehen sich sträubt, der hat damit schon selbst seine Arbeit gerichtet. Im Zweifel wähle man denjenigen Baumeister, welcher das Alte am besten versteht und am meisten ehrt und lasse sich durch dictatorische Sentenzen, selbst von Baubeamten mit volltönender Titulatur nicht irre machen. Solchen Herren ist nicht selten das Aufkommen des ächten Kirchenstyls ein Dorn im Auge, weil derselbe grade nicht ihre starke Seite ist, vielleicht auch weil er allzusehr an Dasjenige mahnt, was ihnen mit der heutigen „Aufklärung" nun einmal nicht verträglich erscheint.

Ein Baumeister von der rechten Art wird vor Allem das etwa noch vorhandene Alte so viel thunlich mit dem Neubau zu verbinden suchen. Nicht blos die Thürme, sondern auch wohl das Schiff, das Chor können zuweilen ganz füglich erhalten werden und dem Neubaue dienen; hier kann ein bisheriges Hauptschiff als Seitenschiff fungiren, dort eine Kapelle, eine Sacristei u. s. w. aufrecht bleiben. Unsere modernen Baukünstler, zu deren Ideal die Gradlinigkeit und Gleichförmigkeit wesentlich gehören, lächeln

freilich über solches Streben; allein man muß sie eben ruhig lächeln und spötteln lassen. Außer dem zuvor in Betreff dieses Punktes bereits im Allgemeinen Bemerkten fallen auch noch Rücksichten der Pietät für die Orte ins Gewicht, wo viele Geschlechter, von der Taufe bis ins Grab, sich für die zweite, bleibende Heimath vorbereiteten, in welchen sich deren Traditionen gleichsam verkörpern. Solche allmählig mit der Bevölkerung gewachsene Anlagen sind in ihrer ganzen Erscheinung mindestens weit malerischer, als die allerdings leichter hinzustellenden Bauwerke aus Einem Gusse, selbst wenn letztere zu den gelungenen gehören. Und nicht blos wird fast mit jedem Abbruche eines kirchlichen Bauwerkes das Land um einen Typus ärmer, es gehen nebenher auch meist noch werthvolle, um nicht zu sagen, unersetzliche Einzelheiten, wie Ueberreste von Wand- und Glasmalerei, Sculpturen, Eisenwerk, Fließe u. dgl. m. mit zu Grunde. Diese Dinge sind aber, bei aller Unscheinbarkeit, um deswillen von Bedeutung, besonders für den einsichtsvollen Praktiker, weil die stylgerechte Ausstattung einer Kirche fast mehr Schwierigkeiten darbietet, als die Gesammtanlage, wofür die Muster sich leichter finden und nachbilden lassen.

Damit die Pläne verständlich sind und die erforderliche Garantie in sich tragen, sind mindestens folgende Zeichnungen vom Baumeister zu verlangen:

1) ein Grundriß des Gebäudes mit der inneren Disposition.

2) Aufrisse der verschiedenen Fronten.

3) Längendurchschnitte der Nord- und Südseite, und zwar in einer Größe, daß jedes einzelne Glied ganz erkennbar hervortritt. Eine 160 Fuß lange Kirche würde beispielsweise zu diesem Ende eine Zeichnung von etwa zwei Fuß Länge erfordern. Alle Details sind außerdem in $^1/_{12}$ der natürlichen Größe beizufügen.

4) Ein detaillirter Kostenanschlag nach den Ortspreisen.

Sieht man strenge darauf, daß diesen Anforderungen pünktlich entsprochen wird, so ist der Quacksalberei ihr Treiben schon wesentlich erschwert und dahingegen der Tüchtigkeit ein bedeutender Vorschub geleistet.

Aber in welchem Style soll die Kirche errichtet werden? Gegen den, vor wenig Jahren noch von den Akademien präconisirten und patronisirten „antiken" Styl nach dorischer, jonischer oder korinthischer Säulenordnung braucht man zur Zeit — Gott Lob! — eben so wenig zu warnen, wie gegen den eigentlichen Perückenstyl, und zwar gegen letzteren schon um deswillen nicht, weil unsre Architekten wie unsere Handwerker sehr wohl fühlen, daß sie ihm, in seiner Aechtheit wenigstens, nicht gewachsen sind. Dieser Styl hat doch, so barock er auch ist, Charakter und das Machwerk ist vortrefflich; in beiden Be-

ziehungen aber klopft man heutzutage vergeblich an gar manche Thüre an, hinter welcher renommirte Leute vom Fache hausen. Das Schinkel'sche Hellenenthum ist mit dem reichbegabten Meister begraben worden, der ihm allein noch eine Art von Scheinleben zu verleihen vermocht hat. Demnächst hat man, um nur nicht dem „finstersten Mittelalter" in den Rachen zu laufen, die altchristlichen Basiliken als Mustertypen aufgestellt, während Andere, das Unpraktische hiervon fühlend, die uns etwas näherstehende s. g. romanische Baukunst zur Nachahmung empfehlen. Es erinnern diese guten Räthe in etwas an die Bestrebungen zur Wiederherstellung eines „gereinigten Urchristenthums", für welches sich nicht Wenige nur um deswillen so lebhaft interessiren, um mit Anstand gegen den Katholizismus losziehen zu können. — Wen durchbebt nicht ein heiliger Schauer, wenn er jene Stätten betritt, in welchen die Wiege des Christenthums stand, oder auch jene Mutterkirchen, die vielleicht bis zu den Zeiten der Christenverfolgungen zurückreichen, in deren Bereiche so viele Opfer, Gebete und Seufzer himmelwärts gestiegen sind! Wen erfaßt nicht eine ehrfurchtsvolle Bewunderung, wenn er diese Structuren sieht, an welchen zuerst die kunstbildende Kraft des Christenthums sich versucht hat und in die häufig noch Prachttrümmer der niedergeworfenen heidnischen Welt gewoben sind: Capitäl- und Säulenschafte aus seltenem Gestein, oder kostbare Mosaiken an Wänden und Fußböden mit ihren feierlichen, überirdischen Gestalten! Vor solchen Basiliken hat man sich allerdings tief zu beugen. Darum aber wahrlich nicht auch vor Demjenigen, was uns die akademischen Vorlege-Blätter unter der tönenden Firma annehmbar zu machen bemüht sind. Da zeigt sich keine Spur, auch nicht einmal ein matter Widerschein von jener mystischen Erhabenheit, von jener religiösen und historischen Weihe; ein dürres Schema wird uns geboten, eine nüchterne Abstraction, ein Skelett ohne Fleisch und Blut, höchstens durch Oelfarbe und etwas Goldschaum gehoben. Eine solche moderne „Basilika" stellt sich in der Regel eben nur als ein viereckigter Kasten, mit einer kleinen, halbrunden Chornische und einer aus zusammengefügten, mehr oder weniger verputzten Latten construirten Holzdecke dar. Lassen wir also die officielle Architektur mit ihren Basiliken das gereinigte Urchristenthum beglücken, unsererseits aber uns bestens dafür bedanken.

Was den romanischen Baustyl betrifft, so ist es damit schon etwas Anderes. Das Schifflein der Kirche war zur Arche angewachsen; das christliche Europa bedeckte sich mit Tempeln, in welchen die constructiven Elemente der Basiliken unter der treibenden Kraft der christlichen Ideen in einer Art fortgebildet sind, daß sie, so zu sagen, einen ganz neuen Charakter zeigen. Nur im Grundrisse, wenigstens bis auf das Transept, finden sich noch die wesentlichen Dispositionen der Basilika. Im Uebrigen sehen wir

die Säulen durch Pfeiler, die flachen Decken durch Wölbungen verdrängt; Strebepfeiler verstärken die Mauern, um dem Schube der Gewölbe zu begegnen; die Fenster vergrößern, die Massen gruppiren, die Außenwände schmücken sich.

Allein wie bewundernswerth die Hervorbringungen dieser Periode durch Größe, Anordnung und Structur auch sind, immer gewahrt man darin noch eine gewisse Unbestimmtheit des Ausdrucks, vorchristliche Reminiscenzen, unbewältigte oder doch nicht gehörig gegeneinander abgewogene Massen; die verschiedenen Theile führen gewissermaßen noch ein gesondertes Leben; der Geist ringt da noch mit der Materie um die Herrschaft, kurz, Alles deutet unverkennbar auf ein Entwicklungsstadium, nicht auf volle Reife. Wenn dies allein schon hinreichen möchte, um den romanischen Baustyl uns nicht als Mustertypus zu empfehlen, so tritt noch der bis jetzt viel zu wenig in Anschlag gebrachte Umstand hinzu, daß die Kirchen dieses Styles wesentlich eine kunstgemäße Bemalung ihrer so ausgedehnten Wandflächen erfordern. Durch dieses Requisit schwindet schon gleich von vorneherein der dem romanischen Style so vielfach nachgerühmte Vorzug der Wohlfeilheit; dann aber würde es auch gewiß, bei der allerwärts vorherrschenden naturalistischen Bildung und Richtung, nichts Leichtes sein, Maler zu finden, welche der Aufgabe überhaupt gewachsen wären. Am beliebtesten, weil am schwankendsten und unbestimmtesten, wird wohl der sogen. Uebergangsstyl werden; jedenfalls ist bis jetzt noch kein Uebergang zum Besseren davon zu erkennen gewesen und mag diese Spielart hier auf sich beruhen bleiben. Was die Architekten betrifft, so hat es fast etwas Komisches, dieselben darüber streiten zu sehen, ob man romanisch oder gothisch bauen solle, da sie auf ihren Akademien so wenig das Eine als das Andere gelernt haben. Aber freilich, grade um deswillen steht die überwiegende Mehrzahl auf der Seite des romanischen Styls: die Willkür hat hier einen größeren Spielraum, während jeder Verstoß gegen die Logik und Grammatik des gothischen Styls sofort in die Augen springt; Alles passirt am Ende für romanisch, was Rundbogen hat und weder altgriechisch noch gothisch ist. Es erscheint daher doppelt räthlich, diese Eselsbrücke abzubrechen und die Herren Architekten zu nöthigen, einen anderen Weg einzuschlagen, wenn sie überhaupt katholische Kirchen bauen wollen — den Weg nämlich, in welchen unsere Vorfahren vor etwa sieben Jahrhunderten einlenkten und der drei bis vier Jahrhunderte später so schmählich verlassen ward. In dem um jene Zeit aufblühenden Spitzbogenstyle spricht die kirchliche Kunst dem Principe nach ihr letztes Wort, was indeß eine Fortbildung ins Unendliche nicht ausschließt, eben so wenig wie der Generalbaß den musikalischen Fortschritt hindert, oder wie die endgültige Feststellung des Weltsystems in sei-

nem Grundgesetze die Astronomen überflüssig und weitere Entdeckungen unmöglich macht. Das dreizehnte Jahrhundert konnte in Bezug auf die Architektur das εὕρηκα in die Welt hineinrufen, und es hat dies denn auch wirklich gethan. Die in den früheren Zeiten hierhin und dorthin gebrochenen Strahlen sammeln sich in Einem Brennpunkte; ein eben so festes als entwickelungsfähiges Bildungsgesetz ist gefunden; jeder Einzelheit ist Ort und Maaß gewiesen und Alles fügt sich harmonisch zu einem schönen Ganzen. Bei aller Gleichartigkeit des Typus zeigen die Individuen die größte Mannichfaltigkeit; Majestät ist mit Anmuth, kühnster Aufschwung mit besonnenem Maßhalten gepaart; dazu jenes wunderbare Zusammenwirken der Formen, Farben, Lichter und Schatten; in allen Contouren und Linien der feinste Formensinn; überall ein tiefes, geistiges Leben hervorquellend, welches Verstand, Phantasie und Begeisterung in wunderbarer Wechseldurchdringung abspiegelt. Das Colossale der egyptischen, das Glänzend-Zierliche der griechischen, und das Gewaltige, Kraftvolle der römischen Baukunst hat man in einen Schmelztiegel zusammengeworfen und ein neues Element ist daraus hervorgegangen, von welchem die Mischungstheile nicht mehr zu erkennen oder herzustellen sind. — Wie sehr auch das Streben nach dem Grandiosen in dieser Periode vorgewaltet zu haben scheint, so ist doch das Wesen des gothischen Styls keineswegs durch solche Großartigkeit bedingt; im Gegentheil ist es ein specifischer Vorzug desselben, daß, wie bereits oben angedeutet, seine Principien im Kleinsten nicht minder als im Größten ihre ganze Eigenthümlichkeit bis zur höchsten Formenfülle entfalten können. Die gothischen Grabmäler, Sacramentshäuschen, Altäre und Chorstühle sind eben so vollendet und bewundernswerth in ihrer Art, wie die Dome, welche sich über ihnen wölben. Jeder Aufgabe in jedwedem Materiale gewachsen, bietet dieser Styl auch noch den Vortheil relativ größerer Wohlfeilheit dar, zumal wenn er einmal allgemein zu praktischer Geltung gekommen sein wird und sich allerwärts um die guten Muster und um die guten Meister Schulen für die bei einem solchen Baue concurrirenden Gewerke gebildet haben werden. Die Richtigkeit und Harmonie der Verhältnisse, welche hier das Hauptelement der Schönheit bilden, kosten nichts; die schlechte Gothik ist freilich immer theuer, jedenfalls immer zu theuer. Von entscheidendem Gewichte in dieser Hinsicht ist, daß der gothische Styl, seinem Wesen nach, verhältnißmäßig am wenigsten Masse zur Einschließung und Ueberdeckung einer gegebenen Räumlichkeit erfordert. Auf das rechte Verständniß kommt es naürlich vor Allem an; das aber ist es gerade, was meistens fehlt, wie es auch allerdings nichts weniger als leicht zu erlangen ist. So wird denn das mehr oder weniger Zufällige mit dem Wesenhaften verwechselt; man ignorirt die Bedingungen der Construction und des Materials, das

Verhältniß des Grundrisses zum Aufrisse und der einzelnen Theile unter sich; man beschränkt sich überhaupt darauf, einen allgemeinen Effect zu erstreben, wie er dem großen Haufen zu genügen pflegt. Es müssen demzufolge die verschiedenartigsten Elemente, wie sie gerade die Sammelmappe liefert, sich miteinander zu vertragen suchen; zu kleinen Bauanlagen werden die Formen, Verhältnisse, Ornamente von riesigen Kathedralen, mittelst bloßer Reducirung des Maßstabes, benutzt und so z. B. Zwergdome in die Welt gesetzt, statt schlichter Kapellen; bald wird chablonirt, wo die Arbeit der freien Hand erfordert ist; bald wird dem Holze, bald dem Steine gegen seine Natur Gewalt angethan; hier macht man Glaserschilder aus bunten Scheiben, statt gemalter Fenster, wenn man sich nicht gar durch Beschmieren des Glases mit Oelfarbe hilft; dort stülpt man steinfarbig angestrichene, spitzbogige Gewölbe aus B r e t t e r n auf pfeifenstielartig dünn gestreckte Pfeiler; anderwärts endlich wird auf Stein berechnetes Gliederwerk a u s E i s e n gegossen und zu Stein gepinselt u. s. w. u. s. w. Die Caricatur des Schönen ist natürlich weit widerwärtiger, als das von Haus aus Häßliche und Platte.

Kühnere akademische Baumeister bilden wohl gar die Gothik in der Art fort, daß sie, statt spitzbogiger, flachbogige Fenster machen, deren Pfostenwerk dann weiter, im Geiste der Neuzeit, von Stuckmasse, die Krönungen aus reinem Gyps herzustellen, zu verankern und endlich, zum Zwecke der Schönheit und Solidität, mit Wachsseife zu überziehen sind. Ich habe einen derartigen, von einem königlichen Bauinspector herrührenden Plan mit eigenen Augen gesehen. Im Kostenanschlag spielt u. A. der „wasserfeste Kitt" eine Hauptrolle; desgleichen fanden sich darin nicht unansehnliche Posten für Wachs sowie für Steinkohlen, um die gedachte „Wachsseife" zu kochen u. s. w. Es ist kaum zu bezweifeln, daß diese neueste Enkaustik die Runde um die Welt machen wird. Die k a t h o l i s c h e n Kirchen aber möge man mit d e r Errungenschaft verschonen!

Allein die Gothik selbst hat wieder manchfache Spielarten aufzuweisen, welche soll uns zunächst als Muster dienen? — Ich antworte unbedenklich: d e r e d l e, e r n s t e, k e r n g e s u n d e S t y l d e s d r e i z e h n t e n J a h r h u n d e r t s, ohne indeß darum den Hervorbringungen der nächstfolgenden Jahrhunderte die Mustergültigkeit absprechen zu wollen; in mancher, z. B. in decorativer Beziehung gebührt letzteren nicht selten sogar entschieden der Vorrang. Ich lege vorzüglich Gewicht auf die Einfachheit und Klarheit der Frühgothik. Ihr Hauptreiz liegt in den G r u n d f o r m e n und der H a r m o n i e d e r V e r h ä l t n i s s e; es fordert dieselbe daher zwar einen tüchtigen Meister mit feinem Auge, aber keine sonderlich ausgebildeten Techniker, die zur Zeit noch sehr selten und theuer sind. Auch alles Neben-

werk, wie Fenster, Altäre, Stühle können einfacher gehalten und daher ohne allzu großen Kostenaufwand beschafft werden.

Manchem mag es allerdings erwünschter sein, wenn er seine Geistesarmuth unter allerhand, aufs Ungefähr hin copirtes gothisches Blumen- und Schnörkelwerk aus der Zeit des Verfalles verbergen kann; allein das ändert nichts an der Sache. Kaum etwas Anderes stellt sich überdies der Wiederaufnahme der in Rede stehenden Stylgattung so hindernd in den Weg, als das so verbreitete Vorurtheil, daß die Schönheit derselben in dem Ornamente beruhe, welches allerdings, namentlich bei den Bauwerken des 15. Jahrhunderts, oft in verschwenderischer Fülle deren Bildungen überwuchert. Ist man erst wieder einmal des Einfachen vollkommen Meister, so mag man dreist zum Künstlicheren übergehen und nur vor dem Verkünstelten auf der Hut sein; ja man mag sogar dem Style des Mittelalters ein neues Bette graben, wenn man nur erst, wie gesagt, durch die That bewiesen hat, daß man seine Formenwelt beherrscht. Damit hat es aber so leicht keine Noth. Bis jetzt war es erfahrungsmäßig immer nur ein Trostwort für die Unfähigkeit, daß jene „finstere Zeit" überwunden sei, daß die unserige höhere Bedürfnisse habe und daher nach anderen Mitteln zu ihrer Befriedigung sich umthun müsse, oder wie die hohlen Phrasen sonst lauten. Am allermeisten nehme man sich aber vor den Erfindern neuer Baustyle in Acht, wenn sie ihre Wunderwerke in Eisen oder sonst einem „zeitgemäßeren" Materiale als der Stein ist, aufzurichten gedenken.

Man wird vielleicht einwenden, daß Vieles, was dem gothischen Style eigenthümlich ist, doch als Aeußerung des individuell mittelalterlichen Geschmackes zu betrachten sei, der, wie jeder Zeitgeschmack, auf Bestand keinen Anspruch habe, und zu unseren Verhältnissen nicht mehr passe. Etwas Wahres mag dieser Einwendung zum Grunde liegen; allein das Wesen der Sache berührt sie nicht, zumal in Betreff gottesdienstlicher Gebäude, die ihrer Natur und Bestimmung nach dem Wechsel der Mode eben Trotz bieten sollen. Man zerlege eine gothische Kirche bis in ihre feinsten Einzelheiten und man wird in der Structur überall auf geometrische Figuren, in der Ornamentik auf freie Nachbildungen einheimischer Pflanzen stoßen, in oberster Reihe endlich der im Lichte der Verklärung strahlenden Menschengestalt begegnen. Ich wüßte nun aber nicht, daß der Drei- und Vierpaß, die Rosette und die Pyramide, daß die Blätter des Eichbaums und der Winde sich überlebt hätten, oder daß die Heiligen Gottes der Kirche entfremdet wären, daß sie jetzt weniger Anspruch auf unsere Verehrung hätten, als jemals früher. Jede rein zufällige oder ungehörige Beimischung wird übrigens schon von selbst durch den natürlichen Lebensproceß der Kunst, wenn ein solcher sich nur erst einmal wieder einstellt, ausgeschie-

den werden. In dem praktischen England, auf welches hinzuweisen sich noch mehr Gelegenheit finden wird, hat denn auch der frühgothische („early english") Styl, mit seinem klaren, kraftvollen Organismus, seinen lanzetförmigen Fenstern und seinen hohen, bis zur Helmspitze hinauf aus Stein hergerichteten Thürmen bereits wieder das volle Bürgerrecht erlangt und die Probe trefflich bestanden. Nur die englischen Holzbedachungen des Inneren, die jenseits des Kanales von jeher gebräuchlich geblieben sind, wolle man nicht gleichzeitig zum Muster nehmen; die Steinwölbungen sind in mehr als Einer Beziehung ein entschiedener, wirklicher, unbedingt festzuhaltender Fortschritt. Hier mögen die Engländer, wie in Allem, was harmonische Durchbildung betrifft, auf den Continent lernen kommen. — Es gilt also, um das vorstehend Entwickelte kurz zusammenzufassen, die Gesetze und Traditionen der großen mittelalterlichen Kunst wieder zu unserem Bewußtsein zu bringen und zu verkörpern, indem man das dreizehnte Jahrhundert als Ausgangspunkt nimmt. In technischer Hinsicht studiere man zu diesem Ende die Muster, welche aus gedachter Periode sich noch zu uns herüber gerettet haben, und zwar nicht blos nach malerischen Darstellungen, sondern in ihrer wirklichen Erscheinung. Vor Allem suche man von ihrem Wesen sich Rechenschaft zu geben, das zunächst auf Maaß, Zahl und Proportion beruht, und nicht auf gewissen Aeußerlichkeiten, wie sehr dieselben auch bei flüchtigem Beschauen das Auge bestechen mögen und wie nahe auch die Versuchung liegt, durch sie den großen Haufen zu blenden. Gewiß ist diese Kunst, um deren Wiederbelebung es sich handelt, schwer, schwerer vielleicht als irgend eine andere, zumal da, außer den natürlichen, noch so gar viele künstliche Hindernisse sich ihr entgegenstemmen; allein daß die abermalige Lösung der Aufgabe nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, beweist bereits die Erfahrung. Wir haben wenigstens den Vortheil voraus, die Abwege zu kennen, auf welchen man vormals in die Irre gegangen ist, und zwar geschah dies keineswegs, wie die Sophistik uns glauben machen will, in Folge einer Art von Naturwendigkeit, welcher die Entwickelungsphasen der Menschheit blind gehorchen, sondern durch das Ueberwiegen der verderbten Natur über das bessere Wissen und Wollen.

Nichts ist ungeeigneter, als für Kirchenbauten sogenannte Normalpläne zur genauen Befolgung aufzustellen; gewisse Punkte giebt es indeß, welche bei der Errichtung einer eigentlichen Kirche, zum Unterschied von einem bloßen Betsaale, stets ins Auge zu fassen sind und woran sich Regeln knüpfen, die nur der unabweisbaren Nothwendigkeit weichen sollten. Die beste Grundform zu einer Pfarrkirche (welche Gattung uns hier zunächst beschäftigt) ist das längliche Viereck mit vorspringendem nach Osten gerichteten (orientirtem) Chore, welches besondere Fenster erleuchten. Sie zerfällt in

drei, sichtlich von einander getrennte Abtheilungen, die Vorhalle, das Schiff und das Chor; bei vollständiger entwickelten Kirchen erstreckt sich diese Dreitheilung auch über die Breite- und die Höhe-Richtung. Daß die Schiffe stets zu überwölben sind, ist schon oben gelegentlich bemerkt worden. Hinsichtlich der Geräumigkeit thue man eher zuviel als zu wenig und treffe jedenfalls Vorkehr, daß Erweiterungen später nicht unmöglich sind. Die französische und belgische Unsitte, bewegliche Stühle während des Gottesdienstes den Miethern oder Zahlern hinzustellen, und demnächst in einem Winkel aufzustapeln, lasse man nicht über die Gränzen kommen, sondern richte stets feste Kniebänke her, welche 3 bis 3½ Fuß von einander entfernt zu halten sind. Der Haupteingang des Gebäudes gehört in die Westfronte und ist es zweckmäßig, die Thüre so einzurichten, daß ihre Flügel sich nach außen öffnen; bei größeren Kirchen sind außerdem Nebenthüren anzulegen, jedoch, zur Verhütung der Zugluft, nicht einander grade gegenüber.

Um Zusammengehöriges nicht auseinander zu reißen und Wiederholungen möglichst zu vermeiden, sollen hier nur die allgemeinsten Grundzüge des Baues, als Ganzes betrachtet, angedeutet werden und das Einzelne dem nächstfolgenden Capitel, so wie dem über die innere Anordnung und Ausstattung der Kirche handelnden vorbehalten bleiben.

Eine reiche Quelle von Verlegenheiten für unsere classisch gebildeten Architekten sind die Kirchthürme, da das Heidenthum dazu keine Vorbilder liefert. Man läßt sie daher am liebsten ganz weg; das ganze Streben unserer Zeit zielt ja ohnehin nicht in die Höhe, sondern in die Weite und Breite; geht dies aber nicht an, so stellt man sie — unter Bezugnahme auf die italienischen „Basiliken" — isolirt neben die Kirche hin und bildet sie, in dem man so und so viel würfelförmige Stockwerke aufeinandersetzt, oder man führt eben vier, von Schalllöchern durchbrochene, senkrechte Mauern bis zu einer gewissen Höhe über das Kirchendach hinauf. Die beliebte „Einfachheit" mag dieser Methode nachzurühmen sein; auf Solidität und Schönheit aber muß man dabei ein- für allemal verzichten. — Nach den Grundsätzen des christlichen Baustyles sollen die Thürme ein organisch entwickeltes Pfeilersystem sein, dessen pyramidale Tendenz sich schon in den unteren Geschossen zu erkennen gibt. Auch hier muß, wie an der Kirche überhaupt, das Princip der Gliederung, Auflösung und Durchbrechung der Massen bei constructiver Einheitlichkeit, so weit solches überhaupt die Mittel gestatten, sich geltend machen. Wo letztere nicht sehr bedeutend sind, errichte man nur Einen Thurm und fehlt es auch dazu an Geld, einen Dachreiter, und zwar ist es immer besser, mit dem Wenigen sich zu begnügen, es aber in seiner Art vorzüglich zu machen, als einen großen Anlauf zu nehmen und inmitten der Bahn hinter den Athem zu

kommen. Wie mancher Kirchenbau hat nicht schon an seinen zwei Thürmen Bankerott gemacht!*) — Ein kräftig entwickelter, hochragender Thurm bringt ohnehin einen unverhältnißmäßig bedeutenderen Eindruck hervor, indem er dem ganzen Baue auf das Entschiedenste die pyramidale Tendenz, den Charakter des Aufstrebens und Culminirens verleiht, welchen der in einem Thurmpaare liegende Parallelismus der Art abschwächt, daß nothwendig wieder mit einem Centralthurme über dem Durchschnittsfelde des Kreuzes zu Hülfe gekommen werden muß, wie solches denn auch bei den großen englischen Kirchen fast ausnahmslos der Fall ist. Am zweckmäßigsten, besonders wenn man die Unterhaltungskosten in Betracht zieht, ist es, den Helm ganz aus Stein aufzuführen; aber freilich, eine solche Construction ist nicht ganz leicht, weshalb es denn auch der großen Mehrzahl unserer Baumeister an Gegengründen nicht mangeln wird, wenn die Zumuthung an sie ergehen sollte. Sodann möchte ich auch noch ein gutes Wort für den alt hergebrachten Hahn auf dem Thurmkreuze, den treuen Wächter und zugleich Erwecker aus dem Schlafe der Sünde einlegen, der jedenfalls etwas mehr bedeutet als die vergoldeten Kugeln oder die Pickelhauben-Spitzen oder was sonst die Neuzeit an ihre Stelle zu setzen pflegt. Dahingegen rathe ich dringend von den Thurmuhren ab, deren Zifferblätter außen sichtbar werden. Letztere sind höchst störend für die Architektur, ja geradezu häßlich. Da jetzt fast jeder Handwerksbursche eine Taschenuhr besitzt, so haben die Kirchenuhren aufgehört, ein Bedürfniß zu sein. Früher als ein solches noch bestand, errichtete man im Innern der Kirche jene Pracht-Uhren, die theilweise noch jetzt die allgemeine Bewunderung in Anspruch nehmen.

Eine weitere Ungelegenheit bei Neubauten pflegen die Sacristeien zu bereiten, da der ästhetische Katechismus unserer Gebildeten alle Anbauten proscribirt und nichts für schön gelten läßt, als was auf der einen Seite genau so aussieht, wie auf der anderen. Demzufolge hat sich denn wohl die Praxis gebildet, die Sacristeien hinter dem Altare oder am Schlusse eines Seitenschiffes anzubringen. Es möchte indeß räthlich sein, auch in dieser Hinsicht es beim Alten zu belassen und die Sacristei als besonderen Bau an die Nordseite des Chores anzulehnen. Solche und ähnliche Anbauten geben meines Erachtens, indem sie die starre Symmetrie brechen, dem Ganzen einen malerischen Reiz und es werden dadurch überdies die aufstrebenden Linien um so entschiedener markirt.

Zum Schlusse dieses Capitels noch ein vorläufiges Wort der Warnung vor der Unsitte der Bekleidungen, Verblendungen und sogen. Putzarbeiten. All solches

*) Leider verlangt das Concurrenz-Ausschreiben für die in Wien zu erbauende Votivkirche auch, außer einem befremdlichen Einbaue in das Chor, zwei Thürme. Man wird diesen Luxus sicherlich später zu bereuen haben.

Maskiren ist fehlerhaft, nachtheilig, unwürdig und öffnet der Pfuscherei Thür und Thor. Es sind mir Entwürfe von Dorfkirchen zu Gesicht gekommen, deren Außenwände mittelst in den zolldicken Mörtel eingeschnittener Fugen einen Quaderbau affectirten, während sie im Uebrigen wahre Bilder des Jammers waren! Solche Stümper-Exercitien verbitte man sich wenigstens, wo es sich um kirchliche Zwecke handelt, mit welchen die Lüge am wenigsten verträglich ist.

Restaurationen.

Während der Blüthezeit der christlichen Baukunst verfuhr man nicht selten mit den Werken der Vorgänger in hohem Grade rücksichtslos. Jeder neue Styl trachtete sofort nach Alleinherrschaft; ohne Schonung zerstörten und veränderten die Meister des gothischen Styles die Werke des romanischen. In diesem Punkte haben wir die Alten nicht nachzuahmen, und zwar um so weniger, als wir uns auf die Rechtfertigungs- oder doch Entschuldigungsgründe, welche ihnen zur Seite standen, nicht berufen können. Vor Allem waren sie in Wahrheit schöpferische Geister, der höheren Entwickelungsstufe ihrer Kunstweise sich durch und durch — und zwar mit vollem Rechte — bewußt; sie übten eine lebende Kunst, die unter ihrer Hand frei nach den Eingebungen ihres Genius sich gestaltete, ohne darum doch jemals der Gesetzlosigkeit anheimzufallen. Die Menschen, die Dinge, die Verhältnisse — kurz Alles traf in jener Zeit zusammen und half sich gegenseitig, um die Schöpfungen zu ermöglichen, die selbst da, wo sie bereits den Verfall an der Stirne tragen, noch durch ihre Originalität und formale Vollendung dem Auge wohlthun. Dank der austrocknenden Wirkung der auf das heidnische Alterthum gepfropften modernen „Wissenschaftlichkeit", ist alle schöpferische Kraft, alle Energie der formgebenden Intelligenz nach und nach geschwunden; mehr oder weniger geschickte Nachahmungen und gelehrte Pensa ohne alle Lebenswärme, heute in griechelnder, morgen in römelnder Art, ein anderesmal dem Eklekticismus huldigend, das ist Alles was, im Allgemeinen gesprochen, unsere Zeit noch zu Tage zu fördern im Stande ist. Nach den immer zahlreicher und deutlicher hervortretenden Symptomen wendet es sich zwar allerdings wieder entschieden zum Besseren; allein bis zur vollständigen Wiedergenesung ist noch eine gute Strecke Weges hin; wir haben noch manchen Rückschritt zu machen, ehe ans Vorwärtsschreiten zu denken ist; bis es dazu kommt, müssen wir

noch sehr fleißig zu den alten Meistern in die Schule gehen, ihre Zirkelschläge und ihre Handgriffe uns wieder aneignen, vor Allem aber den Geist, welcher sie belebte und hob und der ihre Werke adelte, den Geist der Kirchlichkeit und der Religiosität. Nachdem selbst Goethe den Ausspruch gethan, daß „die Menschen in Poesie und Kunst nur so lange productiv bleiben, als sie religiös sind", wird man hoffentlich über die letzte der obigen Bedingungen akademischer Seits nicht allzu mitleidig die Achsel zucken. Wie die Sachen zur Zeit noch stehen, ist es, wenn man auch das historische und archäologische Moment und die Rücksichten der Pietät gar nicht in Anschlag bringen wollte, eine heilige Pflicht für uns, den Capitalstock, welchen die Alten uns hinterlassen und mit dem bereits so unverantwortlich gewirthschaftet worden ist, nach besten Kräften zu erhalten und vor jeder Beeinträchtigung zu wahren. Demgemäß gilt auch hier als oberste Regel, so wenig wie möglich und so unwahrnehmbar wie möglich zu restauriren. Die böswilligen Zerstörungen haben auf dem Kunstgebiete kaum größeren Schaden angerichtet, als die gutgemeinten Restaurationen, letztere aber sind weit bedrohlicher, weil man weniger vor ihnen auf der Hut ist. Ward doch vielfach die „Restauration" gothischer Bauten, zufolge Anordnung des betreffenden Stadtbaumeisters, in der Art betrieben, daß man dieselben periodisch durchmusterte und dann alles Vorspringende, wie Gesimse, Bosen, Fialen, Ziersäulchen u. s. w. was nicht mehr ganz fest war, herunter schlug, womit denn zugleich den Anforderungen der Polizei und denen des gutes Geschmackes ein Genüge geschah, indem der Bau, zufolge öfterer Anwendung dieser Heilmethode, allmählig die beliebte akademische Einfachheit und Glätte erhielt, welche dem Schönheitssinne der „Gebildeten" allein Befriedigung zu gewähren vermögen. Handelte es sich nicht um praktische Bedürfnisse, so würde ich unbedenklich rathen, die alten Monumente lieber gradezu ihrem Schicksale zu überlassen, als eine jener Curen damit vorzunehmen, welche sie mit ihrer geschichtlichen Würde, ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zu bezahlen haben, die nicht selten zum Untergange in ihrer Art einziger Muster und zu förmlichen Verfälschungen der Kunstgeschichte hinführen. Vom rein ästhetischen Gesichtspunkte aus betrachtet nimmt ein Bauwerk als hinsinkende Ruine, die ihren Charakter in keiner Art verläugnet, das Interesse unvergleichlich mehr in Anspruch, als wenn dasselbe durch allerhand Vorrichtungen und fremdartige Zuthaten künstlich am Leben erhalten worden ist. Da indessen, wie schon bemerkt, solche Kunstbauten meist zugleich Bedürfnißbauten sind, so thue man denn, was das Bedürfniß erfordert, aber auch nicht um ein Haarbreit mehr. Eine jede Restauration sei, mit Einem Worte, so conservativ wie möglich. Dem Bedürfnisse ist nun in der Regel dadurch

schon entsprochen, daß man die sogen. großen Reparaturen in gehöriger Weise vornimmt, das Dach- und Zimmerwerk, die Gewölbe, Pfeiler und Wände ordentlich in Stand hält oder setzt, an besonders bedrohten Stellen etwa Anker oder umlaufende Bänder anbringt u. s. w. Wenn auch bei solchen Arbeiten der Zweck der Consolidirung vor Allem im Auge behalten werden muß, so sind doch nebenher noch gar manche andere Rücksichten zu nehmen. Daß alle Formen auf das gewissenhafteste, so wie sie waren, erhalten oder beziehungsweise wieder hergestellt werden müssen, ist selbstverständlich; darum soll man dasselbe Material, soweit es sich bewährt hat, oder ein in Farbe und Korn möglichst ähnliches, verwenden, insbesondere aber hüte man sich, für die oberen Theile schwereres Material, als das ursprüngliche des ganzen Baues zu gebrauchen. Aber auch selbst hinsichtlich der Anordnung und der Größe der einzelnen Steine halte man sich am Alten: der ganze Charakter einer Mauer und mehr noch eines Bogens wird durch die Art der Schichtung sowie durch den größeren oder geringeren Umfang der einzelnen Werkstücke wesentlich bestimmt. Dem Anscheine nach unbedeutende Versäumnisse ziehen nicht selten die schlimmsten Folgen nach sich, wie z. B. wenn man es unterläßt, die Fugen der Zierglieder aus Haustein mit Blei zu vergießen oder wenn man Eisen zur Verbindung der Werkstücke unter sich verwendet oder keinen Spielraum zwischen dem Haustein und dem daran gränzenden Mauerwerk aus Bruch- oder Backstein läßt, so daß letzteres beim Setzen auf den Haustein drückt und ihn leicht sprengt u. dgl. m.

Namentlich sind alle Surrogate ferne zu halten, in Bezug auf welche unsere Zeit so erfinderisch ist, und wozu man bei Restaurationen noch weit geneigter zu sein pflegt, als bei Neubauten, weil sich so bequem damit flicken und pappen läßt. Jede Formgebung ist durch das Material, seine Cohäsion, Schwere, Zersetzungsverhältnisse u. s. w. bedingt. Ganz besonders aber halte man das ästhetisch wie technisch gleich verwerfliche Gußeisen ferne; da es von allen Seiten herandroht, kann nicht oft und eindringlich genug davor gewarnt werden. Ueberlasse man die Herbeiführung des eisernen Kunstzeitalters nur ruhig unsern Akademien; dieselben werden damit schon allein zu Stande kommen. Selbst gewisse technische Vervollkommnungen, wie in den Hängewerken u. dgl. dürfen nur mit Vorsicht benutzt werden. Es ist nicht genug, daß die Festigkeit oder Zweckmäßigkeit irgend eines baulichen Apparats wissenschaftlich demonstrirt werden kann; es darf diese Ueberzeugung nicht erst durch Berechnung und Reflexion vermittelt werden müssen. Die Rücksicht auf das statische Gefühl und auf den unmittelbaren Eindruck, welchen die äußere Erscheinung hervorbringt, ist bei Kunst- und Prachtbauten die maßgebende.

Die größte Gefahr bei Restaurationen liegt also darin, daß man zu

radikal verfährt und zuviel thut. Selbst wo der alte Bau in seinem ganzen Umfange weichen muß, kann solches noch immer in conservativem Sinne bewerkstelligt werden, indem man z. B. die alten Formen genau wiederherstellt, das Material, selbst die Bedeckung der Dächer nicht ausgenommen, einzelnes Sculpturwerk u. dgl. m. benutzt. Zu diesem Ende ist es meist räthlich, den Umbau nur partienweise in Angriff zu nehmen. Weiter ist ein Augenmerk darauf zu richten, daß die bei einem alten Bauwerk fast stets vorhandenen Spuren seines allmähligen Anwachsens, gleichsam seine Jahresringe nicht verwischt, daß die verschiedenen Style, sowie jene Unregelmäßigkeiten und Zufälligkeiten, welche auch dem sonst minder bedeutenden Gebäude einen eigenthümlich-individuellen Reiz verleihen, erhalten bleiben. Man hüte sich überhaupt vor aller Gleich- und Flachmacherei, selbst wo man sich zutraut, den Bau zu seinem Vortheile in stylistischer Beziehung uniformiren zu können. Es giebt heut zu Tage noch nicht gar Viele, die im Stande wären, die alten Bildungen aus allen Gesichtspunkten zu würdigen und die relativen Vorzüge derselben gegeneinander abzuwägen. Aeußersten Falles suche man wenigstens das Andenken des Alten durch Zeichnungen zu erhalten, welche dann in das Pfarrarchiv niederzulegen wären, aber wohlgemerkt: nur äußersten Falles, wenn das Erhalten schlechterdings unzuläßig ist. Alle diese Regeln lassen natürlich gewisse Ausnahmen zu, gegen deren Vorhandensein indeß stets die Vermuthung streitet. Ein gesundes Urtheil und ein sicherer fester Takt thun vor Allem noth, um in Fragen der in Rede stehenden Art das Recht zu treffen. Jede capriciöse Voreingenommenheit für eine bestimmte Stylperiode muß hier unter allen Umständen ferne bleiben. Eine einfache Form von unzweifelhafter Ursprünglichkeit verdient mehr Berücksichtigung, als eine weit vollendetere spätere Zuthat, und letztere sollte hinwiederum auch einer noch so brillanten Neuerung nicht Platz machen: man spare seine Erfindungsgabe für andere passendere Gelegenheiten auf. Es gibt wenig alte Kirchen, welche nicht einen ganz bestimmt ausgesprochenen Charakter an sich tragen; diesen erhalte man ihnen auf das sorgsamste. Die Fehlgriffe unserer Baukünstler haben in dieser Hinsicht vielleicht schon größeres Unheil angerichtet, als die Elemente und die Zeit zusammen genommen.

Schon bei Neubauten ist es sehr bedenklich, die Arbeiten an den Mindestfordernden zu verganten; bei Restaurationen aber ist es geradezu verderblich. Der Unternehmer im Ganzen absorbirt allen Gewinn, womit denn bei dem Arbeiter die Lust am Werke und der Trieb zum Vollkommenen schwindet, Alles natürlich auf Kosten der Sache. In den alten Hüttenordnungen war es deshalb eine unerschütterliche Satzung, daß nur auf Tagelohn gearbeitet werden durfte. Es ist in hohem Grade

räthlich, auf diesen Grundsatz, bei allen Kunstbauten wenigstens, zurückzukommen, wie es denn überhaupt wohl an der Zeit wäre, jene Ordnungen aus dem Staube wieder hervorzuziehen, worin die Aufklärung, welche Alles besser zu wissen wähnte, sie so lange hat modern lassen.

Mit der Aufstellung der Gerüste beginnt in der Regel bereits das Unheil, indem man dieselben beispielsweise nicht in gehöriger Ferne vom Baue anbringt, oder an Ornamente, überhaupt an schwächere Theile (Gewölbe, Geländer, Simse u. dgl.) lehnt oder indem man die Rüstlöcher mitten in den Schichten anbringt, oder endlich dem Apparate zum Heraufziehen des Materials eine solche Stellung gibt, daß alles Herabfallende irgendwo eine Zerstörung anrichtet u. s. w. Wie manches gemalte Fenster, wie viel Laub und Blumenwerk ist nicht ein Opfer der Vorbereitung zur Herstellung geworden!

Je mehr die Restauration sich ins Kleine verbreitet, desto schwerer wird es, sie gehörig im Zügel zu halten. Es kostet da verhältnißmäig so wenig Geld und Mühe, daß die Verlockung gar groß ist, vor Allem dem eigenen Geschmacke die Ehre zu geben; und man ist um so weniger geneigt, dieser Verlockung Widerstand zu leisten, als die getreue Herstellung anscheinend unbedeutender Dinge meist auf allerhand Hindernisse, besonders technische, stößt. Hier aber findet das „Principiis obsta" seine volle Anwendung: hat man einmal irgendwie den breiten und bequemen Weg der Pfuscherei eingeschlagen, so ist kaum noch wieder in das rechte Geleise zurückzukommen. Fehlt ein Glied oder ein Detail, wie z. B. das Sprossenwerk eines Fensters, eine Kreuzblume, eine Fiale, so hüte man sich ja so lange wie nur immer möglich davor, bei irgend einem Kupferwerke, oder gar der eigenen Phantasie sich Raths zu erholen; man sehe sich vor Allem auf das sorgfältigste nach den noch vorhandenen Anhaltepunkten um, und in deren gänzlicher Ermangelung nach ähnlichen Bauwerken in der Umgebung und aus derselben Stylperiode. Bei dem Abbruche von Mauern hat man sorgsam auf Alles das Auge zu richten, was etwa von einem früheren Baue herrühren, oder doch Licht auf die Geschichte des gegenwärtigen werfen könnte. Ueberhaupt sollte weder ein Abbruch noch eine Restauration stattfinden, ohne daß zuvor das vorhandene Unbewegliche gezeichnet, das Bewegliche genau inventarisirt, während der Arbeiten aber alle Fragmente notirt und unter sichern Verschluß genommen werden. Fast jeder behauene Stein, jedes Stück aus Metall, Holz oder gebranntem Glase, was aus einer alten Kirche stammt, hat einen gewissen Kunstwerth und ist überdies meist ganz gut zu gebrauchen. Es ist bereits oben gesagt, und soll hier nur darauf hingewiesen werden, daß jedes Material seine besondere Formgebung verlangt, und daß daher, unter Beibehaltung derselben Form, nie ein Mate-

rial dem andern substituirt werden darf, daß aber das Gußeisen zu **keiner** paßt, sonach aus dem Kunstgebiete schlechthin zu verbannen und dem ordinärsten Industrialismus zu überantworten ist. — Dasselbe gilt, wo möglich in noch höherem Grade, von allen künstlich fabricirten Steinen und zwar selbst abgesehen von jeder Rücksicht auf Dauerhaftigkeit.*) Aber auch **die Art der Bearbeitung** ist von Wichtigkeit, indem die Ausführbarkeit eines Entwurfs, oder doch die Kostspieligkeit der Ausführung großentheils durch die Auswahl von Formen bedingt ist, welche dem Arbeiter in der Hand und im Werkzeug liegen. So lange die Kunst mit dem Handwerk verbunden war, ergab sich diese Rücksicht von selbst; jetzt aber, wo erstere nur in der Höhe der „Wissenschaft" und der sogen. Idee thronen will, ist es natürlich unter ihrer Würde, sich darum zu bekümmern, was den einzelnen Handwerkern und den Stoffen, welche sie verarbeiten, angemuthet werden kann. Sie läßt ihre Schöpfungen um ein Billiges gießen, kneten oder blasen. Das große Publicum — damit setzt man sich leicht über einen allenfallsigen Scrupel hinweg — merkt ja doch den Unterschied nicht, sein Auge ist ja bereits mittelst all der modernen Bildung so blöde geworden, daß es die Arbeit des Dampfes und der Maschine nicht mehr von der Arbeit der Menschenhand zu unterscheiden vermag. — Man meide also aufs sorgfältigste den Gyps, die Steinpappe, den Cement, den Asphalt oder wie die Pechpflaster sonst heißen, und überlasse dieselben den Akademikern zu ihren Schöpfungen.

Ein besonderes Augenmerk ist auf den gehörigen **Abfluß des Wassers**, sowohl von den oberen Theilen, als namentlich auch am Fuße des Baues zu richten. An beiden Orten ist der Regen der gefährlichste Feind, weil er leise schleichend unterwühlt und der Schaden, besonders an den Fundamenten, schwer wahrzunehmen und noch schwerer wieder gutzumachen ist. Von großer Wichtigkeit ist in dieser Hinsicht die Anlage der **Dächer**. Die hohen spitzwinkligen eignen sich am besten für unser Klima und entsprechen zugleich am meisten dem gothischen Style. Bei umfassenden Restaurationen derselben macht man es sich häufig dadurch bequem, daß man die faul gewordenen Enden der Sparren abschneidet, und dann das Dach um so viel senkt, so daß der Firstwinkel immer stumpfer wird und die Kirche ihren Charakter vollständig einbüßt. Ein solches Verfah-

*) Die in öffentlichen Blätttern vielfach gerühmte „künstliche Steingießerei" von Egells und J. Fischer in Berlin kündigt an, daß sie Gesimse mit und ohne Architektur, künstliche Felsen und was alles dergleichen fabricire. Unter andern ist aus dieser Anstalt ein **Taufstein im gothischen Style von einer grünlichen Marmormasse** hervorgegangen, dessen Spottwohlfeilheit besonders gerühmt wird. Hoffen wir, daß die Kirchen wenigstens zu solchem Bettelluxus nicht herabsteigen werden.

ren ist natürlich schlechterdings nicht zu dulden. Man hat sich auch nicht selten die Freiheit genommen, bei Restaurationen gothischer Kirchen die Wasserspeier zu unterdrücken oder doch nur als Figuranten mit verstopften Rachen fortbestehen und statt ihrer Röhren von Eisen oder Blei eintreten zu lassen. Es ist das eine verkehrte Neuerung, und zwar nicht blos vom ästhetischen, sondern auch vom praktisch-technischen Gesichtspunkte aus. Jene Speier sollen Larven, aber keine Masken sein; sie sollen nichts scheinen was sie nicht wirklich sind, mit Einem Worte, nicht ästhetisch lügen oder heucheln; jedes andere Laster mögen sie symbolisch darstellen. Sodann entsprechen solche Vertikalröhren der ganzen, in sich zusammenhängenden alten Einrichtung für den Wasserablauf nicht und sind außerdem der Orydation, dem Froste, überhaupt dem Verderben weit mehr unterworfen und weit schwerer in Stand zu halten, als jene Vorrichtungen der Alten. Die bereits gemachten Erfahrungen stehen dem Gesagten nur allzu bekräftigend zur Seite und sollten wahrlich nicht unbenutzt bleiben.

Auch auf die Sicherung gegen Feuersgefahr ist Bedacht zu nehmen. Es geschieht dies sowohl durch eine zweckmäßige Wahl des Materials, als, und zwar vorzugsweise, dadurch, daß man die Kirche möglichst isolirt.

Der Bauführer hat aufs strengste die einzelnen Handwerker zu beaufsichtigen, damit dieselben nicht in ihren gewohnten Schlendrian verfallen und den Kirchenbau behandeln, wie die fabrikmäßig zu Stande kommenden Dutzendhäuser, mit welchen unsere Speculanten die Städte verunstalten. Wie viele Kirchendächer von Blei sowohl, als von Ziegeln und selbst von Schiefern waren nicht mosaikartig mit Figuren verziert, während die Firsten und Kanten in lilien- und kleeblattförmige Kämme und Bosen ausliefen! Unter der Hand der Restauratoren verschwand und verschwindet das Alles in der Regel spurlos, ja man weiß oft selbst nicht einmal, wo das Material geblieben ist. Traf doch sogar das hohe Chor des Kölner Domes jenes Schicksal! Der Mosaikschmuck des Daches, der vergoldete Lilienkamm und das wundervolle Thürmchen mußten der nüchternsten Eintönigkeit Platz machen. — Nicht minder sorgsam ist den Schlossern auf die Finger zu sehen, welche dem Ueberhandnehmen der Guß- und Fabrikwaaren gegenüber, ebenso wie die anderen Handwerker, meist ihr Heil in der Pfuscherei suchen zu müssen glauben. Besonders in Betreff der Thürbeschläge und des Eisengerippes in den Fenstern halte man sich, unter Vermeidung alles Scheinwesens und Blechartigen, genau am Systeme der Alten, was die Stärke, die Art der Verbindung und Befestigung, überhaupt die ganze Form betrifft. Ihrer Praris liegt allemal ein rationelles Motiv, eine durch und durch erprobte Erfahrung und eine vollkommene Kenntniß der

Eigenschaften des betreffenden Materials zum Grunde. Unsere Bau- und Gewerbeschulen stehen bekanntlich viel zu hoch, als daß sie von derartigem Notiz zu nehmen sich herbeilassen könnten; man muß daher mit jedem Handwerker von vorne anfangen. Alle abhanden gekommenen Ziersculpturen müssen, soweit möglich, auf das Genaueste dem früher Dagewesenen nachgebildet werden; blos angefressenes oder schadhaftes Bildwerk soll man nicht wieder neu machen, sofern nicht constructive Rücksichten solches erfordern. Die Fugen und Schichtungen sind mit Rücksicht auf den Wasserschlag einerseits und das Decorations-System andererseits anzulegen; selbst etwa vorhandene Unregelmäßigkeiten der Schichtung sind beizubehalten, damit nicht ein Zwiespalt zwischen dem Neuen und dem Alten hervortritt. Ist es unumgänglich nothwendig, einen Theil ganz neu aufzuführen, so nehme man sein Vorbild, soviel thunlich, am Baue selbst, oder doch jedenfalls an einem Baue gleichen Styls und Materials. Fast immer sind noch einzelne Fragmente des Alten vorhanden; diese soll man stets irgendwo als Musterproben anbringen und sich ja nicht daran stoßen, daß darunter die Gleichmäßigkeit ein wenig leidet, die ohnehin in der Regel gleichbedeutend mit Nüchternheit ist. Bei durchlaufenden Zierrathen, wie z. B. Festons, Kragstein- und Friesverzierungen aus der guten Zeit, wird man finden, daß dieselben stets eine gewisse Mannichfaltigkeit in der Behandlung zeigen, wodurch die Kälte und Monotonie, ohne Beeinträchtigung des Totaleindruckes, ferne gehalten und der Ausdruck der Freithätigkeit zuwege gebracht wird. Zur Herstellung solcher Arbeiten müssen sowohl der Architekt als die Steinmetzen sich mit dem Geiste des Werkes recht innig vertraut machen, was freilich Intelligenz und Geschicklichkeit in mehr als gewöhnlichem Maaße erfordert; das, was man Stylgefühl zu nennen pflegt, muß da vor Allem eintreten.

Die Grundfarben des Architekten sind Licht und Schatten; durch sie erhält sein Werk allererst gleichsam seinen Pulsschlag, das eigentliche Leben. Damit im engsten Zusammenhange steht das Verhältniß zwischen den Oeffnungen, insbesondere den Fenstern und Thüren, und den Massen; nicht selten macht sogar dieses Verhältniß ganz allein den ästhetischen Reiz eines Gebäudes aus. Deshalb ist denn alles nachträgliche Blenden solcher Oeffnungen höchst mißlich. Bei Thürmen erlaubt man sich diese Operation zumeist, um das Innere gegen Sturm und Regen zu schützen. Allein solche Arznei ist schlimmer als das Uebel, welchem in anderer zweckmäßigerer Art, durch Vorrichtungen im Inneren, wie Wasserabzüge, von außen unsichtbare Bretterwände u. dgl. begegnet werden kann. Es ist ein wahrer Jammer um einen solchen geblendeten Thurm, der ohne seine Schallöffnungen und sonstige Durchbrechungen oft nichts ist, als ein plumper Stein-

coloß. Bei Restaurationen nehme man daher darauf Bedacht, daß solche Mißgriffe wieder gut gemacht werden.

Die Unterhaltung und Herstellung der Kirchenfenster ist ein Punkt von besonderer Wichtigkeit. Haben dieselben Kunstwerth, so sind sie, wenigstens die unteren, nach außen durch ein Drathgitter zu schützen, welches jedoch nicht an die Gewandungen oder Fensterpfosten, sondern an die Fenstereisen befestigt werden sollte. Sind gemalte Fenster neu zu verbleien, so gebe man dem Blei die alte, nach beiden Seiten etwas abgerundete Form und Stärke. Um die dem Glase so gefährliche Orydation der eisernen Querstangen zu verhüten, sind dieselben auf ihren Oberflächen zu ölen. Fehlen einzelne farbige Scheiben, welche nicht gleich ersetzt werden können, so flicke man die Stelle mit gewöhnlichem Fensterglase aus, damit der Mangel sich sofort als solcher zu erkennen gibt; eine ungefähre, blos auf Täuschung abzielende Wiederherstellung, (etwa durch Ueberschmieren mit Oelfarbe!) sollte nie stattfinden. Das Reinigen der Farbenfenster geschieht am Zweckmäßigsten in der Art, daß man dieselben in reinem Wasser mit einem Schwamm abwäscht; weder Leinwand, noch Bürsten, am allerwenigsten Werkzeuge von Metall sind dabei zu gebrauchen. Das leider so vielfach, und selbst am Kölner Dome, zur Anwendung gekommene Abkratzen der Fenster ist der sicherste Weg zu ihrem Ruin. Das fatale Neumachenwollen ist die Wurzel dieser Mißgriffe, wie so vieler anderer; ein altes Fenster hat ganz und gar keine Veranlassung sein Alter zu verläugnen. Muß ein solches Fenster herab- und auseinander genommen werden, so ist zuvor ein genaues Facsimile desselben, eine Art Abklatsch, anzufertigen, woraus die Verbleiung, die Farben, die Risse, kurz Alles, bis auf die kleinsten Zufälligkeiten herab, zu ersehen ist. Eine bloße Skizze, etwa noch in Verbindung mit einem schriftlichen Vermerke, genügt in keiner Weise. Wenn es nur immer thunlich ist und die Arbeit etwas ins Große geht, soll man das Wegtransportiren solcher alter Gläser vermeiden und die Herstellung am Orte selbst vornehmen lassen. Ersteres führt vielfache Gefahren mit sich und erschwert überdies die Controle. Wie manches Kunstwerk solcher und anderer Art, welches zum Zwecke der Herstellung auswanderte, ist nicht schon unterwegs geblieben! Es ist auch keineswegs mit so gar vielen Umständen verbunden, den zum Glasbrennen erforderlichen Apparat herzurichten.

Manches von dem vorstehend Gesagten mag auf den ersten Blick kleinlich erscheinen; allein die Erfahrung hat nur zu sehr gezeigt, wohin es führt, wenn man in solchen Dingen das Kleine unbeachtet läßt. Die schlechten Restaurationen sind wo möglich noch mehr an der Tagesordnung, als die schlechten Neubauten. Fast überall steht der gute Wille in schreien-

dem Mißverhältniß zum Wissen und Können. Eine Restauration erfordert meist in der Person Desjenigen, welcher sie leiten soll, außer Takt, Umsicht und einem gesunden Urtheile, eine nicht eben gewöhnliche antiquarische Bildung, Geschicklichkeiten, Kenntnisse und Erfahrungen von mancherlei Art. Am seltensten finden sich diese Requisite bei den patentisirten Fachmännern vereint. Es fehlt da in den meisten Fällen die so nothwendige Selbstverläugnung, die Ehrfurcht vor dem Zwecke und die Hingebung an die Aufgabe. Auf alles Dies ist aber um so größeres Gewicht zu legen, als so Vieles lediglich dem persönlichen Ermessen anheimgestellt bleiben muß. Wer kein Herz für so ein altes Bauwerk hat, dessen Hand sollte auch nicht daran rühren dürfen! — Mit allgemeinen Sätzen ist, wie gesagt, wenig geholfen, besonders da, wo früher mehrere und umfassende Aenderungen stattgefunden haben. Die Regel z. B., daß man den Bau in seinen ursprünglichen Zustand zurückversetzen müsse, ist an sich viel zu unbestimmt und gänzlich unzureichend in den vielen Fällen, wo derselbe mehreren Stylperioden angehört. Eher schon könnte man eine allgemeine Regel dahin formuliren, daß nichts zugesetzt und nichts fortgenommen werden und daß die Persönlichkeit des restaurirenden Meisters möglichst wenig aus der Restauration hervorblicken solle. Im Uebrigen wird in jedem einzelnen Falle die Ausdehnung und der künstlerische Werth der verschiedenen Bestandtheile eines Baues sorgfältig abzuwägen und demgemäß der Herstellungsplan zu entwerfen sein. Gründlich besser wird es auf dem in Rede stehenden Gebiete erst dann werden, wenn einmal die Kenntniß der kirchlichen Kunst förmlich einen Bestandtheil der priesterlichen Bildung abgiebt und zugleich die kirchliche Architektur ihren natürlichen Schwerpunkt wiedergefunden haben wird. Bis dahin wird es schon für einen bedeutenden Fortschritt zu erachten sein, wenn nur die gröbsten Verstöße vermieden werden. — Zum Schlusse dieses Abschnittes noch eine Bemerkung, welche sich zunächst an die Kirchenvorstände richtet, betreffend die comparative Wichtigkeit der verschiedenen Restaurationszweige. Nur allzu oft sieht man, wie für das Entbehrlichste, oder doch ganz Untergeordnete zunächst Fürsorge getroffen und das Wichtige darüber verabsäumt wird. Man versieht die Fenster mit farbigem Glase ohne allen Kunstwerth, bezahlt Bemalungen mit Oelfarbe oder Firniß, Vergoldungen, Statuen, Sculpturen (und welche!) ganz überflüssige Geräthschaften oft mit schwerem Gelde, während der Regen durch die Dächer dringt, die Wässerableitungen den Dienst versagen, die Gewölbe den Einsturz drohen, überhaupt der Bau in stets steigender Progression dem Untergange entgegeneilt. Wo solches nicht geradezu der Wille des betreffenden Wohlthäters erfordert, der, einer besseren Einsicht unzugänglich, gar nichts thun würde, falls man

ihm nicht die Freiheit ließe, etwas am unrechten Orte, oder doch zum Ueberflusse zu thun, da knüpft sich eine schwere Verantwortlichkeit an solches Beginnen, welches um einer Caprice, einer kleinlichen Eitelkeit oder auch nur um der Bequemlichkeit willen die höchsten Interessen gefährdet, indem es sie unberücksichtigt läßt. Ueberhaupt müssen Eifer und Freigebigkeit von der einen mit Geschmack und Ehrfurcht von der anderen Seite sich begegnen und einander die Hände reichen, wenn eine Restauration zum guten Ende geführt und nicht vielmehr eine Calamität für die Kirche, um welche es sich handelt, daraus erwachsen soll.

Die innere Ausschmückung der Kirche.

Wenn es heißt, irgendwo sei eine alte Kirche „verschönert" worden, so kann man kühn zehn gegen eins darauf wetten, daß die Verschönerung im Wesentlichen darin besteht, daß der Tüncher die Wände mit weißer oder gelblicher Kalkmilch, den Rest aber, einschließlich alles Holz- und Eisenwerkes, mit Oelfarbe, etwa zu Marmor, angestrichen hat, daß alles irgend Altmodische ausgewiesen ist, daß der Boden mittelst großer viereckigter Hausteine, die Fenster mittelst weißer Gläser renovirt, die Bilder gefirnißt und alle Ungleichheiten durch eine möglichst symmetrische Aufstellung des Möbelwerks beseitigt wurden. Wo die Mittel reichlicher flossen, hat man vielleicht noch irgend einem akademischen Künstler ein Gemälde abgekauft oder aus der Eisengießerei einiges Geräthe kommen lassen, um den Platz auszufüllen, welchen die in die Rumpelkammer verwiesenen alten Crucifixe, Standbilder, kurz diejenigen Gegenstände, welche man des Putzens und Anstreichens nicht werth hielt, vordem einnahmen. Die Communalbaumeister und die denselben vorgesetzten Bauräthe erklären die Anordnung für „einfach-edel", dem Geiste der Zeit und den modernen Fortschritten der Kunstbildung durchaus entsprechend, worauf denn der Kirchenvorstand die, übrigens zumeist keineswegs so einfach-edel stylisirten Rechnungen mit der größten Befriedigung auf seine Kasse anweist.

Auch hier tritt jene Principlosigkeit, jenes Angehen gegen die Wahrheit und die Geschichte hervor, welche die heutige Kunst überhaupt, namentlich aber die Baukunst so entschieden charakterisiren. Kaum weiß man noch, was man will, geschweige denn, was man soll.

Die Beschlüsse des Trienter Concils*) so wie das französische Fabrikdekret vom 30. December 1809**) schreiben ausdrücklich regelmäßige Besuche der Kirchengebäude unter Zuziehung von Sachverständigen vor, um den Zustand derselben zu constatiren und für die Ausbesserung alles Schadhaften unverweilt Sorge zu tragen. Es wäre zu wünschen, daß die hier vorgeschriebenen Revisionen, die entweder ganz außer Gebrauch gekommen oder doch in eine bloße Formalität ausgeartet sind, auf das Ernsteste eingeschärft und die darüber aufzunehmenden Protokolle durch die vorgesetzte Behörde scharf ins Auge gefaßt würden. Nur so ist es zu bewirken, daß richtige Grundsätze und ein einheitliches Verfahren allmählig Eingang gewinnen, daß dem Verderben und den Uebelständen schon im Keime begegnet wird, und es nicht zu gewaltsamen Curen von der zuvorgedachten Art kommt, welche im Grunde schlimmer sind, als das Uebel, dem sie begegnen sollen. Durch das lange Treibenlassen sieht man sich plötzlich in die Nothwendigkeit versetzt, über Hals und Kopf in Bausch und Bogen zu restauriren und das Unglück ist da.

Vor Allem möchte ich rathen, einen Punkt ins Auge zu fassen, der nur allzu häufig übersehen wird — die in der Kirche herrschende Atmosphäre, zumal die Erhaltung des Gebäudes sowohl als der Geräthschaften so wesentlich dadurch bedingt ist. An manchen Orten, hat man bereits angefangen, die Kirche zu heizen; eine luftige und trockene Kirche bedarf aber der künstlichen Erwärmung nicht; wir können es darin aushalten, wie unsere Vorfahren sie zu entbehren gewußt haben: sorgen wir nur, daß wir die gleiche Herzenswärme mit in die Kirche bringen! — Man vergewissere sich also nach Möglichkeit darüber, ob der Bau nicht feucht und dumpfig ist, ob ein gehöriger Luftwechsel darin stattfindet. Für letzteren sorgt man am Besten durch Anbringung von sogen. Wippfenstern und möglichst großen Oeffnungen in den Schlußsteinen, oder wo sonst ein geeigneter Platz sich dafür findet. Meist hat indeß die Ungesundheit der Kirchen darin ihre Veranlassung, daß außen auf den Wasserabfluß nicht gehörig geachtet ist, daß man allmählig Erdanhöhungen, wenn nicht gar nachbarliche Servituten sich hat bilden lassen, wie dies, so zu sagen, noch täglich unter unseren Augen sich begibt. Ein gehörig ausgepflasterter Abzugsgraben am Fuße

---

*) Sessio VII cap. 8 de reform.

**) Les marguilliers et spécialement le trésorier seront tenus de veiller à ce que toutes les réparations soient bien et promptement faites. Ils auront soin de visiter les bâtimens avec des gens de l'art au commencement du printemps et de l'automne. Ils pourvoiront sur-le-champ et par économie, aux réparations locatives ou autres qui n'excéderont pas la proportion indiquée en l'article 12, et sans préjudice toutefois des dépenses réglées pour le culte u. s. w. Art. 41 a. a. O.

der Mauern, oberhalb der Fundamente wird häufig schon Abhülfe gewähren. Vielfach findet sich auch im Inneren alter Kirchen eine Aufhöhung des Bodens, indem man um der Bequemlichkeit willen eine nothwendig gewordene neue Bepflasterung stets auf die alte legte. Hier ist es in den meisten Fällen das Beste, das ursprüngliche Niveau und wo möglich auch die ursprüngliche Beplattung, wovon in der Regel noch bedeutende Reste vorhanden sind, sofern sie durch Dessins u. dgl. einen künstlerischen oder archäologischen Werth hat, wiederherzustellen. Derartige Arbeiten sind besonders aufmerksam zu überwachen, da sie häufig zu interessanten geschichtlichen Aufschlüssen führen, Gräber, Substructionen u. dgl. dabei zu Tage kommen, welche sorgfältig untersucht und erhalten oder doch jedenfalls genau beschrieben werden müssen, wenn etwa die Erhaltung unmöglich sein sollte. Es ist räthlich, zu solchen Arbeiten stets Sachkundige zuzuziehen, da äußerlich ganz unscheinbare Gegenstände wie z. B. Münzen, Trümmer von altem Geräthe oder Bildwerk, ja selbst nur eben behauene Steine, welche bei derartigen Veranlassungen gefunden werden, leicht die wichtigsten historischen Anknüpfungspunkte darbieten. Als der Zopf in voller Blüthe stand und ein förmlicher Wetteifer herrschte, alles „Altfränkische" abzuthun, oder doch mindestens mittelst Puder, Schminke und Schönpflästerchen möglichst zu verjüngen, machte sich ab und zu doch noch ein Rest von Pietät und Schamgefühl in der Art geltend, daß man die Trümmer des Zerstörten, besonders wenn dasselbe unmittelbar zu gottesdienstlichen Zwecken gedient hatte, in der Kirche, und zwar meist vor dem Hauptaltare, begrub. So resolut wie das Kölner Domkapitel, welches das wunderbar schöne Sacramentshäuschen direct aus dem Dome an den Rhein bringen und in dessen Tiefe versenken ließ, waren nicht alle gleichstrebenden Behörden. Das Capitel zu Chartres erwies z. B. dem Stein-Lettner seiner Kathedrale, als es denselben abbrach und durch ein eisernes Schnörkelgitter ersetzte, in der zuvorgedachten Weise die letzte Ehre. Bei der jüngst stattgehabten Restauration dieser Kirche fand der Architekt Lassus noch so viel Ueberreste des herrlichen Werkes unter dem Fußboden vor, daß man aus denselben, wie sie zur Zeit in der Krypte ausgestellt sind, auf dem Papiere wenigstens, das Ganze reconstruiren kann. Aehnliches kommt nicht selten vor; die im Volksmunde fortlebende Tradition weist mehrentheils auf die rechte Spur, die man zu verfolgen hat.

Zuweilen wird es von großem Nutzen sein, dem Pflaster eine neue, durchaus trockene Unterlage zu geben. Wenn die Feuchtigkeit bereits in den Wänden festsitzt, müssen natürlich energischere Mittel zur Anwendung kommen, sei es nun, daß man die Mauern frisch ausfugt, oder daß man dieselben stellenweise ganz erneuert, wo denn besonders auf treffliches Material, reines Wasser,

guten Sand und Kalk zu sehen und Alles ferne zu halten ist, was, wie z. B. Gyps, die Feuchtigkeit anzieht. Die Hauptsache bleibt immer, daß man gegen die Ursachen solcher Schäden frühzeitig angeht, die Quelle des Uebels verstopft.

Die Herstellung eines regelmäßigen Luftzuges während der wärmsten Stunden des Tages ist in dieser Hinsicht besonders zu empfehlen. Niemals begnüge man sich damit, durch vorgesetztes Holzgetäfel oder in ähnlicher Weise die vorhandenen Uebelstände unsichtbar zu machen, oder durch bloße Palliative sie für den Augenblick zurückzudrängen.

Darum ist aber keineswegs alles Schadhafte sofort herzustellen; es kommt vielmehr dabei hauptsächlich auf die Natur des Uebels an. Man lasse z. B. lieber an der einen oder andern Stelle den Verputz fehlen, als daß man neuen auflegt, der mit der Umgebung eine schreiende Dissonanz bildet. Ueberhaupt ist man durchweg viel zu sehr geneigt, das Innere von Kirchen für restaurationsbedürftig zu halten. Der sonst gewiß recht löbliche Sinn für Reinlichkeit macht sich hier meist ganz zur Ungebühr geltend. Es wird dabei der sehr wesentliche Unterschied zwischen einem Wohnhause und einem Monumente, überhaupt einem öffentlichen Bauwerke, übersehen. In beiden kann man nicht strenge genug darauf halten, daß aller Schmutz, Spinnweb, Staub u. dgl. entfernt werden; bei der Kirche aber muß die Beziehung auf den Menschen, seine Behaglichkeit; seine wechselnden Bedürfnisse und Launen allerwärts zurücktreten und ein hoher, auf das Bleibende gerichteter Ernst sich zeigen. Man soll die Kirche in das Haus, keineswegs aber das Haus in die Kirche tragen; die Sauberkeit der Hausfrau in den ihr untergebenen Räumen paßt sich nicht für das Gotteshaus; der geschichtliche Rost ist hier mindestens eben so sehr am Orte, wie im Wohnhaus der glänzende Firniß.

Die vordem so klare Einsicht in das, was sich schickt, ist überhaupt in höchst bedauerlichem Maße verdunkelt; diese Einsicht aber ist es, welcher man es vorzugsweise beizumessen hat, daß selbst die schlichtesten mittelalterlichen Kirchen jenes Gepräge an sich tragen, welches den Eintretenden sofort mit Ehrfurcht erfüllt. Die äußere Erscheinung eines Werkes soll möglichst der Idee entsprechen, der es zu dienen hat. So muß denn der christliche Kirchenbau überall die Achtung vor der Vergangenheit, die Heilighaltung der Traditionen zu erkennen geben; er muß einfach, natürlich, harmonisch sein; er muß in kräftiger, ungesuchter, aus dem Grundgedanken gleichsam hervorquellender Schönheit blühen. Und nichts widersteitet allem dem mehr, als das so beliebte Schminken eines altergrauen Bauwerkes, dieses Blenden durch Tapeziererkünste, durch bunten Flitter und glitzernden Tand, als jenes glatt-, gleich- und weiß Machen endlich, welches alle Natur, Poesie und Geschichte verwischt. Bedenkt man erst gar, was

Alles durch diese Methode positiv zu Grunde geht, wie nicht selten die letzten Spuren von Wandmalereien, bei denen tiefe Frömmigkeit und ächtkünstlerisches Verständniß den Pinsel geführt, für immer verschwinden, wie die charaktervollsten Sculpturen bis zur Unkenntlichkeit verschmiert werden, wie jene, durch die Zeit aufgelegten unbestimmten Farbentöne, die alle Formen adeln und den perspectivischen Effect so sehr erhöhen, unter dem Leichentuche verschwinden, welches der Tüncher darüber ausbreitet, so begreift man in der That kaum, wie es möglich ist, daß gegen ein solches Verfahren noch geeifert werden muß, und noch weniger, daß bisher alles Eifern, seiner Wirkung nach, nicht viel mehr als ein Predigen in der Wüste war.

Auch hier also gilt das: in dubio abstine! Besonders aber enthalte man sich der Tünche und Oelfarbe. Sobald man einmal damit beginnt, ist das Ende schwer abzusehen; gegen das blendende Weiß und den Fettglanz stechen die alten Holz- und Eisensachen so sehr ab, daß man der Versuchung nicht widerstehen kann, auch an ihnen nach und nach die Tünchergquaste ihre kosmetischen Künste üben zu lassen; alles irgend Schadhafte, dem man solchergestalt den Anstrich der Neuheit nicht füglich geben kann, muß weichen oder wird kümmerlich ausgeflickt, das Ursprüngliche, Aechte ist nirgendwo mehr zu unterscheiden.

Am sichersten wird man gehen, wenn man sich so viel wie möglich in die Zeit der Errichtung des Baues zurückversetzt und seine damalige Erscheinung sich als Richtschnur dienen läßt. Im Allgemeinen kann man mit Sicherheit annehmen, daß ein aus Haustein errichtetes Werk diesen Stein in seiner Natur sich zeigen ließ, falls nicht etwa eine künstlerische Bemalung stattfand. Den alten Steinmetzen wäre es wahrlich nicht eingefallen, so scharfe Kanten und hervortretende Zierrathen mit aller Sorgfalt auszumeißeln, wenn gleich darauf mittelst eines teigartigen Ueberzuges ihre Mühe und Arbeit hätte zu Schanden gemacht werden sollen. Geht der Haustein nicht überall durch, so bringe man das übrige Mauerwerk mit dem Tone desselben möglichst in Uebereinstimmung, was in vielen Fällen, namentlich wo Sand- oder Tuffstein angewendet ist, am besten so geschieht, daß man die Hausteine zu Sand zerreibt und diesen in den Kalk mengt, wodurch denn alle Tüncherei und alles Suchen nach einem Steintone sich von selbst beseitigt. Sind verschiedenfarbige Steine in regelmäßigem Wechsel, oder gar Säulchen u. dgl. von hervorstechender Farbe vorhanden, so darf letztere in keiner Weise alterirt werden, auch auf die Gefahr hin, daß es zu dem Ganzen nicht so recht stimmt. Um diese „Stimmung" ist es überhaupt eine sehr bedenkliche Sache; in der Regel fällt sie mit Eintönigkeit und Charakterlosigkeit zusammen.

Selbst bei einem Backsteinbaue, sofern derselbe irgend sorgfältig ausgemauert ist, bedarf es, wenigstens für die Wandflächen, eines Mörtelbewurfes nicht. Man fuge nur die Steine aus und putze allenfalls die Laibungen und das vortretende Gliederwerk ab, um es mit Laubgewinde oder sonst passenden Verzierungen zu schmücken. Ueberhaupt sind monotone Flächen möglichst ferne zu halten; kann man die Wände und Gewölbkappen nicht reicher schmücken, so zeichne man lieber Steinfugen auf den Putz, als daß man Alles mit einer und derselben Farbe überzieht. Wo durch später aufgelegte Tünche oder Oelfarbe der Haustein unsichtbar geworden, entferne man besagten Kleister. Zu diesem Zwecke eignen sich hölzerne Werkzeuge am besten, jedenfalls sollte man sich niemals metallener bedienen, wenn zarte, unterhöhlte Sculpturen zu reinigen sind. Die Kathedrale zu Autun ist z. B. ihrem ganzen Umfange nach mit Werkzeugen von hartem Holze enttüncht worden; in den meisten Fällen reicht sogar das bloße Abwaschen vollkommen aus, und zwar, wo Oelfarbe zu beseitigen ist, mit einer Auflösung von amerikanischer Pottasche, wovon etwa ein Pfund auf eine Flasche Wasser kommt.*) Wenn bei einer Enttünchung alte Wandmalereien zum Vorschein kommen, so nehme man die Kalkschichte in der Art fort, daß man dieselbe mittelst eines Schwammes leicht mit heißem Wasser anfeuchtet, wobei indeß selbstredend mit der größten Vorsicht zu verfahren ist, damit nicht die Malerei darunter leidet. Zuweilen läßt sich gedachte Schichte auch schon durch leises Aufklopfen mit einem hölzernen Hammer entfernen. Solche Operationen sind freilich unter Umständen harte Geduldsproben; allein sie lohnen sich meist und die Liebe zur Sache wird nicht davor zurückschrecken.

Kommen alte Wandmalereien zum Vorschein, welche noch ein Ganzes bilden oder als solches herzustellen sind, so müssen sie erhalten werden; in keinem Falle zerstöre man dieselben, ohne vorher Sachverständige darüber zu Rathe gezogen zu haben. Ist vielleicht auch zur Zeit eine geeignete Herstellung noch nicht zu bewirken, so wird dies doch voraussichtlich nicht immer so bleiben, da Alles aufgeboten werden muß, um die monumentale Malerei wieder in Aufschwung zu bringen, so daß, wie vor Zeiten, jedem Bedürfnisse von ihr entsprochen werden kann. Schon jetzt sind wir Aufgaben gewachsen, an deren Lösung vor zwanzig Jahren Niemand gedacht hat; mit Gottes Hülfe und gutem ausdauernden Willen wird es

---

*) Die Steinkanzel im Straßburger Münster, deren wunderbares Figurenwerk im Oelkleister so zu sagen untergegangen war, ist theilweise unter meinen Augen solchergestalt in ursprünglicher Reinheit wiederhergestellt worden. Die Auflösung wird mit einem Pinsel so oft aufgetragen, bis die Kruste sich erweicht und abgeht.

gelingen, weiter zu kommen und den Alten es nicht blos nach- sondern selbst vorzuthun. Das vorstehend empfohlene Verfahren wird voraussichtlich vielfach Anstoß erregen. Die Augen sind einmal durch die allerwärts herrschende Eintönigkeit, namentlich durch den wohlfeilen Schimmer der Oelfarbe stumpf geworden; der Sinn für strenge Tinten, für das feine Spiel der Zufälligkeiten und die zarten Abstufungen in Licht und Schatten ist fast gänzlich abhanden gekommen; man verlangt eben nur eine momentane Befriedigung; man will nicht zum Nachdenken aufgefordert sein; je nichtssagender die Oberfläche ist, auf welche der Blick fällt, je weniger eine irgend tiefer gehende Erregung dadurch veranlaßt wird, desto wohliger ist der Menge, die allerwärts am liebsten sich selbst im Spiegel sieht, dabei zu Muthe.

Diejenigen, welche etwa aus der Kostspieligkeit der Bemalung von Kirchen in mittelalterlicher Art einen Einwurf herzuholen geneigt sein sollten, sind im Irrthume. Nur die moderne Behandlungsart, welche die Staffeleimalerei auf die Wände überträgt und dieselben durch dramatische Darstellung zu beleben versucht, hat es zu verantworten, wenn in der fraglichen Beziehung allerdings niederschlagende Erfahrungen gemacht worden sind. Ueberhaupt pflegt man heutzutage mehr den Künstler, als die Kunst zu bezahlen, und zwar Erstere nicht selten nach den Preiscouranten der Sängerinnen und Tänzerinnen. Die Alten behandelten die Sache ganz anspruchslos handwerksmäßig; es war mehr auf eine allgemeine Wirkung abgesehen, auf eine Hebung des Totaleindruckes des Bauwerkes, als auf eine vollendete Darstellung im Einzelnen. Man bediente sich ganzer, voller, satter Farben, besonders des Roth und Blau, und schmolz dieselben gleichsam durch das Gold, welches reichlich angewendet wurde, zusammen. Bei den überaus einfachen Figuren herrschte die Zeichnung entschieden vor; die Farben wurden kunstlos in breiten, gleichmäßigen Massen aufgetragen und meist mit architektonischen Einrahmungen versehen; überall gab sich der ornamentale Zweck zu erkennen. So blieb denn auch die Ruhe und Einheit des Baues bei allem Farbenglanze unbeeinträchtigt, während die Bravourstücke unserer Maler es den Kirchenbesuchern kaum gestatten, sich vor Gott zu sammeln. Es thut dringend noth, daß die alten kirchlichen Wandmalereien aufgesucht, studirt und in weitere Kreise gebracht werden, jedoch wohlgemerkt, nicht zu dem Zwecke, damit man durch Nachbildung derselben künstliche, gleißnerische Antiquitäten in die Welt setze, sondern damit man im Gegentheil das Natürliche, Wahre und Zweckentsprechende wieder so recht erkennen lerne und ihm nachstrebe. Die Kunstvereine sollten sich solche und ähnliche Aufgaben stellen, statt eine Production zu fördern, welche den „Kunstmarkt" mit Machwerken überschwemmt, die am Ende

aller Welt, die Producenten selbst häufig nicht ausgenommen, zur Last sind.

Das eben hinsichtlich der Wandmalereien Gesagte findet in mehrfacher Beziehung auch auf die Farbenfenster Anwendung. Es ist erfreulich zu sehen, und von guter Vorbedeutung, wie allerwärts das Interesse für einen Kunstzweig wieder auflebt, welcher das ausschließliche Eigenthum des Christenthums ist und — vielleicht grade um deswillen — in den philosophischen Jahrhunderten die Zerstörungswuth vorzugsweise auf sich gezogen hat. Handelt es sich darum, solche Unbilden wieder gut zu machen, so ist vor Allem dahin zu wirken, daß die Fenstermalerei dem Style des Bauwerkes entsprechend gehalten wird.

Wenngleich frühe schon farbiges, mosaikartig zusammengesetztes Glas angewendet ward, den Mosaiken entsprechend, welche die Wände der Basiliken schmückten, so datirt die Einführung der eigentlichen Glasmalerei doch nicht vor das 9. Jahrhundert zurück und unter den noch vorhandenen Farbenfenstern möchten sich schwerlich welche befinden, die vor dem 12. Jahrhundert angefertigt wurden. In denselben herrscht noch immer die mosaikartige Behandlung unbedingt durch. Mittelst unzähliger, gegossener, nicht gezogener Bleistreifen sind sie aus kleinen Stücken, meist blauen und rothen Hüttenglases zusammengesetzt, während kräftige, der Regel nach durch das Blei gebildete Contouren, welche eine leichte, aber derbe Schattirung mit der Localfarbe vermittelt, die Figuren markiren. In jedem Fenster dominirt Ein Grundton; helle und matte Farben kommen nur in den untergeordneten Verzierungen vor: eine kräftige, harmonisch-glänzende Totalwirkung war auch hier der Zielpunkt, den man vorzugsweise im Auge hatte. Indem man schon im Schmelzofen der Außenseite die Glätte benahm, brachte man jenen bräunlichen, eben so wohlthuenden als imponirenden Charakter hervor, welcher unseren heutigen Farbenfenstern durchweg abgeht. Die Kraft der Farbenwirkung ist bei der Glasmalerei wesentlich durch die Ausschließung des vollen Lichtes bedingt; es wird eine Farbe in dem Maaße leuchtender, in welchem dunkele Partien sie umgeben; die Durchsichtigkeit ist eines der Radikalgebrechen der modernen Behandlungsweise; das Durchscheinen hingegen ist durch das Wesen des Fensters geboten, welches Wesen in keiner Hinsicht verläugnet werden darf. Schon in dieser Periode sind übrigens die Zierrathen mit vieler Sorgfalt angefertigt, während die Figuren, welche mit Rücksicht auf die Perspective um so stärker hervorgehoben und accentuirt werden, je mehr die betreffenden Fenster sich in der Höhe befinden, einen fast hieroglyphischen Charakter an sich tragen. Schwunghaftes Laub- und Zweiggewinde, arabeskenartiges Ornament auf Mosaikgrund, schneckenförmig gewundene Akanthus- und Lotusblätter, Netzwerk u. dgl. charakteri-

siren die in Rede stehende Periode, welche im Allgemeinen mit der des romanischen Baustyles zusammenfällt.

Mit der gothischen Architektur sehen wir auch einen entsprechenden Glasmalerstyl sich entwickeln, dessen Haupteigenthümlichkeit darin liegt, daß statt der kleinen Figuren-Gruppen in Medaillons und der bandartig geflochtenen, rautenförmigen Felder große, einzelstehende reichdrappirte Figuren in starrer, symbolischer Haltung meist auf einem, aus in einander verschlungenen geometrischen Figuren gewobenen Teppichgrunde dargestellt sind, von welchem sich architektonisches Beiwerk, Baldachine, Consolen, Fialen u.s.w. abhebt. Alle diese Dinge sind in ganz conventioneller Weise ohne alle Perspective auf Einer Ebene gezeichnet und so trefflich angeordnet, daß trotz der so großen Menge von Glasstücken nie Verwirrung eintritt. Das Handwerk mit seinem sicheren, stets auf das Praktische gerichteten, auch das Kleinste in Anschlag bringenden Takte und seinen durch tägliche Uebung fast mechanisch gewordenen Handgriffen that eben das Beste dabei. Wo die Mittel für reiche Darstellungen nicht ausreichten, verzierte man den Grund Grau in Grau (sogen. Grisaillen); niemals aber leistete man ganz Verzicht darauf, den Fenstern durch Farben und Dessins wenigstens andeutungsweise den höheren Charakter zu geben, welchen die Bestimmung und die Würde des Gotteshauses allem Einzelnen gegenüber in Anspruch nehmen.

Die Fenster des 13. Jahrhunderts sollen uns im Allgemeinen als Muster dienen. Vor Allem empfiehlt dieselben ihre, großentheils durch die gleichmäßige Behandlung der Figuren und der Verzierungen hervorgebrachte Einheitlichkeit und Einfachheit; sie sind, was sie sein sollen: lichtdurchwirkte Teppiche. Es ist eine Flächen- und Decorations-Malerei, welche, ihrer Natur nach, alle feineren Schattirungen und zarten Einzelzüge, so wie jede Rücksichtnahme auf Linien- und Luftperspective ausschließt. Die Farben, die hier unbedingt über die Formen dominiren sollen, müssen mächtig, aber harmonisch, reich und mannichfaltig, aber nicht confus erscheinen, die Verbleiungen endlich sich geschickt der Zeichnung anschließen und ja nicht zu spärlich angewendet werden, indem sie vorzugsweise die mechanische sowohl als die artistische Kraft des Ganzen bedingt. Unsere akademischen Künstler, die gerne kostspielige Cartons anfertigen, welche sich auf Kunstausstellungen produciren und vielleicht noch besonders verwerthen lassen, finden freilich bei den „gothischen Kartenkönigen" nicht ihre Rechnung; allein die Kirchen fahren, wie es der Augenschein lehrt, um so besser dabei. Nicht minder ist fast Alles, was man an den Hervorbringungen unserer Glasmalerei-Anstalten zu loben pflegt, geradezu vom Uebel: Schwung in der Composition, sorgfältige Modellirung, lebendiges Hervortreten aus der Umrahmung, drangvolle Handlung, Beobachtung der verschiedenartigsten Reflexe,

plastisch-abgerundete Gruppirungen u. s. w. — alle diese „Errungenschaften" der Neuzeit, deren relativer Werth hier übrigens in keiner Weise bestritten werden soll, widerstreben dem innersten Wesen der Glasmalerei, wenigstens der monumentalen Glasmalerei. Es kommt dabei in der Regel am Ende die unstäte, fadenscheinige, saft- und kraftlose Waare heraus, womit jene mit so großem Kostenaufwande unterhaltenen Institute schon so manches ehrwürdige Gotteshaus verunziert haben. Alles reducirt sich auch hier im Grunde wieder auf die Frage, ob die Kunst der Kirche, oder ob die Kirche der Kunst zu dienen hat.

Schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts fing man an, sich auf Abwege zu begeben. Statt des festen, geschlossenen Mosaikgrundes, der so trefflich zu den einfachen, männlichen Architekturformen paßt, wurden große Scheiben mit kunstvoller Bemalung eingeführt; das kraftvolle Rippenwerk aus Blei verschwindet mehr und mehr; die architektonischen Motive werden bis zum Barocken phantastisch; die sorgfältig modellirten Figuren gruppiren sich malerisch und gefallen sich, so zu sagen, in dramatischen Attitüden. Die gelben und hellgrünen Töne nehmen immer mehr überhand, überhaupt verlieren die Farben durch Nüancirungen ins Unendliche ihre Kraft; perspectivisch gehaltene Hintergründe, Landschaften und Gebäude erscheinen, — mit Einem Worte: die Anarchie, welche die sogen. Renaissance in die christliche Baukunst brachte, spiegelt sich auf die entschiedenste Weise in der damaligen Glasmalerei ab. Wie verkehrt aber auch, dem Principe nach, dieser im Verfolge an Kraftlosigkeit hingeschiedene Styl gewesen sein mag, immer noch bleibt er durch die darin waltende Technik und den Glanz, welchen er ausstrahlt, wahrhaft bewundernswerth, während die naturalistischen Transparentbilder unserer Zeit, mit seltenen Ausnahmen, wozu beispielsweise die Seitens des Königs von Baiern dem Kölner Dome geschenkten Fenster zu rechnen sind, nur die Fehler, nicht aber die Vorzüge der in Rede stehenden Kunstperiode an sich tragen und nicht einmal als sogen. Effectstücke in Betracht kommen können. Hier, wie bei der Wandmalerei, hat man sich vor Allem die großen fundamentalen Principien zu vergegenwärtigen, hinsichtlich der Ausführung aber an die alte Weise wieder anzuknüpfen und ohne alle künstlerischen Prätensionen in die Fußtapfen jener Meister zu treten, deren traditionelles Geschick eine bessere Gewähr für das Gelingen darbot, als die raffinirteste Doctrin sie jemals zu geben im Stande sein wird. Solchergestalt wird es möglich, der Glasmalerei wieder jene allgemeine Anwendung zu geben, welche sie im Mittelalter gefunden hat: dieser Schmuck aber ist der Heiligenschein, die Verklärung der christlichen Baukunst, durch welchen sie allererst den Charakter der Vollendung erhält.

Es reichen übrigens, bei richtigem Verständniß, schon verhältnißmäßig geringe Mittel aus, um ganz erträgliche Farbenfenster herzustellen, da farbiges Glas nicht viel theurer ist, als gutes weißes und das Malen und Brennen einfacher Muster einen großen Aufwand nicht erfordert*), die Anordnung aber, worauf es wesentlich ankommt, nichts kostet. Wo ein größerer Aufwand gemacht und eine umfassendere Composition bestritten werden kann, ist in Betreff der Ausstattung der Fenster mit Figuren zu bemerken, daß dieselben ihrem Range nach, namentlich je nach der Nähe ihrer Beziehung zu Christus vom Chorende aus nach dem Schiffe hin aufzureihen sind. Ein besonders geeigneter Gegenstand für das äußerste Fenster im Chorschlusse ist die Passion.

Zweierlei Gattung von Pfuscherei muß unter allen Umständen ferne gehalten werden: erstens die Benutzung farbiger Gläser ohne alle Zeichnung, wie solche zu den Aushängeschildern der Glaser verwendet zu werden pflegen, und sodann das wahrhaft abscheuliche Auskunftsmittel, die farbigen Hüttengläser mit Oelfarbe zu beklecksen. — Ganz einfache Muster, wie z. B. eine heraldische Lilie, ein Klee- oder Eichenblatt, eine Perlenschnur, können schon, bei gehöriger Wahl und Vertheilung der Farben, eine treffliche Gesammtwirkung hervorbringen; äußersten Falles aber gebe man der Glasfläche durch schräg laufende Rauten, verschlungenes Netzwerk oder eine sonstige geometrisch gebildete Figuration wenigstens annähernd ein kunstmäßiges Ansehen. Schon das bloße Spiel mit Gegensätzen und Analogien nach einem mathematisch gegliederten Schema schließt eine Art von gestaltender Thätigkeit in sich und streift in das Gebiet des künstlerischen Schaffens.

Große quadratische Scheiben und hölzernes oder gußeisernes Sprossenwerk sind unter keinen Umständen zu dulden.

Die Verzierung der Fußböden muß, dem Grundgedanken nach, der Verzierung der Wände und Fenster entsprechen, wie sehr auch der Stoff und die Bestimmung auf die äußere Erscheinung modificirend einwirken. In den alten Basiliken erglänzte der Boden von Mosaik aus harten, häufig sehr kostbaren, teppichartig gefügten Steinchen (opus alexandrinum). Das Mittelalter pflegte sich eines weniger kostspieligen Materials zu bedienen. Mittels gebrannter quadratischer Platten, die meist zu je vier ein Dessin ausmachen, bildete man in den gothischen Kirchen die Bepflasterung. Zirkel, Curven, Sterne, Kleeblätter, Rosen, symbolische Thiergestalten, heraldische Embleme, belebt durch Borduren und Sprüche, spielen da in einander und gewähren einen eben so zweckentsprechenden als sinnvollen

---

*) Einen praktischen Beweis für das oben Gesagte liefert bereits die Glasmalerei-Anstalt des Hrn. Baudri, Herausgebers des „Organs für christliche Kunst" in Köln.

Reflex der in dem Ganzen waltenden Formen. Die vorherrschenden Farben sind roth und gelb; je nach dem Maaße des Aufwandes kommen indeß auch noch andere Farben, selbst Gold vor, letzteres besonders in eingeschlossenen Kapellen und der nächsten Umgebung der Altäre. Im 14. und 15. Jahrhundert findet sich dieser Schmuck, besonders in Frankreich und England, zu einem hohen Grade von Vollendung gebracht. In neuester Zeit haben diese Länder auch wieder die Initiative ergriffen; die Anstalten von Menton in London und Didron in Paris bieten bereits eine überaus reiche Auswahl von Fließen, meist nach alten Mustern dar. Obgleich das englische Material schwerlich in Deutschland zu gewinnen sein wird, so ließe sich doch wohl für das gewöhnliche Bedürfniß Zureichendes herstellen. Im Mittelalter pflegte man diese Fließen in folgender Art ganz einfach herzustellen. Man fertigte die Platten, meist sechs Zoll im Quadrat, aus Thon und drückte in schwachem Relief gehaltene Chablonen darauf; die hiernach sich ergebende eingetiefte Zeichnung ward mit einem bläulichen Thone gefüllt und die obere Fläche sodann, zum Zwecke der Milderung der rothen Grundfarbe, mit einem gelblichen Firniß überzogen.

Wendet man Haustein zur Beplattung an, so werden die Muster (Kreuze, Sterne u. s. w.) größer und einfacher zu halten sein; ein gewisses Formen- und Farbenspiel läßt sich unter allen Umständen ohne besonderen Kostenaufwand anbringen, falls es nur an dem guten Willen und einigem Verständniß nicht fehlt und man nicht, wie es leider gewöhnlich geschieht, den Fußboden einer Kirche mit Hausfluren und Trottoirs auf Eine Linie stellt, so daß ein Schachbrett das Höchste ist, wozu man sich aufzuschwingen vermag.

Das Kirchengeräthe.

So einfach und natürlich auch die Regel ist, daß das Nothwendige dem Nützlichen und Angenehmen vorgehen muß, so möchte es doch, nach den bisherigen Erfahrungen, nicht ganz überflüssig sein, davor zu warnen, daß man Verwendungen zum Zwecke der Ausschmückung einer Kirche mache, so lange ihre Unterhaltung nicht gesichert erscheint. Doppelte Vorsicht aber ist zu empfehlen, wo es sich um eine Ausschmückung mit neuen Geräthschaften handelt, welche nicht gradezu unentbehrlich sind, na-

mentlich also wenn Neues an die Stelle von Altem gesetzt werden soll. Selbst Roccoco-Möbel, die in einer mittelalterlichen Kirche einmal Platz gefunden haben, sind nur dann zu beseitigen, wenn man sie sofort durch etwas unbezweifelbar Besseres zu ersetzen vermag; und es wird dies bei dem dermaligen Stande der Kunstübung nichts weniger als leicht sein. Das Roccoco zeichnet sich durchgängig wenigstens durch seine Pracht und sein gediegenes Machwerk aus und verdient jedenfalls den Vorzug vor der immer mehr um sich greifenden, blos auf den Schein berechneten, platten Aftergothik, die selbst unter dem Afterclassicismus steht: je ehrwürdiger und schöner das Urbild, desto häßlicher das Zerrbild! — Die meisten moderngothischen Werke der in Rede stehenden Art erinnern unwillkürlich an jene wunderliche Pflanzengattung, die Orchideen, deren Blumen Vögel und Insekten, Schmetterlinge, Libellen, Wespen u. s. w. nachäffend carikiren, nur daß Ersteren freilich die Unwillkürlichkeit und der frische Lebenstrieb der Pflanze durchaus fehlt.

Die katholische Kunst des Mittelalters, so groß in ihren architektonischen Schöpfungen, ist kaum minder bewundernswerth in denjenigen Erzeugnissen, mit welchen sie das Innere der Bauwerke ausstattete. Angemessenheit der Form, Brauchbarkeit, Schönheit der Arbeit, Reichthum des Stoffes, Einheitlichkeit des Bildungsgesetzes — Alles trifft zusammen, um diese Erzeugnisse uns als wahre Mustertypen erscheinen zu lassen. Aber wie wenig Kirchen haben ihr ursprüngliches Mobiliar noch aufzuweisen, wie haben nicht auf diesem Gebiete, so weit die Raubsucht es verschont ließ, die Modesucht und der Ungeschmack gewüthet! Am ersten findet man noch in lutherisch gewordenen Kirchen — Dank der Gleichgültigkeit und der Indolenz! — solches alte Mobiliar erhalten, während die Calvinisten in der Regel Alles, selbst die Kreuze nicht ausgenommen, mit Stumpf und Stiel ausgerottet, die Katholiken aber irre geleitet durch einen falschen Verschönerungstrieb, dasselbe gegen hohlen Schwulst vertauscht haben.

Das erste und vorzüglichste Geräthe eine Kirche ist unstreitig der Altar, auf welchem die heiligen Mysterien gefeiert werden. Schon seit dem 8. Jahrhundert besteht die ausdrückliche Vorschrift, daß dieselben von Stein und zwar aus Einem Stücke sein sollen, eine Vorschrift, welcher gegenüber die hier und da zugelassenen Abweichungen nur als Ausnahmen in Betracht kommen können. Den Hauptaltar wenigstens sollte man von anderem Materiale nicht anfertigen.

Die doppelte Bedeutung des Grabmals und der Opferstätte, welche von Anfang an sich mit dem Altare verband, gab sich auch in seiner Gestaltung zu erkennen, so jedoch, daß bald das eine, bald das andere Moment überwog. Die ältesten bekannten Altäre sind entweder tischförmig,

wo denn die Platte auf 4, 5 oder 6 Säulchen und meist überdies auch noch auf einem, in der Mitte angebrachten Fuße ruhete, oder sie sind massiv mit einer Aushöhlung im Inneren zur Aufnahme von Reliquien; die letztere Gattung ward bald vorherrschend. Auf dem Altare stand das Ciborium (S. das Glossar) oder auch wohl nur ein Crucifix, in dessen Fuß alsdann die consecrirte Hostie aufbewahrt wurde. Uebrigens pflegte man auch früher schon das Allerheiligste sowohl als die kostbaren Kirchengefäße zur Seite des Altares zu bewahren, aus welcher Sitte im Mittelalter das Sacramentshäuschen erwuchs. In dieser Periode entstanden denn auch die Altaraufsätze auf der östlichen Seite des Altares von Stein und von Holz — letztere meist architektonisch gegliederte und geschmückte Flügelbilder auf einem gallerieartigen Fuße (Predella) — bis endlich der Perückenstyl aller Regel ein Ende machte. Es bedarf wohl nach diesem kurzen historischen Ueberblicke nicht erst einer Anweisung, wo wir unsere Vorbilder zu suchen haben. Indeß muß man doch auch hier vor einem zu weit getriebenen Archaismus auf der Hut sein. Die herrschende Sitte trägt, wie aller Besitz, immer eine gewisse Berechtigung in sich; wenigstens sollte man nicht plötzlich mit ihr brechen, nichts überstürzen. Es greift dies z. B. hinsichtlich des Gebrauches Platz, die Monstranz in einem Tabernakel auf dem Altare zu bewahren; nur geschehe dies in einer mittelst eines Thürchens verschließbaren Nische und nicht in einem Drehtabernakel, dessen Maschinerie der Würde der Bestimmung wenig entspricht. Man hat neuerdings, gewiß in der besten Absicht von der Welt, die Puristerei vielfach so weit getrieben, daß man in romanischen Kirchen nur Möbel in romanischem Style aufstellen zu dürfen glaubte, wobei denn die absonderlichsten, um nicht zu sagen, ungeheuerlichsten Erscheinungen zu Tage kamen, indem man, bei dem fast gänzlichen Mangel an Mustern aus dem 12. oder gar 11. Jahrhundert, die Formen der Steinarchitektur, so gut es eben gehen wollte, auf das hölzerne Möbelwerk übertrug und z. B. die Bänke und Beichtstühle mit Dachgesimsen, Rundbogenfriesen u. dgl. ausstattete. Hier wie in der Architektur glaubt man den Anforderungen des romanischen Styls durch Rundbogen, denen des gothischen durch Spitzbogen ein volles Genüge gethan zu haben; freilich kennen die meisten unserer Architekten auch nicht viel mehr von diesen Stylen, und thun sie demnach, von ihrem Standpunkte aus, das möglichst Beste. Sogar Kandelaber, Rauchfässer, Schellen, Weihwasserkessel werden solchergestalt in „romanischem Style" ausgeführt, wo denn das „Romanische" nur darin besteht, daß die Form so plump wie möglich und nicht gothisch ist.

Einem steinernen Aufsatze ist, zur Zeit wenigstens und in den an den Rhein anstoßenden Landestheilen, der Vorzug vor einem hölzernen zu

geben, weil — Dank der in der Kölner Dombauhütte wurzelnden Steinmetzenschule! — eine kunstreiche, correcte Steinhauerarbeit weit eher herzustellen ist, als eine Holzschnitzerei von entsprechendem Kunstwerthe. Namentlich geht letzteren das Fantastische meist ganz und gar ab; es sieht Alles so abgequält aus, Masse und Form liegen im Hader miteinander, ein Hader, in welchem letztere ganz gewiß stets den Kürzeren zieht, so lange nicht die Bildschnitzerei wieder ganz für sich als ein abgesonderter Kunstzweig betrieben wird.

Zuweilen finden sich an der Vorderseite der Altartische zierliche Arkaden mit Statuetten. Wie reich ein solcher Schmuck auch erscheint, so möchte doch für neue Altäre, vor der Hand wenigstens, größere Einfachheit zu empfehlen sein — ein kräftig vorspringendes Sims, Eckfäulchen nebst einem Kreuze, einer Palme, einem Labarum, Alpha und Omega, einem Lamm Gottes oder sonst einem altchristlichen Symbol in der Mitte — und zwar schon um deswillen, weil hier so leicht Verstöße gegen das, was sich ziemt, gemacht werden, außerdem aber auch feinere Steinmetzenarbeit an diesem Orte Beschädigungen sehr ausgesetzt ist. Der passendste Schmuck sind die Altarvorhänge (nicht steife Tapeten) oder Antipendien aus kostbaren Stoffen, mit welchen man nach der Farbe der Feste wechseln kann.

Gemäß den kirchlichen Satzungen sollen Altäre ohne bischöfliche Genehmigung nicht errichtet, versetzt oder beseitigt werden; sofern es nur immer thunlich ist, gebe man denselben die Richtung gegen Osten, von woher das Licht kommt.

In vielen Kirchen herrscht die Gewohnheit, an Feiertagen die Altäre mit einer Unzahl von Kerzen und Kerzchen, mit künstlichen Blumen, Draperien und allerhand Coulissenwerk, meist von Pappdeckel, auszuschmücken. Es dürfte indeß mehr als zweifelhaft sein, daß solcher Theaterapparat der Würde des Ortes entspricht und sich dazu eignet, die Andacht zu heben. So angemessen insbesondere frische Blumen hier sind, falls die Auswahl eine gute ist und das rechte Maaß innegehalten wird, so unpassend sind die den Schein des Lebens heuchelnden nachgemachten, welchen ohnehin der Staub und die Feuchtigkeit bald selbst diesen Schein rauben. In nicht wenig katholischen Gemeinden Englands haben sich förmliche Vereine von Jungfrauen gebildet, um die Kirche allwöchentlich mit frischen Blumen auszuschmücken, ein Beispiel, welches gewiß auf unserem Continente nachgeahmt zu werden verdient. Die Zahl der Altarleuchter sollte in der Regel sechs nicht übersteigen; ihre Stelle ist auf der Fläche des Altares; die in jüngster Zeit als „romanisch" aufgekommenen treppenförmigen Aufsätze mit einem Leuchter auf jeder Stufe, gehören zu den vielfachen Neuerungen, welche den augenfälligen Beweis liefern, wie wenig es an der Zeit ist, sich

auf solche zu legen. Dagegen möchte ich empfehlen, wo es die Mittel erlauben, wieder wie vor Alters einen Kronleuchter, nach Art der u. A. in Aachen und Hildesheim, Lübeck und Danzig (letztere in gothischen, erstere in romanischen Style) noch vorhandenen Prachtexemplare, vor dem Hochaltare aufzuhängen. Es mag hier die allgemeine Bemerkung Platz greifen, daß man hinsichtlich der Form der Geräthe sich davor zu hüten hat, allzu exclusiv zu verfahren und so aus der Scylla in die Charybdis zu gerathen, wie es meist zu geschehen pflegt, wenn man anfängt, sich von der Falschheit einer Richtung zu überzeugen. Möbelwerk erträgt, ja erfordert einen höheren Grad von Freiheit in der Behandlung, als dasjenige, was einen constructiven Zweck erfüllt, so daß schon aus diesem Grunde z. B. die Werke des 15. Jahrhunderts geeignetere Muster zur Nachahmung sind, als die des strengarchitektonischen 12. und 13. Jahrhunderts. Ueberhaupt thut man wohl daran, das erstgedachte Jahrhundert stets vorzugsweise zu Rathe zu ziehen, sobald es sich um Decorationsfragen handelt; keine andere Zeit bietet einen solchen Reichthum an Motiven und Vorbildern.

Niemals entferne man blos um deswillen ein Geräthe aus der Kirche, weil es zum Baustyle derselben nicht paßt, es sei denn ein modernes, da es unserer Zeit allein vorbehalten geblieben ist, mit dem Kirchenstyle absolut Unverträgliches zu schaffen. Unter allen Umständen greift die Regel Platz, daß die Ausstattung der Kirche sich von der Ausstattung der Wohnhäuser und sonstiger Profangebäude überall unterscheiden,*) daß alles Gewöhnliche, Triviale aus ersterer ferne gehalten werden muß. Der Kirche gebührt das Typische, durch und durch Aechte; sie steht erhaben über den Speculationen der Industrie und den Launen der Mode; das Zeitalter der Maschinen und des „Comforts" hat ihr keine Bildungen zu bieten. Im Mittelalter, wo Kirche und Staat sich wechselseitig durchdrangen, auf

*) „— — Und letzlich mit wenigem zu vermelden, solle die ganze Kirch also rain und sauber gezieret und zugeputzet sein, daß die gutherztigen Christgläubigen leichtlich mögen erkennen, daß diß ein Betthaus und nit ein Kauffhauß oder Mördergruben seye." Also ein interessantes Büchlein, in welchem noch die mittelalterlichen Traditionen nachklingen, wenngleich im Allgemeinen die aus Italien und Frankreich herübergekommene Renaissance sich darin geltend macht. Der Titel der selten gewordenen Schrift lautet: „Kirchengeschmuck, das ist: Kurtzer Begriff der fürnembsten Dingen, damit eine jede recht und wohl zugerichtete Kirchen geziert und auffgebutzt seyn solle, allen Prelaten und Pfarrherren durch das ganze Bistumb Regensburg sehr nothwendig. In Lateinischer und Deutscher Sprach sammt beygesetzten etlichen schönen Figuren. Geschrieben durch Herrn Jacob Müllern, d. H. Schrifft Doctoren und wolermelter hoher Stifft Regenspurg von Bäpstlicher Heyl: verordneten Vicarium u. s. w. Gedr. zu München bey Adam Berg. 1591. 168 S 4. — Das neueste und beste Werk über den Gegenstand ist: Th. King, Orfévreric et ouvrages en métal du moyen âge. Bruges 1852 mit Abbildungen auf 100 Tafeln in gr. Folio.

gleicher Grundlage ruheten, war eine Einheit der Kunst möglich; alles Weltliche erglänzte im Widerschein der Kirche. Möglich, daß die Kluft einmal wieder ausgefüllt werde — vielleicht mit Schutt und Trümmern! — derzeit aber besteht sie noch und kann nicht ignorirt werden. Eher möblire man unsere Kirchen bäuerlich als bürgerlich; nichts widerstrebt mehr dem feierlichen Ernste des Gotteshauses, als der in der sogen. gebildeten Classe herrschende Geschmack — diese Luxus-Heuchelei, dieses Durcheinander ohne alle reelle Unterlage. Man wolle daher die Kirchen mit modernen Sesseln und Fenstervorhängen, mit Asphalt und Gas verschonen; fern bleibe alles Mahagonisiren, Marmorisiren und Bronziren, alles Pliester-, Gyps- und Tapeziererwerk, überhaupt, so viel als nur immer möglich, alle Fabrikwaare, alles Gegossene, alles auf Täuschung berechnete Surrogat! Wahrheit ist das oberste Gebot. Die flimmernden Kronleuchter aus Glas belasse man den Tanzsälen; den Lithographien werde unter keinen Umständen, den Oelgemälden nur mit höchster Vorsicht, zumal wenn dieselben ins Blaue hinein auf den Kauf gemalt sind, der Eingang in die Kirche gewährt.

Ein recht passender Schmuck für die Altarstufen überhaupt für die nächste Umgebung des Altares bei feierlichen Gelegenheiten sind Teppiche, in Bezug auf welche indeß vor den modernen Stickmustern mit Bouquets oder gar figürlichen Darstellungen gewarnt werden muß. Auch hier ist an dem alten strengkirchlichen Style festzuhalten, welcher allein der Würde des Ortes entspricht.

Links vom Hauptaltare auf der Evangelienseite ist, wie bereits beiläufig bemerkt worden, die Stelle für das Sacramentshäuschen, rechts an der Chorwand für die Piscina und die Pollennische oder den Credenztisch, daneben der Dreisitz für die celebrirenden Priester. Der Chor soll vom Schiffe abgesondert werden. Die Kanzel hat ihren normalen Platz im Hauptschiffe, unweit des sogen. Triumphbogens, der Taufstein links vom Haupteingange; zu beiden Seiten des letzteren sind die Weihwasserbecken anzubringen.

So die Disposition des größeren Geräthes, von welcher allerdings, selbst in Musterkirchen, einzelne Abweichungen vorkommen. Es kann sich hier nur darum handeln, eine allgemeine Richtschnur zu geben; wer sich näher informiren will, nehme die Werke von Durandus, Ciampini, Kreuser u. A. m. zur Hand und vergleiche größere, mit Abbildungen versehene Monographien, vor Allem aber die noch in ihrer Integrität auf uns gekommenen alten Kirchen. Nur einige praktische Bemerkungen in Betreff der eben namhaft gemachten Geräthschaften sollen hier folgen.

Für Sacramentshäuschen werden wir uns wohl zunächst noch an die einfachste Gattung derselben, nämlich auswärts verzierte, in die Chor-

wand gelegte, mit Gitterthüren versehene Nischen, zu halten haben, bis dahin wieder für jene auf zierlichen Füßen freistehenden Wunderwerke mittelalterlicher Steinmetzenkunst die Zeit gekommen sein wird. Vorbilder für beide Gattungen existiren, wenngleich meist arg verstümmelt und verschmiert, noch in großer Zahl. Bei Arbeiten dieser Art liegt die Gefahr besonders nahe, sich des Cementes oder der Steinpappe zu bedienen; es dürfte daher vielleicht nicht ganz überflüssig sein, hier ausdrücklich davor zu warnen. Auf die h. Hostie bezügliche kurze Sprüche können auf Spruchbändern oder sonst an einem passenden Orte angebracht werden.

Schon weit seltener kommen gute Exemplare von alten Dreisitzen (sedilia) vor. Statt derselben bedienen sich fast allerwärts die Officianten bei Hochämtern beweglicher Lehnstühle, die nach abgehaltenem Gottesdienste nicht ganz selten an der Kirmeßtafel paradiren, was doch wohl nicht ganz in der Ordnung ist.

In Berücksichtigung der Seltenheit dieses Geräthes glaube ich auf ein treffliches, versteht sich übertünchtes, Muster von Holz in der Karmeliterkirche zu Boppard am Rheine aufmerksam machen zu dürfen. Im Uebrigen bieten aber auch die alten Chorstühle Motive genug dar, um danach einen Drei- oder Fünfsitz (welche letztere Gattung ebenfalls, wenn auch seltener vorkam) zu construiren.

Die Piscina (Lavatorium), östlich vom Dreisitz, hat den Zweck, die nach dem h. Meßopfer übrig bleibende Flüssigkeit aufzunehmen und besteht aus einem in die Wand eingelassenen, concaven, unten mit einer Oeffnung versehenen Becken, aus welchem jene Flüssigkeit in die Erde abgeführt wird. Es finden sich in alten Kirchen auch wohl Doppelpiscinen für die beiden Ablutionen vor dem Beginne der h. Messe und nach der h. Communion, welche letztere der Priester bis gegen das 13. Jahrhundert hin nicht vorzunehmen pflegte. Die Wiedereinführung der Piscinen wäre nicht blos zweckmäßig, sondern es würden dadurch auch die Kirchen um einen Schmuck bereichert, welcher in seiner Art vielfach selbst mit dem der Sacramentshäuschen den Vergleich aushält.

Die Chorschranken, in Dom- und Stiftskirchen schlechterdings unentbehrlich, sind nicht weniger, wenn auch in modificirter Form, für größere Pfarrkirchen, welche einen Umgang um den eigentlichen Chor haben, sehr zu empfehlen, sowohl um ihrer Bedeutung willen (Trennung des Priester- und Laienstandes) als auch vom Gesichtspunkte der praktischen Nützlichkeit aus betrachtet. Es dient wahrlich wenig zur Erbauung, wenn man sogar in Kathedralen Laien, und zwar nicht blos vom männlichen Geschlechte, den Domcapitularen, Priestern und Seminaristen ihre Plätze streitig machen sieht, oder wenn die im Chorumgange Stehenden oder Gehenden dem cele-

brirenden Priester ins Gesicht gaffen. Eine Wand von durchbrochenem Steinwerk in den Pfeiler-Zwischenräumen eignet sich am Besten zu solcher Schranke, während nach dem Hauptschiffe zu ein Lettner (lectorium) den Chorabschluß zu bilden hat. Derselbe entwickelte sich theils aus dem Ambon, theils verband er sich mit letzterem; beide waren gewissermaßen monumentale Pulte, von welchem herab die Epistel und das Evangelium dem Volke vorgelesen wurden. Die meisten Lettner fielen dem modernen Streben nach „Vereinfachung" zum Opfer, so wie der falschen Ansicht, daß es eine Unvollkommenheit eines Kirchenbaues sei, wenn darin die Anwesenden nicht mit den Augen allen Bewegungen des Priesters am Altare folgen, ihn gleichsam controliren könnten. Die Ambonoklasten, wie der Pater J. B. Thiers in seinem gewiß gerechten Eifer diese Neuerer nennt, bedachten nicht, daß der Gesang, die Zeichen mit der Schelle und sonstige liturgische Anordnungen grade zu dem Zwecke getroffen sind, damit das Gehör dem Auge zu Hülfe komme.

Um sich einen annähernden Begriff davon zu machen, welche Masse der schätzbarsten Kunstwerke jenes Vorurtheil gekostet hat, braucht man nur einen Blick auf die wenigen uns noch verbliebenen Lettner — ich nenne beispielsweise die in den Domen von Münster und Halberstadt und der Oberweseler Liebfrauenkirche befindlichen — zu werfen oder eine Wanderung durch die englischen Kathedralen zu machen, deren Lettner meist erhalten wurden, weil die Hochkirche ihren Gottesdienst schlechthin auf das Chor beschränkt, der fragliche Abschluß desselben ihr daher sehr zu Statten kommt. Es versteht sich von selbst, daß der Lettner, dessen Thüren sich nach dem Chore hin öffnen müssen, durch Größe und Reichthum sich von dem übrigen Abschlusse zu unterscheiden, überhaupt eine selbständige Construction darzustellen hat, auch wenn man ihn nicht mehr zu dem Gebrauche des Vorlesens der h. Schriften benutzen zu sollen glauben möchte. Einige Unbequemlichkeiten, wie sie allerdings mit den Lettnern verbunden sind, können um so weniger von deren Wiedereinführung abhalten, als solche sich von selbst dadurch beseitigen, daß man, wie es gewiß in jeder Hinsicht räthlich ist, wieder auf die mittelalterliche Liturgie zurückkommt.

Selbst jeder Altar außerhalb des Chores ist durch irgend eine Schranke vom Volksraume zu trennen, sowohl um die obengedachte Scheidung zu bezeichnen, als weil Gedränge und Unordnung in der unmittelbaren Nähe des in der heiligen Handlung begriffenen Priesters doppelt unpassend sind.

Der Scheidebogen oberhalb des Lettners, also zwischen Chor und Schiff (Triumphbogen, Triumphthor), muß einen besondern Schmuck erhalten, welcher seine liturgische Bedeutung hervorhebt. „Zwischen Priester und Volk solle die Bildniß des gekreuzigten Jesu Christi gegen das Volk aufgerichtet werden,

damit auch hieraus die Einfältigen desto eher und leichter sich menschlicher Erlösung, wer Haußherr an diesem Orte und mit wem sie zu handeln und zu reden haben, erinnern können.“ So der oben angeführte Stiftsvicar Jacob Müller (cap. VII) in seiner treuherzigen Weise. Aller jener Rücksichten ungeachtet, hat auch dieser so sinnvolle Schmuck dem Drange nach freier Aussicht, oder, richtiger gesagt, nach Leere weichen müssen. Man findet wohl zuweilen in irgend einem Winkel einer alten Kirche noch ein solches Crucifix im Staube begraben und thut dann wahrlich gut, dahin zu wirken, daß es wieder von seiner ursprünglichen Stelle aus den Triumph des Kreuzes über den Tod verkündet. Aber auch in einer neuen Kirche sollte das Triumphkreuz nicht fehlen; befindet sich ein Lettner darin, so kann man es, wie früher, an denselben befestigen und darüber, etwa noch mit Maria und Johannes zur Seite, emporragen lassen; anderen Falls läßt man es vom Triumphbogen herabhängen, so daß es ungefähr in der Mitte des Bogens schwebt.

Die Kanzel, früher im Wesentlichen durch den Ambo, auch wohl durch den Tragstuhl (faldisterium) vertreten, ward erst im späteren Mittelalter eingeführt und fand ihre Stelle in der Nähe der Chorschranken (cancelli, woher der Name). Einen romanischen Typus gibt es denn auch natürlich nicht. Sie ist von Stein oder ungeschminktem Eichenholz anzufertigen. Um hinsichtlich der Form nicht in geschmacklose Willkür zu gerathen, wie solches z. B. bei den weltberühmten belgischen Kanzeln, überhaupt fast allen aus den zwei letzten Jahrhunderten der Fall ist, befolge man das streng geometrische Constructionssystem der alten Steinmetzen, welche meist das Achteck zum Grunde legten. Es ist unpassend, die Kanzeln nach Art der Schwalbennester an die Wand zu hängen; am geeignetsten ist es wohl, wenn sie in verschiedenen, sich auseinander entwickelnden Polygonen kelchartig vom Fußboden aufsteigen und oben mit Feldern umgeben sind. Je nach den Mitteln, welche man zu verwenden hat, können auch, namentlich in den ebengedachten Feldern, figürliche Darstellungen angebracht werden, wie z. B. die Evangelisten oder die Kirchenlehrer, am Fußgestell ein Löwe oder ein sonstiges Ungethüm, die Macht des göttlichen Wortes über die Dämonen, das Böse symbolisirend, so jedoch, daß stets eine gewisse Beziehung zu dem kirchlichen Lehramte durchblickt. Willkürliche Allegorien und Phantasiestücke sind hier am wenigsten angebracht.

Die Schalldeckel über den Kanzeln machen sich in der Regel viel zu breit. Statt dieselben ganz einfach als Beiwerk zu behandeln, erdrückt man damit nicht selten förmlich die Kanzel, indem man eine schwere und überladene, in ganz unnatürlicher Weise aus der Wand herauswachsende Structur darüber schweben läßt. Wie anderwärts durch das Zuwenig, so

pflegt man hier durch das Zuviel zu sündigen: eine der Grundform der Kanzel entsprechende, mit einem Kranze verzierte Ueberdachung möchte wohl am angemessensten sein. Die passendste Stelle für die Kanzel ist an einem Pfeiler auf der nördlichen oder südlichen Seite des Hauptschiffes in der Nähe des Triumphbogens, so daß der Priester zum Volke sprechen kann, ohne dem Altare den Rücken zuzukehren; keinesfalls darf sie im Chore ihren Platz finden, oder gar seitwärts vom Altare, wie solches eine von der Königl. Ober-Baudeputation zu Berlin im Jahre 1835 erlassene Instruction, in welcher überhaupt gar viel wunderliche Rathschläge zu lesen sind, auch für katholische Kirchen empfiehlt.

Der Taufstein, welchen die ebengedachte Instruction gleichfalls in die Nähe des Altares verweist, gehört an den Eingang der Kirche gegen Norden. Durch die h. Taufe treten wir ein in die streitende Kirche. Schon die Bezeichnung weist darauf hin, daß er der Regel nach aus Stein anzufertigen ist; Metall, mit Ausnahme des Eisens, kann indeß auch zur Verwendung kommen, wie es denn namentlich ausgezeichnet schöne alte Taufbecken aus Bronze gibt. Der Taufstein soll auf einige Stufen erhöht und so groß sein, daß er Wasser für ein ganzes Jahr hält. Um letzteres vor Verunreinigung zu bewahren, ist er mit einem verschließbaren Deckel zu versehen, wo möglich mit einer Vorrichtung zum Aufziehen desselben. Bis zur gothischen Periode ruhte das Becken häufig auf Säulchen; später ward das Ganze, in ähnlicher Art wie die Kanzel, vom Fuße auf geometrisch entwickelt, meist unter Zugrundlegung des Achtecks. Auch zur Ausschmückung dieses Geräthes kann man entsprechende Symbole anbringen, jedoch sparsam und mit Vorsicht, damit alle Spielerei wie alle Ueberladung fern bleibt. Wo es bei dem Neubaue einer Kirche die Mittel gestatten, ist es sehr angemessen, eine besondere Taufcapelle (baptisterium) derselben anzufügen und zwar in der Nähe des westlichen Thurmes.

Die Orgel soll, wie sie den Gesang nicht übertäuben darf, auch die Harmonie der Architektur nicht stören; man vergesse nicht, daß dieselbe ihrem Wesen nach ein Geräthe und kein Bauwerk ist, wenn gleich man ihre Verfertiger Orgelbauer zu nennen pflegt. Nirgendwo anders vielleicht liegt die Gefahr näher als hier, daß sich der Theil auf Kosten des Ganzen geltend macht; wie manche Kirche weiß davon zu erzählen! — Zwar kommen schon im früheren Mittelalter Orgeln von großem Umfange vor; allein es waren dies Ausnahmen und bald erhob sich auch Widerspruch dagegen. Zur Zeit aber hat man um so weniger Veranlassung, Colosse zu errichten, als die heutige Technik überhaupt mit weit compendiöseren Instrumenten dieselbe Kraft des Tones zuwege bringt. Die Pfeifen eignen

sich einmal schlechterdings nicht zu rein architektonischen Gestaltungen; man muß sie sich ruhig als das zeigen lassen, was sie sind; sobald man sie zu maskiren und in eine höhere Ordnung zu erheben sucht, wird eine Carikatur daraus. Das Beste ist, sie zwanglos und möglichst zweckentsprechend zu gruppiren und das Ganze in eine dem Größenverhältniß entsprechende Umrahmung, am besten aus fantastischem Holzschnitzwerk, zu fassen. Die geeignetste Stelle für die Orgel ist bei großen Kirchen im Mittelschiffe oberhalb der unteren Bogenstellung, in der Nähe des Chores, wie sehr auch die Symmetriker darüber Zeter schreien mögen; bei kleineren wird man häufig genöthigt sein, das westliche Ende des Hauptschiffes zu wählen, obschon es sehr zu bedauern ist, daß dadurch meist das große Fenster oder die Rosette der Hauptgiebelseite im Innern unsichtbar werden. Als eine Musterorgel aus späthgothischer Zeit mag die im Straßburger Münster befindliche Orgel hier erwähnt werden, da die ursprünglichen Projecte zu derselben, nach einer alten Handzeichnung facsimilirt und herausgegeben von Chr. Schmidt, Jedermann zugänglich sind. Die schönste und nachahmenswertheste moderne Orgel, welche ich gesehen habe, ist die von dem Architekten G. Scott im Dome zu Ely in England ausgeführte; dieselbe schließt sich im Allgemeinen der Straßburger an.

In Betreff der Erleuchtung der Kirchen sind die neuen Erfindungen, namentlich das Gas, eine gefährliche Klippe. Keinesfalls sollte man im Chore, in der Nähe des Heiligthums von letzterem Gebrauch machen; auf den Altären dürfen nach bestimmten liturgischen Vorschriften nur Wachskerzen verwendet werden. Schon das Brechen mit den Traditionen, das Haschen nach moderner sogen. Vervollkommnung hat an sich in kirchlichen Dingen etwas sehr Bedenkliches; hier aber stehen auch noch andere sachliche Gründe entgegen. Es mag nur auf die durch den regelmäßigen Gebrauch des Gases sich allmählig in der Kirche bildende industrielle Atmosphäre hingedeutet werden, welche mit dem Dufte des Weihrauchs und des Wachses sich schlecht verträgt, überhaupt mit dem „himmlischen Jerusalem", dessen Abbild bekanntlich die Kirche sein soll. Auch die ganze Einrichtung hat etwas recht Unästhetisches, wie z. B. das Verdecktsein der Gascanäle und das plötzliche Hervorspringen der Schnäbel, welche die dochtlosen Flammen ausspeien. Es fehlt hier der äußere, in die Augen fallende Zusammenhang von Ursache und Wirkung, wie ihn der ausgebildetere Schönheitssinn beansprucht. In keinem Falle dürfen architektonische Glieder, wie Säulen und Pilaster durchlöchert werden, um aus ihnen die Gasschnäbel hervorspringen zu lassen. Vielmehr ist es das Beste, besondere mehrarmige Ständer zu errichten und die unterirdische Röhre in deren Fußgestell einmünden zu lassen. Die mittelalterlichen Wandleuchter bieten die angemessen-

sten Motive dar, welche indeß im Anschluß an die hier obwaltenden besondern Bedingungen zweckentsprechend umzugestalten sind. Früher befanden sich fast in allen Kirchen bewegliche Ständer aus kunstreich geschmiedetem Eisen, meist mit steinernen Füßen. Da Eisen dem heutigen Publicum nicht vornehm genug ist, so befinden sich nur selten noch derartige Stücke in Function; es ist aber um so räthlicher, dieselben wieder zu Ehren zu bringen, als die Kunst des Schmiedens, überhaupt der stylgerechten Behandlung des Eisens, durch die Gießereien ganz und gar erstickt zu werden droht. Ueber dem Atomismus und Chemismus, worin unsere Zeit so tief steckt, hat sie das Verständniß für die Relationen der verschiedenen Materialien zur Kunst und Technik gänzlich eingebüßt; sie stampft eben Alles zu Einem Breie zusammen, der dann in die willkürlichsten Formen gegossen oder geknetet wird, und alle Welt, die „gebildete" nicht ausgenommen, ist unter der Herrschaft des ästhetischen Confusoriums so urtheilslos geworden, daß es sich gradezu Alles bieten läßt, wenn es nur wenig kostet und hübsch glänzt.

Die Kniebänke und Stühle in unseren Kirchen sollen nicht unter Verschluß gelegt und verpachtet, blos gegen Erlegung eines Zolles zugänglich sein. Nur die höchste Noth mag derartige Einrichtungen zeitweilig entschuldigen. Jedenfalls rathe ich, so zu verfahren, wie ich es in größeren katholischen Kirchen Englands getroffen habe, daß nämlich die verpachteten Stühle von Jedermann in Besitz genommen werden können, sobald der Gottesdienst begonnen hat, ohne daß die Zunächstberechtigten gegenwärtig sind. Es ist gewiß unangemessen, daß in einer Kirche verschlossene Stühle leer da stehen, während viele Andächtige dieselben umdrängen und vielleicht nicht einmal so viel Platz haben, um während der Wandlung auf den Fußboden hinknieen zu können. Dahingegen sollte in jeder Pfarrkirche für die Autoritäten stets ein besonderer, auch äußerlich ausgezeichneter Platz reservirt sein, wie solches in früherer Zeit allerwärts der Fall war und sich aus der Natur des Verhältnisses der kirchlichen zur weltlichen Obrigkeit ergibt. Auch hier kann wieder England als Muster angeführt werden, wo man überhaupt die tiefe Bedeutung der äußeren Formen und des Ceremoniells noch zu würdigen versteht. Am ärgsten ist man in dieser Beziehung bei uns zu Lande verkommen — Dank den afterphilosophischen Aufklärern und Gleichmachern, die Alles über den Haufen rennen, was nicht dem eigenen Gehirne entsprungen ist, oder sich doch vor demselben vollständig zu legitimiren vermag und welchen jede Bevorzugung ein Dorn im Auge ist, die nicht ihnen zu Theil wird. — Freilich würde eine solche Einrichtung voraussichtlich gar mancher Ortsautorität selbst nicht sonderlich zusagen, die lieber unbemerkt aus der Kirche bleibt als in derselben durch irgend

eine Auszeichnung bemerkbar wird; allein auf dergleichen persönliche Stimmungen muß man nicht allzu ängstlich Rücksicht nehmen; eine gewisse gelinde Nöthigung ist in solchen Verhältnissen sogar recht heilsam. Leider stammt das Uebel meist aus höheren Regionen, als denjenigen, worin sich die Ortsautoritäten bewegen. Der Militärstand hat, so zu sagen, alle äußere Ehre absorbirt; er hat zunächst die Staatsgewalt zu repräsentiren; selbst bis zu den Uniformen der Civilbeamten herab muß Alles, was Geltung haben soll, seinen Stempel tragen. Ob das auch etwa ein Zeichen fortgeschrittener Cultur ist? In England verhält sich die Sache bekanntlich anders.

Was die Form der Kniebänke anbelangt, so ist vor Allem auf den Zweck zu achten, welchem sie dienen sollen; sie dürfen keinem Style und keinem Schmucke zu Lieb unbequem werden. Von dem Satze ausgehend, daß alles Gothische Spitzbogen, alles Romanische Rundbogen zur Schau tragen müsse, hat man auch vielfach die Kirchenbänke demgemäß stylisirt und sie dann eben so häßlich als unzweckmäßig gemacht. Die Hauptsache ist gutes, unbeschmiertes Eichenholz, tüchtige Arbeit, die sich überall als solche erkennen läßt, und endlich, falls man ein Uebriges thun kann und will, Blattwerk oder sogen. Panneel-Verzierungen auf die nach den Schiffen hin gekehrten Wangen, welche oben in eine heraldische Lilie, ein ineinander gerolltes Blatt oder ein ähnliches Ornament, ja aber nicht in eine Kreuzblume, die hier ganz unpassend ist, auslaufen mögen. Wo man wegen Mangels an Geld oder Raum keine Bänke aufstellen kann, lege man Binsenmatten auf den Boden, welche unter allen Umständen den kleinen meist für die Schuljugend bestimmten Kniebrettern vorzuziehen sind. Die Beichtstühle bieten für die künstlerische Behandlung eher mehr als weniger Schwierigkeiten dar, besonders wenn man darauf ausgeht, etwas recht Schönes, Augenfälliges zu machen und das Möbel mit dem Style der Architektur im Einklang zu bringen. Das zuvor hinsichtlich der Form der Stühle Gesagte kann auch hier im Allgemeinen zur Richtschnur dienen. Es gibt eine verständige, ebenso weit von Plattheit, als von Prunk entfernte Einfachheit, die hier erstrebt werden sollte, da ein Beichtstuhl, seiner ganzen Einrichtung nach, ästhetisch sehr unfügsam ist. Ueberhaupt ist die Anspruchslosigkeit weit weniger in Gefahr, sich zu verirren, als die stets auf einen gewissen Effect bedachte Absichtlichkeit, der kein Zollbreit sich entziehen kann; auch in der Kunst darf die Schönheit sich nicht aufdrängen; sie muß sich aufsuchen lassen. Insbesondere mögen sich das auch die Neugothiker merken, die uns aller Orten mit ihren Fialen, Bosen, Drei- und Vierpässen verfolgen und ganz glücklich sind, wenn sie irgendwo einen gothischen Schnörkel anbringen können; es ist das der sicherste Weg, aller Welt einen Widerwillen gegen die Sache einzuflößen und

das Wiederaufkommen des Aechten und Rechten für immer unmöglich zu machen.

Zuweilen ist es thunlich, die Beichtstühle in nähere Verbindung mit der Architektur zu setzen, sie gleichsam damit zu verschmelzen, indem man z. B., falls die Strebepfeiler in die Kirche hereingezogen sind, den Raum zwischen denselben dazu verwendet, wie es u. A. Pugin in der St. Georgskathedrale zu London gethan hat. Immer sorge man dafür, daß die Beichtstühle die Gänge nicht versperren, überhaupt sich möglichst isoliren.

Das kleinere Kirchengeräthe, zu welchem wir uns nunmehr wenden, nimmt noch zartere Rücksichten in Anspruch, als das große, wenngleich es nicht so sehr in die Augen fällt. Ersteres steht meist in näherer Beziehung zu den heiligen Handlungen und den Mysterien, es wird daher auch einen idealeren Charakter an sich tragen, sich in höherer Freiheit entfalten müssen.

Wie wenig von den unübersehbaren Kostbarkeiten, welche die Schatzkammern und Sacristeien der Kirchen vormals bargen, ist auf uns gekommen und dies Wenige — in welchem Zustande befindet es sich! Die Unwissenheit und die Neuerungssucht arbeiteten gemeinschaftlich mit der Zerstörungswuth und der Habgier daran, das große Fideicommiß unserer frommen Vorfahren zu vernichten, oder doch nach allen Richtungen der Windrose hin zu verschleudern. Noch bis auf den heutigen Tag wird die Ignoranz der Kirchenvorstände von Speculanten ausgebeutet, welche allmählig Alles, was Kunstwerth hat, von den Chorbüchern an*) bis hinauf zu den Reliquiarien und Monstranzen, in die Museen und Cabinette, meist über den Canal wandern lassen. Für den Erlös wird dann die Kirche in Oel gesetzt oder irgend etwas von Gyps zu ihrer Ausschmückung angeschafft! Man kann sich denken, welche hohe Meinung John Bull von der Bildung und Pietät der solchergestalt sich selbst ausplündernden Nationen hegen muß. Wie viele Bücher, Gefäße, Gewänder u. s. w. eine Kirche auch haben mag — nie soll man ans Verschachern gehen, selbst wenn der Zweck, zu welchem es geschieht, an sich ein löblicher ist. Auf solchem Gelde ruht kein Segen.

Wie bei allen anderen Kunstschöpfungen, wo es dem Dienst der Kirche galt, so zeigt sich auch bei der in Rede stehenden Gattung, und zwar hier noch im erhöhetem Maaße, daß die Alten das Beste daran setzten, was

---

*) So wurden, um nur Ein Beispiel für hunderte anzuführen, vor wenig Jahren noch aus einer der bedeutendsten Kirchen Kölns nicht weniger als 28 pergamentene Chorbücher, großentheils mit gemalten Initialen und Randverzierungen, für eben so viel Thaler an einen Alterthumshändler abgelassen!

sie hatten und kannten. Darum aber verloren sie nie den praktischen Zweck aus den Augen, welchem der betreffende Gegenstand dienen soll. Sieht man doch beispielsweise in dem mit erhabener Arbeit und Edelsteinen so reich ausgeschmückten Rande des vom h. Bernward herrührenden Prachtkelches zu Hildesheim ein Mundstück und in der dazu gehörenden Patene eine glatte Bahn für die h. Hostie ausgespart. Ebenso hielt man die Handhaben stets frei von vorspringendem Schmucke; man übertrieb auch das Gewicht und die Größe nicht, wie solches die Zopfzeit that, welche sogar Kirchengewänder dermaßen überlud, daß nur ein Riese sich frei darin bewegen konnte.

Die wahre Kunst bedarf, um sich zu entfalten, eines solchen Apparates nicht; im Kleinsten schon kann sie offenbaren, wes Geistes Kind sie ist, in jedem Punzenschlage, jeder Ciselur und Profilirung. Vor Allem ist dazu erforderlich, daß die Meisterhand und nicht die Maschine allerwärts sich bemerklich macht. Wohin die letztere führt, dafür liefert jeder Gold- und Silber-Schmieds-Laden einen vollgültigen Beleg. Man kommt da oft unwillkürlich auf den Gedanken, daß die Zeichner aller der Sachen ihren Kunstsinn an den Mißgestalten des Meergrundes ausgebildet hätten. Am weitesten wohl wird der Häßlichkeitsluxus in Belgien getrieben, wo eine Mischung von Chinesisch, Roccoco und Fabrikgothik an der Tagesordnung zu sein scheint, natürlich ohne die hohen technischen Vorzüge der erstgenannten Stylarten. Ob etwa das flammändische Naturell einer besonders starken Anregung bedarf? — Lieber bestelle man das erforderliche Geräthe bei dem ersten besten Zinngießer oder Blechschläger, als daß man nach jenem falschen, lügnerischen Prunke greift, der sich an oben gedachten Schaufenstern breit zu machen pflegt. So sind denn auch alle Surrogate, wie z. B. Neusilber, ferne zu halten, welche etwas scheinen wollen, was sie in Wirklichkeit nicht sind; Vergoldungen werden hiervon nicht getroffen, weil eben Niemand dadurch getäuscht werden soll und getäuscht wird. Im Ganzen ist es räthlich, verhältnißmäßig mehr auf eine meisterhafte Form zu verwenden, als auf das Material, wie wünschenswerth es auch immerhin sein mag, daß in beiden Beziehungen der Geist des Opfers hervorleuchtet. Erst die Verkommenheit unserer Zeit hat die tiefe Bedeutung des Weihgeschenkes in Vergessenheit gerathen lassen; höher aber als das kostbarste Naturproduct erscheint gewiß in den Augen Gottes die auf seine Verherrlichung hingerichtete freie That des Menschen, besonders im Bereiche der Kunstübung, welche ja ihrem innersten Wesen nach ein Ausfluß des Dranges ist, die durch den Sündenfall gestörte Harmonie in den geschaffenen Wesen wieder herzustellen oder doch im Bilde uns ahnen zu lassen. Es kommt aber noch hinzu, daß der kostbarste Stoff die Raubsucht am meisten anlockt. Wie viel zu Grunde

gegangenes wäre noch vorhanden, wenn es dem Hunger nach Gold und Silber keine Befriedigung dargeboten hätte! Das blos Schöne wandert doch meist nur zum Trödler oder in die Rumpelkammer und wird nicht sofort eingeschmolzen.

Was die den verschiedenen Geräthschaften zu gebende Form anbelangt, so schließt man sich auch hier wieder am besten an gute, einfache Muster aus dem Mittelalter an; der gothische Styl verdient schon um deswillen den Vorzug, weil das ihn beherrschende Gesetz am klarsten in die Augen springt. Bevor man aber Neues anschafft, sorge man für die würdige Herstellung des noch vorhandenen Alten; es ist ein Jammer anzusehen, in welchem Zustande des Verfalles oft die kunstreichsten, ehrwürdigsten Gefäße sich befinden. Besonders gilt dies von den *Reliquienschreinen*, die meist nebst ihrem Inhalte vom Rost und Staube förmlich verzehrt werden, falls nicht ein industriöser Küster sie hinter Schloß und Riegel verwahrt, um sie den Liebhabern gegen ein Trinkgeld zu zeigen. Selbst wo eine authentische Urkunde über die Aechtheit der Reliquien nicht vorhanden ist, erheischt schon die fromme Tradition eine gewisse Ehrfurcht vor Demjenigen, was ihr als Träger dient. Geweihte Gegenstände sind, wie überhaupt Alles, was sich an das Andenken Derjenigen knüpft, die für den Glauben gewirkt oder gar geblutet haben, nicht für die bloße Schaulust da; wenigstens gewähre man den, wenngleich weniger gebildeten, so doch meist mit einem tieferen Verständniß von der Bedeutung der Sache begabten Andächtigen der Gemeinde in jedem Jahre einmal, etwa am Feste des Kirchenpatrons, den Anblick der Schätze und Merkwürdigkeiten, welche der Frommsinn ihrer Voreltern in die Kirche gestiftet hat. Früher bestand die schöne Sitte, bei feierlichen Prozessionen alle solche Kostbarkeiten mit herum zu führen, wo dann die Innungen und Bruderschaften, eine jede ihre besonderen Heiligthümer zur Schau trugen. Selbst die alten Evangelienbücher wurden nicht zurückgelassen; daher die besonders reiche Ausstattung dieser Bücher auf derjenigen Seite, welche dem Volke zugekehrt ward.

Kann oder will man zu solchen Gebräuchen nicht ohne Weiteres zurückkehren, so sollte man doch mindestens in der zuvorgedachten oder einer sonst passenden Art die denselben zum Grunde liegende Idee wieder zum Bewußtsein zu bringen suchen.

Was die alten *Gewandungen* anbelangt, so fehlt es zwar nicht an guten Mustern,*) um so mehr aber an kunstfertigen Händen, welche

*) Schon die 1852 in Crefeld stattgehabte Ausstellung hat dies zur Genüge bewiesen, wie verhältnißmäßig gering auch die Zahl der Kirchen war, welche ihr Contingent dorthin lieferten. Einen wahrhaften Schatz von mittelalterlichen Kirchengewändern be-

dieselben reproduciren können. Der Roccoco und der moderne Industralismus haben natürlich auch das Gebiet der Paramentik überfluthet. Ersteres entfaltete auch hier wenigstens immer noch eine imponirende Pracht, während unseren Fabriken die Paramente nur Modeartikel sind, die mit den Möbelzeugen und den Papiertapeten auf Einer Linie stehen. Da nun die Mode, ihrer Natur nach, einem raschen Wechsel unterliegt, so dürfen auch die Stoffe weder theuer noch solid ausfallen; am allerwenigsten kann von eigentlicher Kunst dabei die Rede sein. Was die Maschine nicht zu bewältigen vermag, bleibt ausgeschlossen. Die Arbeit „zur Verherrlichung Gottes" findet ja überhaupt keine Stelle in unseren nationalökonomischen Systemen. Und so wird es voraussichtlich noch eine geraume Zeit bleiben, da das Verständniß für das Aechte und künstlerisch Vollendete weit leichter verloren geht, als wieder gewonnen wird und da überdies die ganze Richtung der Gegenwart Letzterem keineswegs hold ist. Aber nicht blos der Sinn für das Künstlerische, sondern auch der Sinn für das Bedeutungsvolle, für die mystische Sprache der Kirche muß wieder aufleben, wenn es hier allgemein besser werden soll. Der Gottesdienst ist ein heiliges Drama, in welchem auch das Unscheinbarste eine in das Ganze eingreifende Rolle zu spielen hat. Schon von den Zeiten der Apostel an zeichnete sich die Tracht der Priester aus; u. A. spricht Origenes von Priestergewändern, welche ausschließlich zum Gebrauche innerhalb der Kirche bestimmt seien. Ein näheres Eingehen auf die allmählige Umbildung dieser Gewänder, auf welche die Provincialconcilien vielfach in verschiedenartiger Weise einwirkten, würde hier zu weit führen. Ohnehin lassen sich, schon aus dem ebengedachten Grunde, durchgreifende Regeln nicht aufstellen; im Allgemeinen ist es jedenfalls räthlich, dem einmal herrschenden Gebrauche nicht schroff entgegenzutreten; das Archaisiren könnte sonst leicht das Schicksal fast aller gewaltsamen Reactionen theilen und sich auch blos als Mode geltend machen. Ueberhaupt soll man in diesen und ähnlichen Dingen zunächst die Anordnungen der Bischöfe abwarten und nicht auf eigene Hand Aenderungen treffen, deren Tragweite sich im Voraus nicht leicht berechnen läßt. Selbst unter den eigentlichen Gothikern dürfte sich übrigens auch wohl so bald noch nicht eine übereinstimmende, vielleicht kaum eine herrschende Ansicht herausbilden. Der Eine will nur das zwölfte oder doch höchstens nur noch das drei-

---

wahren der Dom zu Halberstadt und die Marienkirche zu Danzig, welche überhaupt, wie so manche andere den Katholiken entfremdete Kirchen seit der Glaubensspaltung, äußerlich, so zu sagen, stationär geblieben sind und daher auf das sorgfältigste studirt zu werden verdienen. Neuerdings hat der Seidenfabrikant Hr. Casaretto in Crefeld anerkennenswerthe Versuche gemacht, alte Muster nachzubilden und den Stoffen die frühere Solidität wiederzugeben.

zehnte Jahrhundert gelten lassen und bricht beispielsweise über alle Kaseln den Stab, welche nicht, wie die des Albertus Magnus, glockenförmig gestaltet sind; Andere dagegen ziehen die mehr malerische Pracht des 15. und 16. Jahrhunderts vor und wollen der früheren Zeit nur in der Architektur den Preis zuerkennen. So liegt denn die Gefahr gewiß sehr nahe, daß die Verwirrung nur vermehrt wird, falls nicht der Impuls vom Mittelpunkte ausgeht und gleichmäßig nach allen Seiten hinwirkt. Als das Angemessenste erscheint hiernach, mit der Beseitigung offenbarer Auswüchse zu beginnen, das Plumpe, Steife und Barocke allmählig auf das rechte Maaß zurückzuführen oder durch entschieden Besseres zu ersetzen, namentlich aber bei allen neuen Anschaffungen auf Solidität und Aechtheit zu sehen und nie aus den Augen zu verlieren, wie erhaben die Bestimmung ist, welcher dieselben dienen sollen. Auf diesem Wege stellt das rechte Maaß sich von selbst ein. Die Mitren, Kaseln und Chorkappen werden in Schnitt und Ausstattung sich mehr und mehr den besseren alten Mustern annähern; insbesondere werden die letzteren ihr steifes Ansehen verlieren und einen Faltenwurf gestatten, welcher den Bewegungen des Priesters wenigstens nicht widerstrebt. Ein Hauptschmuck der Chorkappen bestand in den auf der Brust sie zusammenhaltenden Agraffen, welche das Mittelalter so überaus kunstreich zu bilden verstand. Mögen unsere Goldschmiede sich auch daran wieder versuchen!

Den Charakter eines Kunstwerkes werden auch die Paramente allererst durch Handarbeit erhalten. In früheren Zeiten führte die opferwillige Liebe meist die Hand; eine große Anzahl von Prachtgewanden ging aus Klöstern hervor, was denn auch wesentlich zur Bildung und Erhaltung eines festen Styles mitwirkte. Das Wiederaufblühen dieser Institute so wie des kirchlichen Sinnes überhaupt berechtigt zu der Hoffnung, daß auch nach der in Rede stehenden Seite hin es sich wieder zum Besseren und Rechten wenden werde, eine Hoffnung, welche schon sich zu verwirklichen beginnt, wie denn z. B. in dem Kloster zum armen Kinde Jesu in Aachen bereits ein schöner Anfang gemacht ist. Handelt es sich doch auch hier um ein Wirken zur Ehre Gottes, zur Verherrlichung seines Namens.

Eine besondere Sorgfalt wird der Aufbewahrung alter kunstreicher Gewandstücke zuzuwenden sein; statt dieselben beispielsweise zu verpacken und einzuschließen, hänge man sie einzeln, soweit es nur immer thunlich ist, frei hin, und zwar in einem möglichst trockenen Locale; auch ist es räthlich, alles Derartige nicht ganz außer Gebrauch zu setzen, selbst wenn es schadhaft sein sollte. Will man Herstellungen daran vornehmen lassen, so geschehe dies mit großer Umsicht und von durchaus kundiger Hand; im Zweifel restaurire man auch hier lieber zu wenig, als zu viel. Ein altes,

selbst beschädigtes Meßgewand thut der Würde des Cultus wahrlich keinen Eintrag. Ueberhaupt gereicht Allem, was Letzterem dient, das Alter eher zur Zierde; die Kirche hat auch eine historische Bedeutung, deren Reflexe, wo immer sie hervortreten mögen, sorgsam gewahrt, wenigstens nicht ohne Noth verwischt werden sollten.

Kirchliche Musik.

Mehr als irgend ein anderer Kunstzweig ist die Kirchenmusik ein integrirender Theil der Liturgie und an ihre Regeln gebunden. In einem jeden Bauwerke kann immerhin der Gottesdienst noch ganz würdig gefeiert werden; durch einen unkirchlichen Gesang dahingegen wird sein ganzer Charakter entschieden beeinträchtigt. Der Gesang, die Musik dienen wesentlich zur Vermittlung des richtigen Verständnisses der liturgischen Handlungen; sie sind gewissermaßen die gesteigerte, in eine höhere Sphäre gehobene Rede. Auf ihrem Gebiete darf daher am wenigsten das individuelle Ermessen oder gar reine Willkür herrschen; an sie vor Allem ist die Anforderung der Wahrhaftigkeit im höchsten Sinne des Wortes zu stellen, d. h. sie muß überall der Ausdruck des innersten Wesens der Kirche sein, welcher sie dient. Da aber wohl Niemand einen tieferen Einblick in dieses innerste Wesen haben kann, als die Kirche selbst, so läge es schon um deswillen und abgesehen von allen positiv verpflichtenden Satzungen sehr nahe, an das individuelle Belieben oder den grade herrschenden Zeitgeschmack den Maßstab jener Autorität zu legen. Dadurch aber kommt man zu dem unabweislichen Ergebniß, daß der altkirchliche Choral, der gregorianische Gesang zugleich den Ausgangs- und Mittelpunkt für unsere kirchliche Musik bilden muß. Zuerst festgestellt durch den gottbegeisterten Papst Gregor den Großen in seinem Antiphonarium wurde er von Land zu Land, von Generation zu Generation fortgepflanzt und fand auch selbst an weltlichen Herrschern, insbesondere in Carl dem Großen, mächtige Schützer und Förderer. Berühmte Schulen erhoben sich an vielen Orten, an Universitäten wurden eigene Lehrstühle für die Musik errichtet.

Es liegt in der Natur der Sache, daß grade das Zarteste und Geistigste der Ausartung am meisten ausgesetzt ist. So erging es denn auch der kirchlichen Tonkunst. Nachdem sich zuerst die begleitende Musik zu dem einstimmigen, ruhig

fortschreitenden Chorale (cantus firmus, plain chant) gefunden hatte, gestaltete sich derselbe besonders zufolge der eintretenden Mehrstimmigkeit immer künstlicher und figurirter, bis endlich ihr ursprünglicher Charakter gänzlich verwischt ward.

Anders als bei den übrigen Künsten war es bei der Musik nicht das unmittelbare Hereindringen heidnischer Elemente und Motive, was den Ruin herbeiführte. Welche unsägliche Mühe man sich auch gab (es sei beispielsweise an Zarlino erinnert) auf die Antike zurückzukommen, auch nicht Ein Tonsatz war aus dem Heidenthum herzustellen; man mußte auf dem christlichen Boden stehen bleiben. Auf diesem Boden bauete sich denn auch die Musik bis tief ins 17. Jahrhundert fort und ward erst von der Opernmusik überwuchert, als die Renaissance längst schon die bildenden Künste aus allen Angeln gehoben hatte.

Dem cantus firmus liegt ein anderes Tonsystem zum Grunde, als unserer heutigen Figuralmusik, beide Gattungen sind wesentlich von einander verschieden. Ersterer enthält blos die diatonische Tonleiter mit den in der natürlichen Aufeinanderfolge liegenden zwei halben Tönen. Das hierdurch bedingte entschiedene Vorwiegen der ganzen Töne macht den Choral kraftvoll, ernst, einfach, würdig, ganz so wie es seinem Zwecke entspricht, im Gegensatze zu der weicheren, durch die vielfachen Intervalle unruhigeren, sinnlicheren Figuralmusik. In der weltlichen, mensurirten Musik muß das Wort, ja bis zu einem gewissen Grade die Intention des Singenden dem Chronometer gehorchen, was mit der nothwendigen Heilighaltung der kirchlichen Texte, wie der kirchlichen Handlung kaum vereinbar erscheint. Die Subjectivität des kirchlichen Sängers soll nicht hinter die des Componisten (geschweige denn des Organisten!) zurücktreten; jedenfalls darf das künstlerische Moment nicht vorwiegen, wenn die Kirche betet, segnet, überhaupt bei allen besonders feierlichen Acten.

Wenn nach vorstehenden Andeutungen sowohl seiner Entstehung und Natur nach, als auch nach den positiven Satzungen*) der gregorianische Choral vorzugsweise als der Gesang der Kirche betrachtet werden muß, so sind darum doch keineswegs so wenig der Volksgesang als sonstige musikalische Aufführungen vom Gottesdienste schlechthin ferne zu halten, wie denn auch das Mensuriren des Gesanges an sich keineswegs mit Nothwendigkeit dessen Verweltlichung einschließt. Der Choral soll nur stets das Normativ

---

*) S. das Decret Johanns XXII. vom J. 1322 (extrav. comm. l. III t. i de vita et hon. cleric.) vgl. conc. trid. Sess. XXII decr. de observ. et evit. in celebr. Missae, die Constit. Alex. VI „piae sollicitudinis“ (1657): das Edict der Congregation der sacra visita apostolica vom 30. Juli 1665 und die Encyclica Benedicts XIV. vom J. 1749.

abgeben, den Vorrang behaupten. Was insbesondere den mehrstimmigen Gesang anbelangt, so sollten vorzugsweise solche Stücke gewählt werden, welche den Choral zur Grundlage haben, wie dies bei so vielen Compositionen aus der sogen. Blüthezeit der Kirchenmusik der Fall ist. Auch andere mehrstimmige Compositionen aus der classischen Periode, welche den Geist und die Strenge der vorstehend bezeichneten Gattung an sich tragen (wie z. B. bei so vielen nicht über den Choral gesetzten Werken des Orlando di Lasso und Paläſtrina's der Fall ist) sind nicht nur nicht auszuschließen, sondern sogar, wenn in rechter Weise angewendet, in hohem Grade empfehlenswerth. Haben dieselben auch keine ausdrückliche kirchliche Sanction, so geht doch ihre Zulässigkeit indirect sowohl aus Erlassen von Kirchenoberen als auch aus der Praxis der Sixtinischen Capelle hervor. Dahingegen muß entschieden mit derjenigen Gattung gebrochen werden, welche zur Zeit, leider fast überall, besonders aber in den Kathedralen die herrschende ist. Ihr Grundcharakter ist ein profaner; statt zu erheben und zu beruhigen, regt diese Musik vielmehr auf; sie zieht von dem Gedanken ab, den sie rhythmisch verklären sollte. Ihr gegenüber erscheint die Liturgie, die gottesdienstliche Handlung gradezu als Nebensache; der Concertmeister mit seinen Fiedeln, Pauken und Trompeten dominirt von der Höhe herab; das Gebet und der Gesang des Priesters werden nur eben geduldet, kaum ist ein Wort aus seinem Munde gegangen, so bemächtigt sich das Orchester desselben, zerbricht ihm die Knochen, zerrt es umher und knetet und verarbeitet es so lange, bis auch nicht mehr der leiseste kirchliche Anklang erübrigt. Wo die Mittel nicht gestatten, es so ins Große zu treiben, tritt meist der Organist, nach besten Kräften in die eben charakterisirte Rolle des Orchesters ein und erbaut die Gemeinde im Geiste des musikalischen Fortschritts.

Die gewichtigsten Stimmen, insbesondere auch von Würdenträgern der Kirche haben sich dahin ausgesprochen, daß diesem Unfuge ein Ende gemacht werden muß. Gregor XVI. erließ in diesem Sinne unter dem 16. August 1842 eine Verordnung an die römischen Kirchen und der um diesen Zweig der Liturgie so hochverdiente Cardinal-Erzbischof von Mecheln E. Sterkx bedient sich in einem Decrete vom 26. April 1842 u. A. folgender Worte: „Cantus planus et firmus, qui Gregorianus dicitur, si rite decenterque peragatur, a piis hominibus libentius auditur, et alteri, qui harmonicus seu musicus dicitur, merito praefertur. Illum igitur, ubi in usu est, omnino retineri, ubi abolitus est, restitui, foveri et promoveri cupimus."

So sind also vor Allem die alten Traditionen wieder aufzunehmen, und der Choral wie überhaupt die ächte Kirchenmusik überall dem Leben

zurückzugeben.*) Dadurch allein wird dem Eindringen des Unpassenden ein haltbarer Damm entgegengesetzt. Aber auf welchem Wege kann dies geschehen, welche praktischen Veranstaltungen sind zu dem Ende zu treffen?

Meines Erachtens muß zuerst in den bischöflichen Kirchen der streng ritualische Gesang wieder zur vollen Geltung gelangen. Um dies zu bewirken, genügt es aber nicht, daß die betreffenden Priester ihn kennen; es müssen vielmehr förmliche Pflanzschulen von Chorsängern gebildet werden, in welchen sich wieder Traditionen fixiren können.

Unter einer tüchtigen Leitung sollte man Knaben vom zartesten Alter an im Chorgesange einüben; das Beste aber wäre, eine Art von Domschulen zu stiften, in welcher solche Chorknaben zugleich ausschließlich Unterricht erhielten und zum Priester- oder Lehrerstande vorgebildet werden könnten. Es wäre möglichst darauf Bedacht zu nehmen, daß diese Anstalten ein gewisser, auch schon äußerlich, wie z. B. in der Tracht hervortretender corporativer Geist durchdränge; in ihm liegt die sicherste Gewähr gegen Entartung und Auflösung. Diese Chorschulen würden demnächst den Kern einer umfassenderen Vereinigung zur Ausführung mehrstimmiger Kirchencompositionen bilden, deren die classische Periode, besonders in den Werken Palästrina's und seiner Zeitgenossen, zum Theil im unmittelbarsten Anschluß an den gregorianischen Gesang, eine so reiche Fülle darbietet. Vorzugsweise sollten hierzu mehrstimmige Bearbeitungen des gregorianischen Chorals mit unverändertem cantus firmus benutzt werden, wie dieselben, zum Theile unter dem Namen cantus planus major, seit dem Mittelalter in vielen größeren Kirchen herkömmlich waren und noch in der päpstlichen Kapelle und einigen Hauptkirchen Roms, namentlich für die Psalmodie, in Uebung sind. Eine besondere Berücksichtigung nehmen die an den älteren sogen. contrapunto alla mente sich anschließenden harmonischen Bearbeitungen in Anspruch, welche seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, den Fortschritten der Harmonielehre entsprechend, besonders zu den Psalmen-Intonationen von guten Meistern componirt worden sind.**)

*) Auch jene kernhaften Lieder, welche durch Jahrhunderte in den Kirchen gesungen wurden, so daß sie zugleich den Charakter von Volksliedern annahmen, sind zu pflegen und zu sammeln, wie es z. B. Hr. A. G. Stein durch das von ihm herausgegebene „Kölnische Gesangbuch“ (Köln, Bachem 1852) gethan hat. Dieses so unscheinbare Buch birgt einen reichen poetischen Schatz.

**) Es verdienen in dieser Hinsicht die von Bauer herausgegebenen „vierstimmigen Psalmengesänge des ehemaligen Kais. Krönungsstiftes zu Aachen“ (Bonn bei Henry und Cohen 1847) erwähnt zu werden. Lange fortgepflanzt durch mündliche Tradition wurden leider dem Vernehmen nach in neuester Zeit grade die ältesten Theile dieser Compositionen zum Zwecke der Aufführung wesentlich alterirt d. h. modernisirt!

Sobald ein genugsam befähigter Chor herangebildet ist, lasse man an Feiertagen einzelne sich dazu eignende Theile des Chorals z. B. die Psalmodie, die Cantiken, die Hymnen mehrstimmig ausführen; auch sogen. Mottetten mögen zugelassen werden, aber nur beim Offertorium und nach der Wandlung, wenn man nicht, der kirchlichen Vorschrift gemäß., von diesem h. Augenblicke an, bis zum Pater noster den Gesang völlig schweigen lassen will.

Als wie große Muster die Alten auch vor uns stehen, so liegt es doch keineswegs in meiner Meinung, daß ihnen sklavisch zu folgen sei; vielmehr ist es recht wünschenswerth, daß auch heutige Componisten sich ernstlich diesem Zweige der Tonkunst widmen, jedoch nicht, bevor sie die Schule der Alten durchgemacht haben. Neben dem technischen Verständniß muß aber nicht minder auf die Pflege der durch die Töne gleichsam zu verkörpernden religiösen Idee Bedacht genommen werden, wie denn auch das Christenthum allererst der Menschheit die Wunder der Tonwelt erschlossen hat. Vor Allem aber sollte man nie aus dem Auge lassen, daß es sich hier um einen Theil der Liturgie handelt, welcher dem individuellen Belieben entzogen ist.

Nach dem Vorstehenden bedarf es kaum noch der Bemerkung, daß der Impuls, falls er nachhaltig und durchgreifend wirken soll, von den oberen kirchlichen Autoritäten ausgehen muß. Schon allein um deswillen ist dies erforderlich, weil der Erfolg wesentlich durch eine gründliche musikalische Erziehung der zum geistlichen Stande sich heranbildenden Jugend bedingt ist. Haben wir uns erst einmal in das Wesen der Alten wieder hineingelebt, so werden wir auch hier, wie in den übrigen Regionen des Kunstgebietes, im Geiste derselben weiter zu bilden allmählig die Fähigkeit erlangen. Aber es muß baldmöglichst entschieden mit dem bisherigen Schlendrian gebrochen und uns das alte Fundament wieder aufgesucht werden. Man beginne damit, den Organisten ein strenges Regime vorzuschreiben, allenfalls ihnen nur das Spielen nach einem approbirten Hefte, mit Ausschluß jeder eignen Zuthat, zu gestatten. Vorläufig könnte man ihre Souveränetät dadurch brechen, daß man diejenigen Theile des Gottesdienstes, während welcher sie sich dem Fluge ihrer Phantasie zu überlassen pflegen, mit Gesangsstücken besetzt, daß man z. B. beim Offertorium das betreffende Stück aus dem Graduale nimmt, beim Kyrie oder Gloria die Passus, welche überschlagen werden, nach der Choralmelodie spielen, nach der Wandlung aber bis zum Paternoster gar nicht spielen und singen läßt. Freilich erfordert eine radicale Reform der hier in Rede stehenden Art außer einem kräftigen Willen, der in dem fast unausbleiblichen Kampfe gegen vorgefaßte Meinungen und eingewurzelte Gewohnheiten Stand zu halten vermag,

Opfer mancher Art. Das Peinlichste dabei ist meist, besonders in den bedeutenderen Kirchen, das Brechen eines Besitzstandes, an welchem mehr oder weniger die Subsistenz vieler Personen geknüpft ist. Allein die Kirche soll nun einmal keine Versorgungsanstalt für dürftige Musikanten sein; höchstens bedenke man in irgend einer Weise die im Dienste Ergrauten; aber bloße Hoffnungsrechte zu respectiren, dafür wiegen doch die entgegenstehenden Rücksichten zu schwer; ein Recht, das Hochamt durch ein Concert zu stören, ja zu entweihen, hat auf Anerkennung keinerlei Anspruch. Als ein wirksames Mittel gegen den übergroßen Zudrang von Dilettanten empfiehlt sich die, übrigens auch an sich durchaus angemessene Vorschrift, daß dieselben nur im Chorhemde mitsingen dürfen. Es kann aber nicht zu oft und zu nachdrücklich darauf hingewiesen werden, wie nothwendig es ist, in die rechte Bahn wieder einzulenken, den Kathedralen, welche ihre ursprüngliche architektonische Pracht vor unseren Augen wieder entfalten sollen, auch ihre Stimme zurückzugeben, jene Stimme, die so viele Generationen erhoben und erschüttert hat und die nothwendig mit den Sculpturen, Bildern und Farbenfenstern in Einklang stehen muß. Die Kirche fordert vor Allem Einheit.

Der Küster.

Der Küster ist Diener in der Kirche, und zwar deren unterster Diener. Mancher hält dies vielleicht für so selbstverständlich, daß er sich darüber wundert, es hier ausgesprochen zu finden. Wenn man dagegen sieht, in welcher Art viele Küster sich in ihrer Kirche geberden, so liegt allerdings die Vermuthung nahe, daß sie wenigstens von der Ansicht ausgehen, es sei dieselbe eine von ihnen zu exploitirende Domäne. Besonders ist dies der Fall in solchen Kirchen, welche durch ihre Merkwürdigkeiten oder ihre Kunstschätze viele Fremden anziehen. Es gewinnt da in der That nicht selten den Anschein, als ob es sich von einer gegen Entrée zugänglichen Galerie oder Kunstkammer handle, die nebenbei auch wohl zu gottesdienstlichen Zwecken benutzt werde. Zunächst ist dafür gesorgt, daß die Sehenswürdigkeiten strenge unter Verschluß gehalten werden. So sind z. B. in Belgien fast alle werthvollen Kirchengemälde mit Vorhängen versehen, welche nur mittelst eines Trinkgeldes sich wegschieben, ja man läßt wohl sogar

die Fremden durch mehrere Hände passiren, um sie eben so oft besteuern zu können. Die Hauptmaßregel zur Rentbarmachung der Kirchen besteht aber darin, daß gleich nach beendigtem Gottesdienste auf ein vom Küster, etwa durch Rasseln mit dem Schlüsselbunde, gegebenes Signal dieselben geräumt und verschlossen werden, worauf denn die Promenaden der Touristen unter Begleitung der Küster und Lohnbedienten beginnen und so lange dauern, als Liebhaber sich einstellen, welche die Taxe zu erlegen bereit sind. Natürlich haben die Runden durch die Kirchen ihr festes Zeitmaß und ist es Niemanden — außer etwa gegen Erlegung eines Extratrinkgeldes — gestattet, das Eine oder Andere in Augenschein zu nehmen oder gar Notizen darüber zu machen. Man pflegt dieses, mit der Würde des Cultus und den Intentionen der frommen Stifter der in der Kirche bewahrten Kunstschätze schwerlich in Einklang zu bringende Verfahren wohl durch die Berufung auf Rücksichten der Sicherheit zu entschuldigen. Es muß indeß schon auffallen, daß die in Rede stehende Sequestrirung der Kirchen in dem Maaße allgemeiner und durchgreifender wird, in welchem der Zuzug von Reisenden wächst, die doch wohl am wenigsten die Sicherheit gefährden dürften; wo noch keine Trinkgelder zu verdienen sind, erachtet man in der Regel die Kirchenschätze auch bei offener Kirchenthüre für vollkommen sicher. Man wird sich übrigens nach dieser Seite auch wohl für hinreichend beruhigt durch die Versicherung erachten können, daß die reichsten Kirchen in Italien und selbst in der Weltstadt Paris von Morgens früh bis Abends spät offen stehen, ohne daß bis jetzt hieraus eine Gefährdung ihres Eigenthums sich ergeben hat, wie denn überhaupt erfahrungsmäßig und aus nahe liegenden Gründen, Kirchendiebstähle in der Regel dann verübt werden, wenn ein freier Zutritt nicht statt hat. Etwas stichhaltiger, als jener offenbar ganz leere Vorwand klingt schon die Entschuldigung, daß der Ertrag der fraglichen Anordnung auch der Kirchenfabrik zu gut komme, wo nämlich die Einrichtung besteht, daß letztere mit dem Küster theilt. Indeß möchte wohl, bei der Schwierigkeit einer wirksamen Controle, dieser Vortheil selten sonderlich ins Gewicht fallen. Dem sei aber, wie ihm wolle, die Kirche ist nun einmal für die Beter da; die Pfarreingesessenen wenigstens haben ein Recht darauf, nicht blos während der Messe und der Vesper, sondern zu jeder Stunde des Tages vor dem Altare oder vor einem Gnadenbilde ihren Andachtsübungen obliegen, Trost und Hülfe bei Gott in seinem Tempel sich erflehen zu können. Dieser Erwägung gegenüber müssen alle anderweiten Rücksichten für untergeordnet erachtet werden. Es handelt sich überdies aber auch gewissermaßen um einen Ehrenpunkt. Bis dahin galt es allgemein für einen rühmlichen und beneidenswerthen Vorzug des Katholicismus, daß seine gottesdienstlichen Gebäude stets Allen

geöffnet seien. Hören wir, wie z. B. Wilhelm von Humboldt (Briefe an eine Freundin II. S. 260) sich darüber äußert: „Etwas Anderes hat mir immer noch einflußreicher geschienen, als selbst die Schönheit und Pracht der Kirchen, ich meine den in den meisten katholischen Ländern herrschenden Gebrauch, die Kirchen den ganzen Tag offen stehen zu lassen. Der Geringste im Volke erhält dadurch einen Ort, wo er unbemerkt einsam sitzen und seinen Gefühlen und Gedanken ungestört nachhängen kann, und gleichsam neben seiner, von allen irdischen Mühseligkeiten durchwimmelten Wohnung eine von diesen allen entblößte Freistatt findet, in der ihn Alles auf wahrhaft hohe und würdige Betrachtungen führt. Das beständige sorgfältige Verschließen unserer protestantischen Kirchen hat, wie schwerlich abgeläugnet werden kann, etwas Trübes, und macht, daß auch darin vorhandene Pracht und Kunst nicht wahrhaft zum öffentlichen Genusse kommt. Man gelangt nur durch ausdrückliches Aufschließen des Kirchners, den man herbeiholen muß, dazu. In den katholischen Ländern nimmt das ganze Volk einen freieren und freudigeren Antheil daran, und man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß das Volk dagegen unempfindlich wäre.“ Ich erachte es für überflüssig, dem noch ein Wort beizufügen; die Unsitte springt ohnehin schon allzusehr als solche in die Augen. Der Küster hat auch Besseres und Nothwendigeres zu thun, als den Cicerone der Touristen zu spielen, welche überdies in ihren Reisehandbüchern allen erforderlichen Aufschluß finden und meist von dem stereotypen Geleier recht unangenehm berührt werden. Er helfe lieber die neugierigen Fremden während des Gottesdienstes überwachen, damit dieselben nicht, wie so häufig geschieht, durch ihr Verhalten die Andächtigen stören und ärgern. Ich könnte Dome namhaft machen, in welchen diese Störung sich wohl bis zum Skandale steigert, ohne daß Seitens des Aufsichtspersonales eingeschritten wird, weil dasselbe allzusehr daran gewöhnt ist, die Kirche als Museum behandeln zu sehen.

Selbst wenn im Falle des Nichtverschließens der Kirche ihre Sicherung es erheischte, daß der Küster während des ganzen Tages (die Mittagsstunden ausgenommen) sich darin aufhielte, so würde er doch selten ohne zureichende Beschäftigung sein, falls er anders seinen Beruf vom rechten Gesichtspunkte aus erfaßt. Das Sprichwort sagt, daß Alles, was werth ist, gethan zu werden, auch werth ist, recht gethan zu werden, zumal, setze ich hinzu, wo es im Dienste Gottes geschehen soll. Wie geringfügig auch die Obliegenheiten eines Küsters im Einzelnen sein mögen, dieselben sind so mannichfaltig und solcher Art, daß wenn sie in möglichst bester Weise erfüllt werden, doch ein recht tüchtiges Stück Arbeit herauskommt. Schon allein das Reinhalten der Kirche und ihres Zu-

behörs ist eine ziemliche Aufgabe, falls es in der gehörigen Weise geschieht und nicht so, daß blos da gefegt wird, wo Aller Blicke hinfallen, während in den Winkeln, unter den Bänken und in allen Höhlungen der Kehricht oder der Staub sich aufsammelt, die Spinnen ganz ungestört ihre Netze spannen und dem Fliegenfang obliegen, oder außen herum das Unkraut an den Wänden wuchert und die Wasserabzüge verstopft sind. Die Sorge für die Leinewand ist kaum geringer anzuschlagen, indem nicht blos auf Reinlichkeit, sondern auch auf zweckmäßige Abwechselung und gehörige Aufbewahrung zu achten ist. Dazu die festliche Ausstattung der Kirche an Feiertagen, besonders mit frischen Blumen, und, wenn endlich noch Stunden übrig bleiben, das Reinigen der ursprünglich bemalten Wände, der Möbel und Monumente von der Tünche oder den Oelfarben, womit dieselben fast ausnahmslos beklebt sind. Diese Arbeit ist natürlich nur in einer alten Kirche, um deswillen aber stets mit großer Vorsicht zu verrichten, damit nicht die bis dahin blos verdeckten Formen für immer vernichtet, oder doch erheblich beschädigt werden. Zu diesen und ähnlichen positiven Pflichten gesellt sich die nicht minder wichtige negative, weder in eigner Person noch durch Dritte das Inventar der Kirche zu schmälern. Unter der Bezeichnung: „alter Plunder“ ist von Engländern und Juden bereits so viel Kostbares aus unseren Kirchen weggeschleppt worden, daß es wahrlich hohe Zeit ist, dem Unfuge Einhalt zu thun. Die Küster dienen bei derartigen Geschäften gewöhnlich als Mittelspersonen, sofern sie nicht das „Säcularisiren“ ausschließlich auf eigene Hand betreiben. Ich kann Kirchen namhaft machen, worin z. B. alle metallenen Epitaphiumsplatten in solcher Weise dem Verkehr übergeben worden sind, in anderen die alten Spitzen, die Chorbücher, kurz Kunstwerke aller Art, bis zu den gemalten Fenstern hinauf. In mehr als einer neu eingerichteten Kirche Englands habe ich, mehr beschämt als erfreut, solche Dinge wieder auftauchen und zu Ehren kommen sehen, welche man bei uns zu Lande als unnützen Kram über Bord geworfen hatte. In alter Zeit ward bei jedem Dienstantritte eines Küsters zwischen ihm, dem Pfarrer und dem Kirchenvorstand ein förmliches amtliches Inventar über alles bewegliche Zubehör der Kirche aufgenommen und von Zeit zu Zeit contradictorisch revidirt. Man thut wohl daran, diesen Brauch wieder einzuführen und bei den Revisionen mit möglichster Strenge zu verfahren. Es handelt sich um anvertrautes, Gott geweihtes Gut! — Das Inventar würde etwa folgende Rubriken zu enthalten haben: 1) Gold- und Silberwerk, unter Angabe des genauen Gewichtes bei jedem Stücke, 2) Kupferwerk, 3) Zinnwerk, 4) Eisenwerk, 5) Holzwerk, 6) Bücher und Manuscripte, 7) Paramente, nach den Farben aufzuführen, 8) Leinenzeug, Spitzen, Heiligenkleider, 9) Altarvorhänge

(Antipendien), 10) bewegliche Bilder. In besonderen Colonnen wäre der Zustand, die Herkunft und sonst Bemerkenswerthes anzuführen. Der Act ist stets in ein zu diesem besondern Zweck angelegtes Buch, welches im Pfarrarchive beruht, einzutragen und Abschrift davon von einem Mitgliede des Fabrikrathes zu bewahren. Solche durchlaufende Inventarien, wie ich deren noch manche in Pfarrarchiven vorgefunden habe, sind zugleich als geschichtliche Documente von hohem Interesse.

Ich habe oben im Eingange den Küster als den untersten Diener der Kirche bezeichnet. Darum ist er aber nicht minder achtungswerth, wenn er seine, gewiß nicht unwichtigen Berufspflichten recht getreulich erfüllt. Und noch Viele geben durch ihr Wirken zu erkennen, daß sie jene Pflichten vor Augen haben, daß sie eingedenk sind, wie es ihnen besonders obliegt, durch ihr ganzes Verhalten ihre Ehrfurcht vor dem Heiligen an Tag zu legen und den Besuchern der Kirche ein gutes Beispiel zu geben, daß, mit Einem Worte, ihr Herz an ihrer Kirche hängt. Die Sorge für das Haus Gottes ist auch gewiß das beste Mittel, dessen Segen auf das eigene Haus herabzuziehen.

Die Umgebungen der Kirche.

Schon die Würde des Gotteshauses erfordert, daß es von einem freien, gefriedeten Raume umgeben, dem Getümmel der Straße möglichst entrückt sei. Man wird auch selten eine ältere Kirche finden, welcher dieses Erforderniß abginge; in England, wo alle Traditionen lebendiger geblieben sind, erachtet man dasselbe immer noch für so wesentlich und obligatorisch, daß die Ausnahmen, selbst bei protestantischen Kirchen, überaus selten vorkommen. So lange und in wie fern der Platz um die Kirche die Begräbnißstätte der Gläubigen war, ergab sich die Befriedung von selbst; jetzt muß zu diesem Zwecke besondere Vorkehr getroffen werden. Das Freistellen der Kirchen ist aber nicht so zu verstehen, wie es leider an gar vielen Orten verstanden wird, daß man Alles was nicht einen integrirenden Theil derselben bildet, wie angebaute Kapellen um namentlich Kreuzgänge, niederreißt, um Spaziergänge rings herum anzulegen. Im Gegentheile sollten derartige Anbauten auf das sorgfältigste erhalten werden. Es ist ein ziemlich allgemeines Vorurtheil, daß eine schöne Kirche sich am besten

ausnehme, wenn sie auf einer ganz ebenen Fläche emporsteige und vom Fuße bis zum Scheitel allerwärts sichtbar sei. Die Alten dachten nicht so, und auch hierin hatten sie ganz gewiß Recht, wenigstens soweit es sich um Monumente von colossalen Dimensionen handelt. Um Größen und Höhen zu messen, bedarf man eines Maßstabes und zwar eines solchen, wie er im gewöhnlichen Leben üblich ist. Deshalb erscheint z. B. die Peterskirche in Rom wahrhaft klein im Verhältnisse zu den ungeheuern Mitteln, welche darauf gewendet sind, weil Alles rings umher und an ihr nach einem und demselben großen Maßstabe angelegt ist; es ist, als ob man durch ein Vergrößerungsglas schaue und man könnte wohl auf den Gedanken kommen, daß man selbst über Nacht mitgewachsen wäre, wenn man Alles rings umher mit 2 oder 3 multiplicirt sieht. Eine Kathedrale soll auch kein Schaustück sein, keine Prachtschüssel, wenigstens zunächst soll sie das nicht sein; eine Kathedrale soll das Bild des Pelikans unter seinen Jungen darbieten, sie soll als eine Mutter erscheinen, um welche sich die Kinder des verschiedensten Alters und Wuchses drängen, und zwar in freier Unwillkürlichkeit, in malerischer Unordnung, nicht in commandirter Wachtparaden-Symmetrie.

Ein Dom ist nicht das Werk eines Jahrzehnts oder einer Generation, sondern ein Werk der Jahrhunderte, deren Niederschlag sich gleichsam schichtenweise zu seinen Füßen ablagert und eine Art Nilmesser für seine Vergangenheit bildet. Alles, was einem Monumente — und zwar gilt dies auch von Monumenten untergeordneterer Art — dieses historische Gepräge zu rauben geeignet ist, muß, so weit nicht die äußerste Noth dazu drängt, von demselben ferne gehalten werden.

Nicht blos die Dome, auch alle Kloster- und Stiftskirchen waren mit ihren Umgebungen und Appertinentien durch Thore von der übrigen Stadt abgeschlossen; die Meisten derselben sind den Verschönerungscommissionen zum Opfer gefallen. Fand doch selbst jenes weltgeschichtliche Thor, durch welches so viele Kaiser und Könige in das Münster Karls des Großen gezogen sind, keine Gnade vor den Augen eines aufgeklärten Philisteriums, während in Köln das Stadtbauamt sich den technischen Ausdruck: „Freistellen der Kirchen" gebildet hat, um damit alle die Zerstörungen in deren Nähe gewissermaßen als einen Act der Freisinnigkeit und also des „Fortschrittes" desto populärer erscheinen zu lassen. In der Regel erfolgen solche „Freistellungen" nicht einmal, um Pappeln oder Kugelakazien an die Stelle von Kreuzgängen und Kapellen treten zu lassen, sondern um den Boden durch die Anlage von Privatwohnungen möglichst rentbar zu machen. Leider gehen in dieser Hinsicht die Kirchenvorstände mit den Stadtmagistraten nicht selten Hand in Hand; kommt es doch sogar vor, daß Krypten,

über welchen der Hauptaltar sich erhebt, als Waarenmagazine und Weinkeller vermiethet werden! Eine solche Wirthschaftlichkeit dürfte schwerlich Segen bringen oder Opferwilligkeit in der Gemeinde zu wecken geeignet sein. Die Geldspeculation muß ihre Gränze finden, wo die geweihte Erde anfängt. . Um diese Gränze desto schärfer zu bezeichnen, ist es räthlich, durch Kreuze, Stationen, einen sogen. Calvarienberg, eine monumentale Laterne und dergleichen mehr förmlich Besitz von dem betreffenden Grund und Boden für die Andacht zu ergreifen. Solche Symbole sind zugleich die besten Mahntafeln gegen jeglichen Unfug in der Nähe der Kirchen. Sie dienen aber auch noch zur Förderung eines anderen Zweckes, über welchen ein paar Worte gestattet sein mögen, wenngleich dieselben den Gegenstand dieses Abschnittes nicht unmittelbar berühren.

Es war eines der Symptome jenes Aufklärungsfiebers, welches mit den Febronianischen, Josephinischen, Wessenbergischen u. s. w. Bestrebungen in engster Wechselbeziehung stand und welches — Gott Lob! — zur Zeit, in Deutschland wenigstens, sich nur noch hier und dort einmal in leisen Anflügen kundgibt, daß man allen Gottesdienst und alle Andacht auf das Innere der Kirche, und zwar wo möglich der Pfarrkirche, einzuschränken suchte. Die Stationen, die Heiligenhäuschen, ganz insbesondere aber die Gnaden- und Wallfahrtsörter wurden mit einer Art von Interdict belegt; alle Mittel bot man auf, um dem Volke diese Gattung von Andachtsübungen abzusperren oder doch möglichst zu verleiden; selbst die Hülfe der Polizei ward zu diesem Zwecke willkommen geheißen. Nicht wenig Pastoren betrachteten es förmlich als einen Eingriff in ihr Monopol, wenn Pfarreingesessene es sich beigehen ließen, anderswo als in der Pfarrkirche — die noch dazu vielleicht den größten Theil des Tages über verschlossen gehalten ward — zu beten oder zu singen, Gott zu preisen und die Fürbitte seiner Heiligen anzurufen. Natürlich unterließ man nicht, in möglichst grellen Farben die Ungebühr darzustellen, die bei den Wallfahrten vorzukommen pflege und zugleich auf die kostbare Zeit hinzuweisen so wie auf das Geld, welches sie dem Landbaue oder dem Gewerbe entzögen. Was den Unfug betrifft, der hier und da allerdings im Gefolge der Wallfahrten sich einstellen mag, so wurzelt derselbe grade hauptsächlich in dem Widerstreben der Seelsorger, die Leitung solcher Andachtsübungen in die Hand zu nehmen und durch Belehrung sowohl als persönlichen Einfluß ihnen Maaß und Ziel vorzuzeichnen. Die national-ökonomisch-philanthropischen Ermahnungen aber wären jedenfalls zweckmäßiger an die reiche und vornehme Welt zu adressiren, welche ein Gewerbe aus dem Müssiggange macht, die zwar nicht nach dem Gnadenorten, dafür aber zu den Spielhöllen und in die Hauptstädte pilgert, um sich ökonomisch und moralisch zu ruiniren.

Man sollte Gott auf den Knien dafür danken, wenn das Volk noch seine Freude und Erholung darin findet, die Gnadenbilder und die Kreuze aufzusuchen, wenn es unter freiem Himmel im Gebete sich über die Noth der Erde zu erheben sucht und man sollte wahrlich Alles aufbieten, um solchen Herzensdrang zugleich zu wecken und zu regeln. Man richte die hinsinkenden Kreuze wieder auf, welche an den Wegen und von den Bergeshöhen herab den Christusglauben verkünden und in seinem Namen gleichsam Besitz von der Natur nehmen; man stelle die Kapellchen her, welche in der Einsamkeit verlassen trauern und mache sie wieder zum Zielpunkt der frommen Wanderungen der Umwohner; zugleich sorge man denn auch dafür, daß die Mißbräuche und Auswüchse ferne gehalten werden, von welchen Alles, was Menschen thun und streben, auch das Edelste nicht ausgenommen, stets bedroht ist.

Es gilt hier zugleich, ein Feld wieder anzubauen, auf welchem die christliche Kunst die schönsten Blüthen und Früchte getragen hat; hier, und nur hier eröffnet sich der Weg, auf welchem die Kunst wieder in das Volksleben zurückkehren kann. Keine andere als die religiöse Kunst entspricht dem Instincte der Massen, der glücklicherweise nicht so leicht in die Irre zu führen ist, oder doch schneller seinen Schwerpunkt wieder findet, wie der reflectirende Verstand der höheren Classen. Der kunstbildende Trieb im Volke bedarf nur der Nahrung, um von der Erstarrung, in welcher er darniederligt, zu neuem Leben zu erwachen. Wie die Lieder und die Märchen, so entquollen auch die Kunstgebilde dem Herzen des Volkes; die großen Meister des 14. und 15. Jahrhunderts sind gleichsam nur die Gipfelpunkte weitverzweigter Höhenzüge und Hügelketten, welche die Ferne unserem Auge entzieht. Wer Gelegenheit hatte, die von Ramboux in Italien gesammelten Votivbilder zu sehen, welche er in den unscheinbarsten Kirchen und Heiligenhäuschen noch vorgefunden, wird sich davon überzeugt haben, wie die Kunst damals mitten im Leben stand und in den Hütten eifriger und erfolgreicher gepflegt ward, als dermalen in den Palästen. In einigen Landstrichen, wie z. B. den Tyroler und Baierischen Hochgebirgen, dem Schwarzwalde, wo der akademische Mehlthau noch nicht alles Wachsthum ertödtet hat, blüht diese Volkskunst in den Bildschnitzern noch fort, trotz aller Ungunst der Zeitverhältnisse und aller Verkehrheit der herrschenden Geschmacksrichtung. Ja, allerwärts tauchen ab und zu aus den untersten Schichten Naturen von hohem Berufe auf, welche, wie die Sachen jetzt stehen, entweder aus Mangel an Nahrung verkümmern und als sogen. Tausendkünstler, oder aber, falls irgend ein Mäcen sich ihrer annimmt, in der höheren akademischen Carrière und den unwirthlichen Regionen der Abstraction Saft und Kraft, überhaupt alle Eigenthümlichkeit einbüßen. Für

solche Naturen wird sich auf dem angedeuteten Wege ein entsprechender Wirkungskreis ergeben und damit auch die Kunst wieder in nähere Beziehung zum Handwerke treten, was ihre Gesundheit wesentlich bedingt. Empfangend und gebend wird solchergestalt das Volk der ächten Kunst in seiner Mitte wieder eine Stätte bereiten und, wie in allen wahrhaft classischen Perioden, dieselbe seines innersten Lebens theilhaftig machen, während die Kunst hinwiederum seine Vorstellungen läutert und verklärt. Wenn man an den Wänden der Bürger- und selbst der Bauerstuben umher sieht und die elenden, meist frivolen Lithographien gewahrt, womit die Colportage, oder die wässerig-eleganten Nietenblätter, womit die Kunstvereine das Land heimsuchen: so wird man bei einigem Nachdenken sich nicht verhehlen können, wie dringend es noth thut, daß wieder eine andere Kost bereitet wird, um das ästhetische Bedürfniß des Volkes zu befriedigen. Die schlechten Bilder wirken kaum weniger auflösend und verderblich, als die schlechten Schriften; insofern sind erstere sogar noch gefährlicher, als sie sich dem Auge unausgesetzt darbieten und unmerklich von Minute zu Minute die Phantasie untergraben und vergiften. Der in Düsseldorf bestehende Bilderverein hat auf diesem Gebiete sich bereits ein hohes Verdienst erworben; es wäre indeß zu wünschen, daß er weiter greifen könnte, oder daß seine Bestrebungen von anderswoher ergänzt würden. So sollte man z. B. auch Bilder von größerem Umfange, welche sich zu Zimmerverzierungen eignen, zu verbreiten suchen und bei deren Auswahl mehr auf kecke Kraft als auf einschmeichelnde Glätte sehen. Die wahrhaft volksthümlichen Zeichnungen eines M. Schön, Dürer, Cranach, Holbein, Behaim, insbesondere die körnigen Holzschnitte dieser und anderer ihnen verwandter Meister würden sich zu Ausgangspunkten vorzugsweise eignen, wie man denn überhaupt die Wiederauflage solcher Werke und ihre Vervielfältigung sich sollte angelegen sein lassen.*) Das noch unverdorbene Volk bedarf einfacher, derber Nahrung, wo möglich gewürzt mit dem Salze des Humors; was man ihm bietet, sei eher allzueckigt als allzu glatt; nichts aber ist ihm antipathischer als das Kopfhängerische, Elegische, Süßliche — und zwar zu allem Glücke.

---

*) Als Muster kann in dieser Hinsicht das von Hugo Bürkner neu herausgegebene Holbein'sche Alte Testament mit einer Einleitung von D. F. Sotzmann (Leipzig, G. Wigand 1850) empfohlen werden. Die Copien der so ausgezeichnet schönen Holzschnitte lassen kaum etwas zu wünschen übrig. Man sieht hier so recht, wie geringer Mittel der ächte Künstler bedarf. Heutzutage glaubt man die Schönheit durch die Technik erzwingen zu können; der Erfolg ist aber durchgängig, daß, je höher man letztere steigert, die Schönheit um so mehr schwindet. Jede Technik hat ihre natürlichen Gränzen, deren Ueberschreiten die Kunst sofort in Künstelei ausarten und verdorren macht: man soll auf der Violine nicht Flöte spielen wollen.

Wir kehren nach dieser Digression zur näheren Umgebung der Kirche zurück. Die enge Beziehung, in welcher das Pfarrhaus und die Schule zu derselben und zu einander stehen, soll sich schon in der äußeren räumlichen Anordnung zu erkennen geben, so wie nicht minder in dem stylistischen Charakter dieser Bauwerke. Alles, was auf den besondern Zweck der Kirche und die daraus hervorgehende Construction Bezug hat, muß natürlich vermieden werden. So wäre es z. B. durchaus verkehrt, spitzbogige Fenster an einem Pfarrhause anzubringen, denen kein Gewölbe im Innern entspricht, oder ein Portal, statt einer Hausthüre, oder die Schornsteine zu verstecken, um nicht an die Küche zu erinnern; allein auf der andern Seite muß und kann die Wohnung des Pfarrers sich doch in ihrer ganzen Physiognomie von der eines Wirthes, Specereihändlers oder Rentiers unterscheiden. Im Mittelalter ging durch die gesammte Profanarchitektur ein gewisser kirchlicher Anklang, wie denn überhaupt alle Schöpfungen dieser Periode nach der Kirche hingravitirten, ohne doch deshalb ihre Individualität irgendwie einzubüßen. Darum wird, bei verständiger Auswahl, schon das bloße Anschließen an mittelalterliche Civilbauten zur Erreichung des in Rede stehenden Zweckes genügen, sofern man dabei nur noch das heutige Bedürfniß im Allgemeinen und das specielle des Pfarrers berücksichtigt. Es versteht sich, daß der bedeutungsvolle Schmuck, wodurch jede Wohnung eines Christen im Mittelalter sich sofort als solche zu erkennen gab — ich meine die Heiligen-, Madonnen- und Christusbilder oder frommen Sprüche an den Façaden — hier niemals fehlen dürfen. Das Haus sei das zweite Kleid, welches wenigstens bei dem Priester Zeugniß gibt von seinem Berufe und seiner Würde. Die gewöhnlichen Wohnungen sind förmlich zur Waare geworden; sie bergen keinen Familienheerd mehr, an ihnen haften keine Traditionen; man zieht aus und ein wie aus einem Waggon oder Dampfboote; eine Anzahl Personen, welche sich sehr häufig nicht einmal einander von Gesicht kennen, theilen sich in die verschiedenen Räume, heute so, morgen anders; es ist daher auch recht und billig, wenn die ganze Flachheit und Charakterlosigkeit des modernen Industrialismus, der in diesen Verhältnissen seine schönsten Triumphe feiert, sich allerwärts an den Wänden abspiegeln und keinen Gedanken an irgend etwas Höheres aufkommen lassen. Um so entschiedener aber muß man sich von der andern Seite gegen diesen Flugsand stemmen und das Traditionelle, Verharrende betonen; je mechanischer die Welt sich gestaltet, desto prägnanter wird die Kirche sich als ein in sich abgeschlossener Organismus geltend zu machen haben, in That und Wort, in Wissenschaft und Kunst.

Das Pfarrhaus, die Küster- und Lehrer-Wohnungen und das Schulhaus können unter sich und mit der in einiger Entfernung liegenden

Kirche zu einer höchst malerischen Gruppe verbunden werden, ohne daß ein besonderer Aufwand von Kunst und Geld dazu erforderlich ist. Wie die Sachen zur Zeit stehen, kommt der Schulbau meist am schlechtesten weg. Hier kann sich das büralistische Chablonenwesen so recht in aller Behaglichkeit breit machen. Der Communalbaumeister und sein Vorgesetzter haben da keine hemmenden Rücksichten auf Traditionen und Gebräuche, Pfarrer und Curie zu nehmen; ersterer darf daher seinen Flug so hoch richten, als seine Schwingen ihn nur immer tragen mögen, bis hinauf zu den lichten Regionen des neuesten Eisenbahnstyles. Da indeß meist die zu verbauende Summe des „Schweißes der Edlen" nicht werth ist, so schlägt die Sache der Regel nach in das Gegentheil um; für Bauern und Schuljungen, denkt man, sei auch das Schlechteste gut und schön genug, wenn man es nur hübsch weiß übertünche, und so ruinirt man denn die betreffenden Gemeinden doppelt und mehrfach, indem sie außer dem Neubaue auch noch alle paar Jahre einen Restaurationsbau zu tragen bekommen, ganz abgesehen von den Processen, die sich an derartige Unternehmungen zu knüpfen pflegen. Dazu noch das System der Vergantung der einzelnen Arbeiten und Lieferungen an den Mindestfordernden in Verbindung mit dem Brodneide und den localen Rivalitäten und endlich die Bildungsstufe der Handwerker auf dem Lande!

Die tieferen Gründe dieses traurigen Zustandes sind freilich so leicht nicht zu beseitigen; die nachfolgenden praktischen Winke wollen denn auch lediglich in Betreff des einen oder anderen Punktes auf die Möglichkeit einer Abhülfe hindeuten.

Eine Gemeinde soll in solchem Falle sich nach der Decke strecken, und zwar nach i h r e r Decke. Ist z. B. der Holzbau in ihr herkömmlich und billiger, so baue sie auch ihr Schulhaus von Holz und zwar in dem üblichen b ä u e r l i c h e n Style, ungekünstelt und ungeschminkt. Was sich aus einem solchen traditionellen Style machen läßt, wie er, bei richtiger Auffassung und Behandlung, selbst den Anforderungen des Luxus zu entsprechen vermag, zeigen u. A. die Wartesäle der badischen Eisenbahn, welche Eisenlohr nach Anleitung der Holzbauten des Schwarzwaldes entworfen hat und die einmal eine ehrenwerthe Ausnahme von den Productionen des herrschenden Kunst-Industrialismus bilden. Das Festhalten an der hergebrachten Art und Weise bietet insbesondere den Vorzug dar, daß die Arbeiter des Ortes darauf eingeschult sind, daß das Material der Form entspricht und daß alle Pfuscherei leichter entdeckt wird. Die stumpfen Abklatsche von „Musterschulhäusern" nach akademischen Vorlegeblättern, mit ihren verwässerten antiken Reminiscenzen, wie sie sich bereits in so vielen Flecken und Dörfern breit machen, möchten allenfalls noch in einer S t a d t bei

einer gewissen Classe von „Gebildeten" Anklang finden; der gemeine Mann aber, der in der Regel den Sinn für Wahrheit und Aechtheit besser zu bewahren gewußt hat, wird sich mit den Masken schwer vertragen lernen und die Schuljugend sich nie heimisch darin finden.

Wie ein solcher Bau auf der einen Seite sich nach den örtlichen Verhältnissen zu richten hat, so muß andererseits seine Erscheinung auch stets zugleich seine besondere Zweckbestimmung zu erkennen geben.

Zunächst wird die Schule durch irgend ein christliches Symbol auf dasjenige hinweisen, was die Axe ihres Wirkens bildet oder doch bilden sollte, gleichsam ein Glaubensbekenntniß ablegen. Ich weiß es sehr wohl, man liebt solche „Demonstrationen" nicht; Diejenigen, welche immer von der „Gottesverehrung im stillen Kämmerlein" sprechen, die sich vom Besuche der Kirche und dem Empfange der h. Sacramente dispensiren, weil Gott ja nur im Geiste angebetet sein wolle — sie werden ganz gewiß Anstoß nehmen an solcher „Einwirkung auf die Sinne." Namentlich aber ist das Zeichen des Kreuzes störend durch die Ideenassociation, welche es wachruft: Abtödtung, Opfer, Reue, Buße im Diesseits — Wiedervergeltung im Jenseits! Da es sich indeß einmal hier von der christlichen Schule handelt, so wird man auf jene Naserümpfer keine Rücksicht zu nehmen, es denselben vielmehr lediglich anheim zu geben haben, ihrerseits humanistische Schulen ganz nach Lust und Gefallen aufzurichten und das Kreuz, überhaupt jeden Fingerzeig nach Oben daraus zu verbannen, wie solches z. B. in der großen Franke'schen Anstalt zu Halle der Fall ist, wo die Waisenkinder wohl auch zu Philosophen herangebildet, oder doch, zur Wahrung ihrer „geistigen Freiheit", für das Christenthum nicht prädisponirt werden sollen? Vielleicht werden indeß die Männer der Aufklärung etwas nachsichtiger gestimmt, wenn sie vernehmen, daß in Frankreich selbst alle Gerichtssäle durch ein Bild des gekreuzigten Erlösers die von ihm gestiftete Religion proclamiren, ja daß sogar, wie in der alten steifkatholischen Zeit, von den Gerichtshöfen das Justizjahr wieder stets mit einer feierlichen Heiliggeistmesse begonnen wird. In der That gehört die Freigeisterei nicht einmal mehr zum guten Gesellschaftstone; die Garderobe der Encyclopädisten ist nachgerade der Trödelbude verfallen.

Die Rücksichten der Zweckmäßigkeit und der Dauerhaftigkeit, welche unter allen Umständen die architektonische Schönheit mit bedingen helfen, fallen bei einem Schulbaue doppelt ins Gewicht; der moderne Kartenhausstyl ist nirgendwo übler angebracht, als hier. Jede Einzelheit sollte sorgfältig erwogen, nichts für unerheblich erachtet werden. Einige kurze Rathschläge mögen als Wegweiser dienen oder doch zum Nachdenken über die einschlagenden Punkte den Anstoß geben.

Das Schulhaus sei einstöckig und erhalte ein steiles, durch vortretende Giebel gebrochenes Dach. Es hat vielfache Inconvenienzen im Gefolge, wenn zwei oder mehrere Schulsäle übereinander angebracht sind. Zwei Eingangsthüren führen in das Schulhaus, die eine für den Lehrer, die andere für die Schüler; das Licht falle in die Säle von der Linken zur Rechten, nie gegen die Augen der Schüler; die Fensterbänke bringe man so hoch vom Boden an, daß man aus der Schule nicht auf die Straße sehen kann; die unteren Hälften der Fenster sind nicht zum Oeffnen einzurichten. Die Säle sollten mindestens 15 Fuß hoch sein und die Balken der Plafonds vorstehen; sogen. Isolirwände und Ventilationszüge von oben nach unten empfehlen sich gegen Feuchtigkeit und Ausdünstung der Wände; die Heitzung erfolgt, wegen der Gleichmäßigkeit der Wärme, am zweckmäßigsten durch Kachelöfen, von kleinen Platten zusammengesetzt, und zwar von außen; die Luftheitzung wirkt zu austrocknend. Zur Bedielung verwende man Eichenholz; dasselbe ist am dauerhaftesten und am leichtesten rein zu halten. Aus demselben Holze sind auch die Möbel anzufertigen, bei welchen vor Allem auf Solidität gesehen werden muß. Die Schulbänke und Pulte, welche an den Fußboden zu befestigen sind, müssen durch Verzapfung, ohne alle Anwendung von Nägeln, zusammengefügt werden. Auch auf die Dauerhaftigkeit alles Eisenwerkes ist ein besonderes Augenmerk zu richten: je einfacher und derber, desto besser. Es brauchen die Schulsäle nicht verschlossen zu werden: feststehende Klinken und Riegel genügen vollkommen; die Thüren sollen breiter als in den Wohnhäusern sein; die Schornsteine, von nicht mehr als 8 Zoll Durchmesser, sind von allem Holzwerk ferne zu halten u. s. w. u. s. w.

Wo die Mittel es gestatten, baue man reicher, kunstvoller, aber nie geschehe es auf Kosten der Solidität. So überdecke man beispielsweise die Schulsäle mit flachen, auf einer durch die Mitte gehenden Säulenreihe ruhenden Gewölben, statt mit einem Holzplafond, oder man errichte im Zusammenhang mit dem Schulhause einen schuppenartigen Bau von der einfachsten Holzconstruction, welcher den Kindern beim Spielen und Turnen Obdach gewährt, zugleich aber zum Aufhängen von Tabellen, Bildern, Landkarten, Conduitentafeln uud endlich auch zu größeren Versammlungen z. B. bei Schulprüfungen und Festlichkeiten benutzt werden könnte.

Die Wohnung des Lehrers, bei welcher ganz andere bauliche Rücksichten obwalten, als bei dem Schulhause, wird am besten selbstständig, jedoch stets im Anschluß an letzteres hinzustellen sein. Je zwangloser und natürlicher die Anordnung solcher Complexe ist, desto schöner gruppiren sie sich; man hüte sich daher ja vor den Balancirkünsten unserer Symmetriker, deren

Aesthetik sich in dem einen Satze resümirt, daß Alles schön ist, was auf der einen Seite grade so aussieht, wie auf der andern.

In der Mitte zwischen Kirche und Schulhaus steht das Missionshaus, wie es denn auch die Stelle beider zu vertreten hat, wo die Mittel fehlen, um gleich für Gottesdienst und Unterricht Alles so herzurichten, wie es sich gehört, ein Fall, der besonders häufig in solchen Gegenden eintritt, in welchen eine andere Confession entschieden vorherrscht. Man wird alsdann meist am besten thun, nicht mit der Kirche zu beginnen, sondern mit einem Schulhause in größerem Maßstabe, welches zugleich einen provisorischen Raum zur Abhaltung des Gottesdienstes in sich befaßt. Ein solcher Bau behält stets seinen Werth und Nutzen, während eine mit unzureichenden Mitteln errichtete Kirche im Verfolge nur ein Verdruß und eine Last für die Gemeinde wird und eine bessere nicht aufkommen läßt. Wo immer möglich, ist das Missionshaus so zu disponiren, daß es später mit der Kirche in Verbindung gesetzt und die provisorische Capelle anderweit verwendet werden kann. Dasselbe wird noch entschiedener als das Schul- oder Pfarrhaus sich dem kirchlichen Style zuzuwenden und sich auch äußerlich in seiner Doppelnatur anzukündigen haben. Sehr geeignet zu diesem Zwecke erscheint ein sogen. Dachreiter, worin die Glocke aufgehängt wird, welche zum Gebete zusammenruft. Die angefügte, nach einem Entwurfe des Hrn. Statz gefertigte Abbildung, welche zugleich Motive für Schul- und Pfarrhäuser an die Hand giebt, wird das vorstehend Gesagte zur Genüge ergänzen und zugleich darthun, wie mit den einfachsten Mitteln, bei richtiger Verwendung derselben, Bedeutungsvolles und Schönes geschaffen werden kann.

Der Kirchhof.

Eines Tages befand ich mich zufällig bei einem Bildhauer, als ein der höheren Schichte der Gesellschaft angehörender Herr hereintrat und für einen verstorbenen Freund ein Grabmal mit dem Bemerken bestellte, es dürfe aber kein Kreuz und auch nichts Gothisches werden. Man einigte sich denn auch bald über etwas Egyptisches. Verwunderlich erschien mir dabei nur, daß jener todte Freund nicht einbalsamirt als Mumie mit Skarabeen und Amuleten in irgend einer Katakombe beigesetzt, sondern ganz

wie ein gewöhnlicher Christenmensch vom Ortspfarrer mit den kirchlichen Gebeten in die Erde eingesenkt worden war.

Zweifelsohne würden die „Herrn vom Casino", die gesammte liberale Partei des Ortes den Besteller des egyptischen Epitaphiums an der Spitze, einen förmlichen Sturm gegen die „wieder hereinbrechende mittelalterliche Finsterniß" organisirt haben, wenn der Pfarrer sich allenfalls hätte veranlaßt gesehen, die Leiche zur Bestattung an die Priester der Isis und des Osiris zu verweisen. Die „Bildung" ist eben noch nicht allseitig zum Durchbruch gekommen. Hat man auch das Christenthum glücklich „überwunden", so meint man doch des christlichen Begräbnisses sich noch nicht entschlagen zu können; man entblödet sich sogar nicht, zu diesem Zwecke das Eigenthumsrecht mit Füßen zu treten, so wie Gebete und Ceremonien für den Todten zu erzwingen, über welche derselbe im Leben gespottet hatte! — Eine aufgeklärte Staatsgewalt arbeitet indeß im Bunde mit der „freien Wissenschaft" unabläßig daran, die ganze Materie zu einer obsoleten zu machen. Mit der Entfernung der Kirchhöfe aus der Nähe der Kirchen hat der Humanismus, der doch über alle Kloaken, besonders auf dem Gebiete der Moral, seine Toleranz erstreckte, im vorigen Jahrhundert den Anfang gemacht. Da nunmehr die Chemie uns für die Beerdigungen in eigens dazu bestimmten Räumen den Abgang des aus der Pflanzenwelt in den Menschen übergegangenen, für den Ackerbau so nöthigen Ammoniaks in Aussicht stellt, so wird die Polizei wohl bald einen Schritt weiter zu gehen sich bemüßigt sehen, bis endlich der freie Geist seinen schönsten Triumph feiert und alle Leichen ohne Weiteres in die Salmiakfabriken wandern. Die Grabmäler verursachen alsdann selbstredend Niemanden mehr Kopfbrechen. In einzelnen Ortschaften ist man wenigstens schon so weit fortgeschritten, daß auf die Gräber blos flache, unten zugespitzte Holzpflöcke gesteckt werden, auf welchen eine Zahl steht. Wie die Züchtlinge in den sibirischen Bergwerken, so sind hier die Todten nur noch Nummern, über welche von Amtswegen regelmäßig Buch geführt wird.

Denjenigen, welche vorderhand noch in der altkatholischen Finsterniß stecken zu bleiben gesonnen sind, ist anzuempfehlen, daß sie solches schon gleich am Eingange ihres Gottesackers zu erkennen geben, daß sie also beispielsweise das Portal nicht in altdorischem Style oder in dem irgend eines asiatischen Sonnentempels aufrichten, auch keine heidnisch klingende Inschrift darauf setzen, wie solche der classische Zopf immer in Bereitschaft hat. Eben so hüte man sich, dem Ganzen zu sehr den Anstrich einer Gartenanlage zu geben, um den tiefen Ernst des Todes möglichst hinwegzuscheuchen: poetische Pantheisten oder sentimentale Romanenleser mögen anderwärts ihre Promenaden machen; diese Stätte soll die frommen Gläu-

bigen zum Gebete für das Seelenheil der Abgestorbenen einladen. Als Schluß- oder Mittelpunkt des Inneren erhebe sich daher ein großes Crucifix, wo möglich mit den Standbildern von Maria und Johannes zu beiden Seiten.

Was die Epitaphien betrifft, so ist gewiß das Kreuz das passendste Emblem auf den Gräbern Derjenigen, welche im Glauben an den gekreuzigten Erlöser und in der Hoffnung auf seine Verheißungen dahingeschieden sind. Wenn man es nicht überall mit eigenen Augen sähe, so wäre es kaum glaublich, daß die Typen der großen Mehrzahl der modernen Grabmäler dem Heidenthum entlehnt sind, daß auf dem nach den alten Ritualien der Kirche geweihten Boden zerbrochene Säulen, ausgelöschte Lampen, umgekehrte Fackeln, Sarkophage, Aschenkrüge und Urnen, letztere allenfalls noch mit einem Trauerflore in Gestalt eines nassen Handtuches umwunden, sich erheben, statt der Sinnbilder der Erbarmung und der christlichen Liebe. Neben kurzen, aber ja nicht süßlichen Inschriften mag man auf den Leichensteinen noch die Insignien des Berufes oder der Würde des Verstorbenen anbringen. In der guten Absicht, den heidnischen Emblemen aus dem Wege zu gehen, stellt man wohl Theile von gothischen Architekturen als Denksteine auf Gräber, namentlich in der Steinmetzensprache sogen. Fialen (s. d. Wort im Glossar) welche durch ihre Form an Pyramiden oder Obelisken erinnern. Allein solche Glieder haben für sich allein keine Bedeutung; sie werden vielmehr, aus ihrem Zusammenhange gerissen, wahrhaft sinnlos. Kein Styl verträgt es weniger, als der gothische, daß man seine Bildungen willkürlich verwendet, eben weil er durch und durch organisch ist: das Wo ist bei demselben kaum von geringerer Bedeutung, als das Wie. Will man ein großartigeres Grabmonument im gothischen Style errichten, so muß dasselbe schlechterdings für den speciellen Zweck entworfen und construirt werden, wobei übrigens unzweifelhaft den mittelalterlichen Werken gewisse Motive entlehnt werden können. Einzelne jener Werke sind sogar als zu unmittelbarer Nachahmung geeignet zu empfehlen, wie beispielsweise die sogen. Spinnerin am Kreuze unweit Wien und das Hochkreuz bei Bonn. Unter allen Umständen aber muß die abstracte Kälte der architektonischen Formen durch Figuren und Symbole gemildert werden; je weniger ein Kunstwerk einem praktischen Zwecke oder Bedürfnisse dient, desto mehr soll das tektonische Schema hinter die höheren, freieren Bildungen zurücktreten. Eine nicht ungeeignete Form für Grabmäler ist die auf einem gemauerten Untersatze schräg anlaufende Platte von Stein, in welche dann die Inschriften nebst sonstigen passenden Verzierungen eingetieft werden, wenn man nicht lieber zu diesem Zwecke Messingplatten in den Stein fügen will. Die schräge Richtung ist wegen des Wasserabflusses nothwendig, auf welchen

auch sonst hinsichtlich der Einfassung und des Ornamentes Rücksicht genommen werden muß. So lange es gestattet war, innerhalb und in der unmittelbaren Nähe der Kirchen zu begraben, bedurfte es selbstredend solcher Vorkehr nicht, oder doch nur ausnahmsweise; die Plattenform bildete damals die Regel; nur für besonders hervorragende und mächtige Personen errichtete man einen verzierten Unterbau, auf welchem sie in ganzer Figur mit gefalteten Händen ruheten, gleichsam dem Gerichte entgegenharrend. Man hat in neuester Zeit diese Darstellungsweise wohl wieder nachgeahmt, aber, meines Wissens, noch nicht mit sonderlichem Glück. Unsere Akademiker haben eben meist keine Ahnung davon, was der Tod eines Christen ist; auch nach dem Tode bleibt ihnen das Fleisch noch immer die Hauptsache. Erscheint die Figur anatomisch richtig, geschmackvoll drappirt und gut modellirt, so ist ihr die allgemeine Bewunderung gesichert und man dankt es dem Künstler förmlich, daß er den störenden Gedanken an den Tod und das Jenseits keine Nahrung gegeben hat. Handelt es sich gar um ein bei Lebzeiten gekrönt gewesenes Haupt, so würde es allzusehr gegen den schuldigen Respect verstoßen, wenn die arme, sündige, vor den Richterstuhl des allmächtigen Gottes gerufene Creatur unter dem Hermeline durchblickte, oder wenn man durch irgend einen Spruch oder eine symbolische Darstellung sich an die Barmherzigkeit dieses Richters wenden wollte.

Die Vergleichung mit den mittelalterlichen Kunstwerken der Art wird immer schwieriger, da die Vergleichungsstücke immer seltener werden. Das Gebot der Gradlinigkeit duldet nun einmal nicht, daß irgendwo in der Kirche irgend etwas vorspringt und die Symmetrie stört; man erachtet es für einen groben Verstoß gegen die obersten Principien der Aesthetik, wenn der Fußboden oder die Wand an einer Stelle anders aussehen, als an der andern. Mit dieser Anschauungsweise hat dann noch die Habsucht einen Bund geschlossen. Die großen Steinplatten lassen sich so gut zu Thürschwellen, Küchenheerden, die Särge zu Trögen und Regenbehältern benutzen; etwas ganz besonders Verführerisches aber haben die Grabplatten aus Kupfer und Messing, da sie so gut wie baares Geld sind. Das Jahrhundert der Aufklärung stößt sich natürlich nicht daran, daß die Patrone, die Wohlthäter, vielleicht die Erbauer der Kirche aus diesen Denkmälern zu uns reden, daß sie durch fromme darauf gesetzte Sprüche unser Andenken und Gebet erflehen, daß Stiftungen, Seelenmessen, feierlich gewährleistete Verpflichtungen damit in Verbindung stehen — man dreht das, etwa auf dem Steine noch zurückbleibende Bildniß oder die Inschrift nur eben nach unten und die Profanation ist gesühnt, vergessen, kein Hahn kräht mehr darnach!

Ebenso wenig läßt man sich die historische und künstlerische Bedeutung

derselben zu Herzen gehen, außer allenfalls in so weit, daß man sie an Händler und Museen zu bringen sucht, weil diese am meisten dafür bezahlen. Während des 13. und 14. Jahrhunders bildete die Verfertigung von messingenen Grabplatten einen eignen Kunstzweig; besonders im nordwestlichen Europa erglänzten alle Kirchen von solchen Meisterstücken der Gieß-, Gravir- und Ciselirkunst, welche letztere zur Zeit so gut wie verschwunden ist. Seit einem halben Jahrhunderte sind diese Kirchen geradezu wie Kupferminen exploitirt worden; das Meiste, was man so gewann, ward eingeschmolzen; nur wo, wie z. B. in Belgien, namentlich in Flandern*), die Engländer ein wachsames Auge darauf hielten und zur Hand waren, wanderte die Beute über den Canal in die Cabinette der Liebhaber, in welchen sie noch immer — eine Schmach für unsere Nation! — zu sehen sind und durch die Schönheit des Styls wie ihre vortreffliche Ausführung die Bewunderung der Kenner ausmachen.

Soll man dahin streben, daß der Gebrauch, in den Kirchen zu begraben, wieder aufkommt? Daß ein warmes Christenherz den Wunsch hegt, im Tempel Gottes, in der Nähe der Reliquien eines Heiligen oder Märtyrers, welche der Altar birgt, seine Ruhestätte zu finden, ist so natürlich, daß, trotz der entgegenstehenden weltlichen Gesetze, jener Gebrauch sich Bahn brach und im eilften Jahrhundert durch das ganze christliche Europa herrschte. Die „Gemeinschaft der Heiligen" findet in dieser Sitte einen annähernden Ausdruck, und gewiß kann nichts geeigneter sein, dem Tode seinen Stachel zu nehmen, als das Bewußtsein dieser Gemeinschaft zwischen den noch streitenden und den verklärten Kindern der Kirche, welche durch ein „orate pro anima" oder „miserere mei domine deus meus" sich um Hülfe und Erbarmung flehend an ihre Brüder und an ihren Richter wenden. Die hohe Poesie, welche in diesen Bezuge liegt, wie sie denn auch in dem Dichter der „divina commedia" ein Echo geweckt hat (S. purgatorio XII, 16 fgg.), darf uns indeß doch nicht abhalten, die praktischen Uebelstände ins Auge zu fassen, welche sich an das Begraben in den Kirchen knüpfen und die denn auch die Veranlassung dazu hergeben, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Mindestens dürfte es angemessen sein, auf die Bestimmung jener Capitularien und Concilienbeschlüsse zurückzukommen, wonach nur fürstlichen Personen, den Kirchenpatronen und hohen Würdenträgern der Kirche ein solches Begräbniß zu Theil werden durfte. In Rom ist man neuerdings einen Schritt weiter gegangen, indem man das Begräbniß in der Kirche wieder allgemein gegen Zahlung einer gewissen, nicht

*) Vgl. die treffliche kleine Schrift von Hye: Notice sur les dalles tumulaires de cuivre ciselées et gravées par des artistes flamands en Angleterre. Bruges 1850.

sehr erheblichen Summe (40 Scudi) gestattete, falls nicht in der Person des Abgeschiedenen ein Hinderniß liegt. Jedenfalls möchte ich dringend empfehlen, daß Wohlthätern der Kirche und Solchen, welche überhaupt durch christliche Tugend sich ausgezeichnet haben, eine Gedenktafel in alter Weise innerhalb der Kirche gesetzt werden dürfte, etwa nach Anhörung des Kirchenvorstandes und natürlich nicht ohne Genehmigung des betreffenden Pfarrers und seiner vorgesetzten geistlichen Behörde, welcher zuvor die Zeichnung einzureichen wäre, damit nicht die Geschmacklosigkeit und der hohle Prunk sich wieder an geheiligter Stätte breit machen können, überhaupt dem Gebäude kein Abbruch geschehe. Wo noch Kreuzgänge an die Kirchen stoßen, wären dieselben besonders zu dem fraglichen Zwecke geeignet und könnte die Einrichtung alsdann auf einer breiteren Grundlage ins Werk gesetzt werden. Damit erhielten denn auch die als Monumente meist so schätzbaren Kreuzgänge wieder eine feste Bestimmung; sie würden dem Leben zurückgegeben und gegen muthwillige Zerstörung oder Vernachlässigung geschützt sein. Es war dies auch früher ein ziemlich allgemeiner Gebrauch und hat derselbe sich in Italien bis auf den heutigen Tag erhalten. In dem eben genannten Lande wußte man überhaupt von jeher die Bedeutung der christlichen Begräbnißstätte vorzugsweise zu würdigen und es entstanden dort jene campi santi, deren Pracht und Kunstwerth weltbekannt sind. Die Pisaner brachten in ihren Schiffen Erde aus der Nähe des heiligen Grabes in ihr Campo santo, das berühmteste vor Allen. Unsere heutigen Großmeister des Handels und der Industrie werden zweifelsohne mitleidig die Achsel zucken über solchen „Aberglauben;" sie dürfen sich indessen davon überzeugt halten, daß sie, der ungeheuren Mehrzahl nach, nur erbärmlich kleine Krämer sind gegen jene Fürsten des Meeres, deren Paläste uns zeigen, wie ächter Mannesstolz und kindliche Frömmigkeit ganz füglich zusammengehen können, die als Helden und Staatsmänner noch glänzen werden, wenn über allen unseren Fabrikherren und ihren Schöpfungen längst das Meer der Vergessenheit rauscht. Ueberhaupt habe ich niemals gefunden, daß der Unglaube den Verstand oder den Willen gerade sonderlich schärft und kräftigt.

Sollte es unthunlich erscheinen, in den größeren Städten die Kirchhöfe wieder neben den Pfarrkirchen anzulegen — und schon der hohe Werth der Bauplätze würde den speculirenden Magistraten es für sich allein so erscheinen lassen — so liegt doch keinesfalls ein stichhaltiger Grund vor, auch die Bewohner der Landgemeinden von den Ruhestätten ihrer Vorfahren um eine Viertelmeile Weges zu trennen. Die angeblichen sanitätspolizeilichen Bedenken schwinden hier vollends ins Nichts; ein jeder Bauersmann hat sicherlich sein reichgemessenes Quantum an reiner Luft einzuathmen und die

aus Wald und Feld herwehenden Winde haben zwischen den zerstreuten Wohnungen eben so gewiß Spielraum genug, um jede, auch die allerzärtlichste Besorgniß vor mephitischen Ausdünstungen zu verscheuchen. Ueberhaupt sollte die Polizei wenigstens da, wo es sich um Leid und Freude des Landvolks handelt, den Zollstock nicht so überaus ängstlich handhaben; das Schöne und Malerische schwindet ohnehin nur allzusehr aus dem Volksleben, dem es einstmals einen so großen Reiz nicht blos, sondern auch so viel inneren Halt verliehen hat.*)

Derselbe Philanthropismus, welcher die Friedhöfe aus den Ortschaften bannte, hat sich auch für die Errichtung von Leichenhäusern enthusiasmirt. Was sich auch alles vom theoretischen Standpunkte aus dafür sagen läßt, ihr praktischer Nutzen steht keinesfalls im Verhältnisse zu dem dafür erforderlichen Kostenaufwande; höchstens mögen Städte erster Größe sich solchen Luxus gestatten. Dahingegen wird der Christ, welcher an die Kraft des Gebetes für die Abgestorbenen glaubt, wohl lieber eine Capelle in der Nähe der Gräber sich erheben sehen, freilich aber keine im Moscheenstyle errichtete, wie die auf dem Kirchhofe zu Frankfurt am Main. Nach dem Begräbnisse können die Leidtragenden hier im stillen Gebete verweilen; überhaupt aber gewährt eine solche Kapelle einigermaßen Ersatz für die fehlende Kirche. Die schöne christliche Sitte, am Allerseelentage zu den Gräbern hinzuwallfahren, würde endlich durch einen Gottesdienst in der Capelle an Halt und Bedeutung gewinnen. — An vielen Orten ist es bereits dahin gekommen, daß die Leichenzüge stets an den Stadtthoren umkehren und der Todtengräber mit ein paar vereinzelten Begleitern alles Weitere besorgt. Ist das vielleicht auch ein Symptom einer fortgeschrittenen Civilisation? — Wir lernen so viel Unnützes und Schädliches von den alten Heiden; lernen wir von ihnen auch wieder Pietät für unsere Todten, wenn wir auf die Mahnungen des Christenthums zu hören etwa nicht geneigt sein sollten.

---

*) Wie weit die Behörden die zarten Rücksichten auf das Gemeinwohl schon treiben, möge man u. A. daraus entnehmen, daß in der Rheinprovinz sogar das sogen. Maigeläute, gleichsam der Frühlingsgesang der Kirche, verboten worden ist — um des möglicher Weise daraus sich ergebenden Gewitterschadens willen.

Das Kloster.

Nachdem die Stürme der Völkerwanderung vorübergebraust waren und fast allerwärts nur noch Trümmer und Aschenhaufen die Stellen bezeichneten, wo die Städte und Villen, über welche das Gottesgericht ergangen, geblüht hatten, da begann das bis dahin vorzugsweise in der geistigen Atmosphäre, gleichsam als Ferment, wirksam gewesene Christenthum auch im Gebiete der materiellen Interessen und Erscheinungen die ganze Fülle seiner plastischen Kraft zu entfalten. In mächtigem Lebenstriebe bildete sich die Kirche eine ihrem inneren Wesen entsprechende Organisation, welche sich allmählich alles in ihren Bereich Gehörige aneignete, indem sie es umbildete: man sagt gewiß nicht zuviel durch die Behauptung, daß die gesammte europäische Cultur solchergestalt unter ihrer Hand erwachsen ist. Eines ihrer Hauptwerkzeuge aber waren die geistlichen Orden. Wie sie einerseits den Menschen dem Himmel dienstbar zu machen trachteten, so wußten sie andererseits die Erde dem Menschen zu unterwerfen. Alle die im Verfolge so blühend gewordenen Abteien und Klöster erwuchsen auf dem Grunde der Arbeit, der Entsagung, des Opfers; alles Große und Edle schoß an sie gleich wie an Krystallisationspunkte an. Die unübersehbare Masse von Kunstwerken, die großartigen wissenschaftlichen Einrichtungen, die milden Stiftungen für jedes menschliche Elend — kurz Alles, was sie schufen, hegten und pflegten, legt unwidersprechliches Zeugniß in dieser Beziehung ab. Kein Wanderer und kein Nothleidender wurde von der Klosterpforte abgewiesen. Das Wort der h. Schrift: „Wer sich des Armen erbarmet, der leihet auf Wucher dem Herrn; er wird's ihm hinwiederum vergelten", bewahrheitete sich an den meisten Klöstern schon hienieden. Sie wuchsen im Laufe der Zeiten so sehr an Reichthum und Ansehen, daß der Neid und in dessen Gefolge Habsucht und Mißgunst namentlich unter den Großen erwachten, besonders als die von der Kirche vorzugsweise gepflegten freiheitlichen Institutionen, zufolge der vom 15. Jahrhunderte ab sich immer mehr geltend machenden heidnischen Doctrin von der Staatsomnipotenz und dem Absolutismus („lex est, quod principi placuit") das Feld räumen mußten und jede Selbstständigkeit den Machthabern schon als solche ein Dorn im Auge war. Auch innere Gefahren knüpften sich an diese Blüthe, wie denn schon der heilige Bernard den prophetischen Ausspruch gethan hatte: Religio peperit divitias, sed filia devorabit matrem. Es läßt sich nicht läugnen, daß die Orden vielfach ihren Beruf verkannt und ihren Feinden in die Hände gearbeitet haben. Der erste Anlauf der Revo-

lution ging denn auch gegen die Orden; was ihrer Plünderung entging, „säcularisirte" demnächst die aus den Sturmfluthen wieder aufgetauchte Autorität. Diejenigen Klostergebäude, welche durch ihre innere Einrichtung und ihre äußere Erscheinung zu erkennen geben, daß sie der Neuzeit „Rechnung zu tragen" gewußt hatten, wurden zu Casernen oder Fabriken vernutzt, die anderen auf den Abbruch verkauft und zumeist dem Erdboden gleich gemacht. Je nachdem sich Letzteres mehr oder weniger rentirte, geben entweder noch aufrecht stehende Trümmer oder unförmliche Schutthaufen Zeugniß von diesen ersten Pflanzstätten der Cultur; Wind und Wetter hausen darüber hin, um auch die letzte Spur zu vertilgen. Wie hartnäckig und ausdauernd dieser Vertilgungskrieg von allen Seiten indeß auch geführt werden mochte, er konnte dem Bedürfnisse nicht beikommen, welches die Klöster ins Leben gerufen hatte. In das Herz des Menschen ist eine religiöse Fiber eingewoben, die man nun einmal nicht auszurotten vermag: so wenig wie der Glaube und die Hoffnung, wird der Geist des Opfers und der Liebe sich verscheuchen lassen, was auch immer die „Kritik" dazu sagen und wie auch die „Wissenschaft" sich krampfhaft winden und ringeln mag, um ohne dieselben fertig zu werden, um das Welträthsel ohne Gott zu lösen. Zudem stellte sich stets klarer heraus, daß die Anweisungen, welche die Philosophen auf die „große Zukunft" ausgestellt hatten, sich nicht wollten realisiren lassen, daß trotz aller Menschenrechte die Menschen mehr und mehr in geistigem und physischem Jammer untergehen. So kommt es denn, daß, wo kaum die Sichel ihre Arbeit beendet hat, schon wieder eine junge, hoffnungsgrüne Saat aufgeht. An vielen Orten sind neue Klöster gegründet worden oder doch im Entstehen begriffen und es müssen Gebäude für dieselben errichtet werden. In welcher Art wird man diesem Bedürfnisse am angemessensten entsprechen?

Vor Allem ist es räthlich, die früheren verlassenen Klöster wo möglich ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückzugeben, selbst wenn deren Wiederherstellung nicht unbeträchtliche Kosten veranlassen sollte, zumal da diejenigen, welche wieder zu gewinnen sind, in der Regel einen entschieden klösterlichen Charakter an sich tragen, so daß sie nicht füglich anderweit verwendet werden konnten. Es liegt überdies in solcher Repristination zugleich eine Sühne und eine bedeutungsvolle Mahnung.

Wo neu gebaut werden muß, vergesse man nicht, daß das Kloster eine Gottesinsel, eine Welt für sich sein soll; in seiner ganzen Erscheinung darf sich daher keinerlei Liebäugeln mit derjenigen Welt zu erkennen geben, welcher seine Bewohner abgesagt haben. Das Gebäude ist eine Art von Ordenstracht, wie denn auch jeder Orden, bis zur Zopfzeit hin, die alle angestammten Eigenthümlichkeiten verwischte, besondere Normen bei

dessen Anlage zu befolgen pflegte, so daß man schon aus der Ferne ein Cisterzienser- von einem Franziscaner- und beide von einem Carthäuser-Kloster mit ziemlicher Sicherheit unterscheiden konnte. So wie man die alten Trachten wieder aufnimmt und nicht daran denkt, ihnen einen modernen Zuschnitt zu geben oder gar Volants und Manschetten anzuheften, so möge man sich nach alten baulichen Mustern umsehen und unsere akademischen Architekten mit ihren Toilettekünsten und Surrogaten ferne halten, mit ihren Lattengewölben, ihren Mörtelquadern und ihrer Steinpappe.

Wenn man bedenkt, wie die Blüthe der christlichen Kunst grade den Klöstern entsprossen ist, wie sie diese Kunst Jahrhunderte hindurch fast ausschließlich gepflegt und den Samen der Himmelsblume über die Erde gestreut haben, so mag man nicht an die Möglichkeit glauben, daß diejenigen, welche derzeit in die leuchtenden Fußtapfen jener Ordensbrüder einzutreten im Begriffe stehen, dem, besten Falles, bedeutungsleeren, akademischen Afterclassicismus huldigen könnten.*)

Von Allem dem aber auch selbst abgesehen, erheischen schon die gewöhnlichsten Klugheitsrücksichten, einen Klosterbau so herzurichten, daß er möglichst nur zu klösterlichen Zwecken und nicht füglich zu Villen, Dikasterien, Commandanturen und Casernen verwendet werden kann, indem in jenem Falle das Gelüste, denselben in den Verkehr zu bringen, bei weitem nicht so leicht rege werden wird. Es könnte sonst leicht kommen, daß man abermals Nester für a n d e r e Vögel baut: das Kukuksgeschlecht ist bekanntlich noch nicht ausgestorben.**)

Wenn man die im vorigen Jahrhunderte entstandenen Abteien und Klöster überblickt, welche sich durchweg dem damals herrschenden Geschmacke anschlossen, so möchte man in deren äußerer Erscheinung wirklich fast einen Entschuldigungsgrund dafür finden, daß unberechtigte Hände danach gegriffen haben; wer einer verkehrten Zeitströmung sich einmal hingibt, darf sich nicht wundern, wenn dieselbe ihn fortreißt.***)

---

*) Was die Mönche im Mittelalter auf dem Gebiete der Kunst geleistet haben, findet sich eben so eingehend wie glänzend in einem Artikel von der Meisterhand des Grafen von Montalembert in Didron's annales archéologiques (Bd. VI. S. 121—139) geschildert. Derselbe wird einen Abschnitt der Einleitung zu einem Werke über das Leben des heil. Bernard bilden, mit dessen Ausarbeitung Graf von Montalembert schon seit langer Zeit beschäftigt ist und welches hoffentlich recht bald zur Vollendung kommen wird.

**) „Bene in nido appareat, quales voluceres ibi inhabitant.“ (Ermenricus epist. apud Mabillon analecta p. 421.)

***) Die Anführung eines bezeichnenden Factums sei hier gestattet. Bei dem allgemeinen Klostersturme in Schlesien beschrieb der mit der Inventarisirung der Kunstschätze beauftragte Commissar die in der Kirche der Stiftsjungfrauen zu Ratibor befindliche Kanzel in folgender Art: „Die Kanzel ist n e u, an derselben befinden sich einige Göt-

Natürlich begegnet man auch hier wieder dem Einwurfe, das Schöne und ganz besonders die mittelalterliche Form desselben koste zuviel Geld; man müsse sich behelfen, mit dem Gewöhnlichsten vorlieb nehmen, auf bessere Zeiten warten und was dergleichen mehr ist. Diese Einreden oder, besser gesagt, Ausreden haben bereits oben im Allgemeinen ihre Würdigung gefunden; darum hier nur noch ein zusätzliches Wort darüber.

In der Regel machen es sich Diejenigen, welche eine solche Toleranz gegenüber dem Häßlichen oder Gemeinen an Tag legen, nicht recht klar, um was es sich handelt und was sie eigentlich wollen. Will man blos einen Versuch machen, ob ein Orden irgendwo Wurzel fassen kann, so miethe man erst das erforderliche Gebäude oder errichte äußersten Falles einen förmlichen Nothbau, der eben blos Schutz gegen Wind und Wetter gewährt; nur kein Mittelding, welches doch am Ende zu theuer wird, als daß man es nach wenig Jahren wieder so ohne Weiteres über die Klinge springen lassen könnte! Es wird dann daran geflickt, an- und umgebaut, bis so viel Geld aufgewendet ist, daß man davon etwas durchaus Aechtes aus Einem Gusse für alle Zeiten hätte bauen können, ganz von dem Falle zu schweigen, daß man, um die Misère zu verdecken, zu den Frescomalern seine Zuflucht nimmt, die bekanntlich Virtuosen-Preise zu führen gewohnt sind und für ein paar Cartons mehr rechnen, als die gesammte stylgerechte Decoration einer gesunden gothischen Architektur gekostet haben würde. Die Richtigkeit der architektonischen Grundformen und Proportionen, der Geschmack in Bezug auf Anordnung und Gruppirung der einzelnen Theile machen übrigens keine besonderen Kosten, da die schlechten Architekten in dem Einen Punkte der Rechnungen hinter den guten nicht zurückzustehen pflegen. Je leichtfertiger aber hinsichtlich jener wesentlichen Elemente der baulichen Schönheit verfahren wird, um so mehr Aufwand muß man später für parasitischen und deshalb doppelt kostspieligen Schmuck machen.

---

tinnen oder Genüsse." Niemand wird sich wundern, daß solchen Productionen gegenüber, welche der damaligen Geschmacksrichtung allerdings so ziemlich entsprachen, die Säcularisatoren nicht grade von einer heiligen Scheu ergriffen wurden. Eben so wenig kann man sich wundern, daß es dahin gekommen ist, wenn man erwägt, wie weit selbst die erleuchtetsten Geister vom rechten Wege abgewichen waren. Als Beleg hierfür mag das Urtheil dienen, welches Fénélon in seinen Dialogues sur l'éloquence (oeuvres vol. IV. p. 45 Paris 1848) über die gothische Baukunst, im Gegensatz zur altgriechischen fällt. Es heißt hier u. A.: „Cette architecture, qu'on appelle gothique, nous est venue des Arabes. Ces sortes d'esprit étant fort vifs et n'ayant ni règle ni culture, ne pouvaient manquer de se jeter dans les fausses subtilités; delà leur vint ce mauvais goût en toutes choses. Ils ont été sophistes en raisonnements, amateurs de colifichets en architecture et inventeurs de pointes en poésie et en éloquence. Tout cela est du même génie."

Im Mittelalter gab es bekanntlich wenig Geld, aber desto mehr willige Herzen und Hände; wo diese sich nicht in hinreichender Zahl finden, beeile man lieber die Errichtung eines Klosters nicht allzusehr, da ja fast niemals ein solches eine absolute Nothwendigkeit ist. Andererseits sei man aber auch nicht überängstlich und fürchte z. B. nicht, daß die Insassen des Klosters sich Alles vom Munde abbrechen müßten, was auf dessen äußere Schönheit verwendet werde. An den Orden bewahrheitet sich so recht das Wort: „Suchet zuerst das Reich Gottes, das Uebrige wird euch hinzugeworfen werden.“ Sobald ein Orden von dieser goldenen Regel abwich, dauerte es nicht lange und es wurde ihm seine irdische Habseligkeit genommen, mit all seiner Herrlichkeit ging es zu Ende; und diese Züchtigung, wenngleich sehr ungerecht auf Seiten derjenigen, welche sie verübten, diente in der väterlichen Hand Gottes dazu, um dem Orden den Schatz der Schätze: „das Reich Gottes in frischer Kraft und Blüthe“ wiederzugeben. Darum wäge man mehr die moralische als die finanzielle Kraft. Moralische Kraft wird aber eben so wenig bekundet, als geweckt, wenn das, was in die Erscheinung tritt, läppisch und zusammenhangslos ist, der Harmonie und der Bedeutung entbehrt. Müßte es nicht in hohem Grunde befremden, wenn die Orden ihre Idealität und ihre organisirende Kraft nur auf dem geistigen Gebiete, das Gegentheil davon aber auf dem stofflichen sollten bethätigen wollen, indem sie in ihren äußeren Einrichtungen der modernen Plattheit und Zerfahrenheit freies Spiel ließen? Lange wird jedenfalls solcher Gegensatz nicht dauern können; das Unbestimmte wird ausschwanken und hoffentlich die Entscheidung dahin fallen, daß nach allen Richtungen hin, das Wesenhafte zur Herrschaft kommt, daß man als dasjenige, was man ist, auch erscheint. Halten wir Umschau nach Mustern, an welche demnächst wieder anzuknüpfen wäre, so bleibt der Blick auf England haften. Den Rang, welchen Deutschlands Dome behaupten, nehmen in ihrer Art die englischen Abteien ein; dermalen sind sie freilich meist nur Ruinen, trauernde Denkmäler des Ruhmes zugleich und der Schmach der Nation. Von jeher gebrach es letzterer an jenem feineren Organe für Proportionen, für das musikalische Element der Architektur; dahingegen war der Sinn für das Großartige, Prächtige und Zweckmäßige um so entwickelter. Die spätgothischen Style Englands, wie der sogen. perpendiculäre, geben namentlich Zeugniß hierfür; dieselben eignen sich vorzugsweise für jene Bauten, welche die Mitte zwischen der kirchlichen und der bürgerlichen Baukunst halten. Es sind wahre Verzierungsstyle, geeignet, jeder Localität und jedem Bedürfnisse sich anzupassen. Aber es wird voraussichtlich noch eine geraume Zeit währen, bevor wir in die Lage kommen, Klöster erster Größe uns zu Vorbildern wählen zu können. Dieselben waren förmlich in sich abgeschlossene Colonien,

auf das reichste ausgestattet mit Allem, was irgend ihren Zwecken dienen konnte. So schon im frühesten Mittelalter, wie der berühmte, von Friedrich Keller herausgegebene Grundriß der Abtei St. Gallen, aus dem ersten Viertel des 9. Jahrhunderts, darthut und in Betreff Englands der um drei Jahrhunderte jüngere des Mönchs Eadwin für die Priorei von Canterbury, außerdem aber auch aus zahlreichen Ueberresten von solchen Bauwerken selbst zu ersehen ist. Da ich hier nur „Fingerzeige" zu geben habe und zwar für das grade obwaltende praktische Bedürfniß, so muß ich der Versuchung widerstehen, tiefer in das Gewebe dieses wundersamen Organismus einzudringen, in welchem sich eine solche Kraft und ordnende Weisheit concentrirte, daß sich an ihnen die wildesten Stürme brachen, und selbst da, wo sie im Verfolge erlagen, jener Bildungstrieb gleichsam in den Wurzelstöcken noch fortlebte.*)

Wie klein auch der Maßstab sein mag, nach welchem ein Kloster angelegt werden soll, immer wird der in jenen großartigen Monumenten der Vergangenheit waltende Geist darin Ausdruck finden können, da ja die Grundbedingungen dieselben sind. Hier bietet sich eine treffliche Gelegenheit für den Architekten zur Bethätigung seines Talentes dar; es handelt sich darum, das praktische Bedürfniß mit der Idee in Einklang zu bringen, die verschiedenen Bestandtheile des Baues einestheils in ihrer Besonderheit hervortreten zu lassen und andererseits doch auch wieder in zwangloser, malerischer Gruppirung mit einander zu verbinden, das zunächst Zusammengehörige, sich wechselsweise Bedingende, als solches darzustellen, überall Rücksicht auf die im Verfolge etwa nöthig werdenden Erweiterungen und Anbauten zu nehmen, endlich Allem, bis auf die unscheinbarste Einzelheit herab, den Charakter der Würde, der Solidität, des Bleibenden zu verleihen. Manches von dem oben in dem Abschnitte über die Umgebungen der Kirche Gesagte kommt mehr oder weniger auch hier in Betracht und soll darauf nicht zurückgekommen werden, da das Maaß der Anwendbarkeit sich leicht ergibt.

In Betreff der allgemeineren Dispositionen macht sich vor Allem die Unterscheidung geltend, ob das Kloster strenge in sich abgeschlossen ist oder ob es zugleich einen nach Außen greifenden Beruf, wie z. B. Krankenpflege und Unterricht, zu erfüllen hat. Unter allen Umständen müssen die Dispositionen den traditionellen Regeln des betreffenden Ordens sich möglichst fügen und die Kirche sich vorzugsweise geltend machen; in ihr hat der

*) Es sei hiermit in Betreff des Weiteren auf das von Albert Lenoir, im Auftrage der französischen Regierung unternommene Werk: Architecture monastique (Paris 1852, 4. 403 S.) hingewiesen, von welchem indeß bis jetzt nur der erste, archäologische Theil erschienen ist. Der Text ist durch eine große Zahl in denselben eingedruckter Holzschnitte erläutert.

ganze Organismus, so zu sagen, seinen Herzschlag. Chorschranken, Lettner und, bei Frauenklöstern wenigstens, eine abgeschlossene Loge sind hier nothwendig erfordert. Diese Loge war meist im Westen, gegenüber dem Hauptaltare angebracht, wo jetzt gewöhnlich die Orgel sich befindet. Daß der Kreuzgang in unmittelbare, wo möglich doppelte Verbindung mit der Kirche zu bringen ist, ergibt sich schon daraus, daß derselbe nicht blos zur Erholung und Betrachtung, sondern auch wesentlich mit zu den feierlichen Umzügen dient, welche von der Kirche ausgehen und in dieselbe zurückkehren. Diese gottesdienstliche Bestimmung erfordert es denn auch, daß der Kreuzgang sich von einem gewöhnlichen Hausgange augenfällig unterscheide, sowohl in Betreff der Structur als der Decoration der Wandflächen und insbesondere der Fenster. Die Abtswohnung bildet für sich eine durch ihre ganze Erscheinung sich auszeichnende Masse und ist mit einem Garten zu umgeben. Bei den Frauenklöstern wird natürlich besonders darauf zu achten sein, daß ein Verkehr nach Außen nicht stattfinden kann. Ein kleineres Kloster dieser Gattung wird, bei aller Beschränktheit, doch die nachfolgenden Stücke kaum entbehren können: ein Pförtnerlocal, welches zugleich mit der Clausur und dem Ansprachszimmer in einer gewissen Verbindung steht, so wie ein an letzteres sich anreihendes Gastzimmer. Es folgen die Zimmer der Oberin, die möglichst mit den bewohnten Räumlichkeiten communiciren, die Zellen der Schwestern, bei umfassenderen Bauten oberhalb des Kreuzganges. An das Refectorium stößt die Küche an, welche in den alten Klöstern meist ein fast ganz selbstständiger, von einer Schornsteingruppe überragter Rund- oder Polygonbau war und zu den Wirthschaftsgebäuden hinüberleitete. Das Ganze soll von einer Einschließungsmauer umfaßt, überhaupt möglichst isolirt werden und schon am äußersten Thore Zeugniß von seiner Bestimmung ablegen.

In größeren Klöstern darf ein besonderes Oratorium nicht fehlen und ist darauf Bedacht zu nehmen, daß dasselbe eine möglichst centrale Lage erhält.

Das Krankenhaus, welches zugleich als Asyl für altersschwache Mönche zu dienen hat, wird, wo die Mittel eine solche Anlage gestatten, gewissermaßen ein kleineres Kloster in dem größeren zu bilden haben und möglichst weit vom Haupteingange ferne zu halten sein.

Die zur Ausbildung der Jugend, zur Uebung der Gastfreundschaft im Großen oder zur Krankenpflege bestimmten Klöster bedürfen selbstverständlich anderer Einrichtungen: große Säle, mindestens zwei Treppen, eine doppelte Clausur, überhaupt Vorkehrungen, welche der Doppelwirksamkeit des Ordens nach Innen und nach Außen entsprechen und in Wechselbeziehungen

zu einander stehen, sind hier vonnöthen. Je nach der Bestimmung der verschiedenen Räume sind die Fenster größer oder kleiner, offen oder vergittert herzurichten, womit denn auch, wie sichs gehört, die inneren Anordnungen, wenigstens im Allgemeinen auswärts sich zu erkennen geben. Dieselben sollen auch in den untergeordneteren Dingen bekunden, welchem speciellen Zwecke sie zu dienen haben. So sind z. B. die Fensterbrüstungen im Innern höher anzulegen, als in gewöhnlichen Privatbauten, da die Fenster hier nicht den Zweck haben, Aussicht zu gewähren. Die einzelnen Wohnräume werden nicht durch dünne Fachwände zu scheiden, die Thüren mit Oberlichtern zu versehen sein u. dgl. m.

An Geräthe sollte nur das durchaus Nothwendige vorhanden sein; dasselbe ist möglichst solid und charakteristisch zu halten. Diese beiden Eigenschaften finden sich in dem ächtgothischen Möbelwerke vereinigt, welches als Muster dienen mag. Ich sage ächtgothisch, zum Unterschiede von der neumodischen Möbelgothik, mit ihrem willkürlich durcheinandergewürfelten Geschnörkel und den unverdauten Architektur-Motiven, die hier ohne allen Sinn und Verstand sind.*) Die Alten wollten keine Schau-, sondern Sitzstühle haben, für deren Bequemlichkeit sie viel zu viel Sinn besaßen, als daß sie Fialen, Knopfblumen oder sonstiges vorspringendes Ornament daran anzubringen für gut hätten finden können, welches keinem anderen Zwecke dient und zu dienen vermag, als dem, die Leute zu belästigen. Doch, es ist über die Materie oben bereits so viel gesagt worden, daß ich es wohl dabei bewenden lassen kann. In den Zellen darf ein Crucifix, ein Weihwasserkessel, ein Pult und ein Wandschrank nicht fehlen und wird es an zwei Stühlen durchgängig genug sein. An der Decke lasse man die Balkenlagen, wo möglich ohne das Material zu verläugnen, hervortreten; die Wände sind mit einer milden Farbe (keinesfalls weiß) anzustreichen und etwa noch mit einzelnen, typisch gehaltenen kirchlichen Emblemen so wie mit Borduren zu schmücken, worin fromme Sprüche in verzierter gothischer Schrift angebracht werden können, welche, wie ich mich in mehreren englischen Bauwerken überzeugt habe, sich weit besser ausnehmen, als jene principlosen Phantasien der im Fabrikdienst aufwachsenden Decorateurs, oder jener, wo möglich, noch geschmackloseren

---

*) Selbst der sonst ziemlich correcte A. Pugin (wohl zu unterscheiden von dem genialen Architekten Welby Pugin) hat in seiner Schrift über gothisches Möbelwerk (Gothic Furniture; with descriptive letter-press. London: M. A. Nattali) auf den 27 Blättern mit Abbildungen fast nur Carikaturen geliefert. Zu empfehlen ist dagegen das Werk Ungewitter's: Entwürfe zu Möbeln, Cassel 1851, mit vielen Abbildungen auf 31 Tafeln in Folio. Profile und Grundrisse sind in großer Zahl beigegeben. Manches darin kann einfacher ausgeführt werden.

„höheren" Tüncher, die vielleicht einige akademische Bildung genossen haben. Für die Fußböden der Gänge sind kleine verschiedenfarbige Fließe mit einfachen Teppichmustern am besten geeignet. Die Thüren mit ihren Beschlägen, wie überhaupt alles Holz- und Eisenwerk, lasse man sich in der Naturfarbe zeigen.

An die Klöster reihen sich die aus denselben hervorgegangenen Priesterseminarien; bevor aber über dieselben das Erforderliche bemerkt wird, mögen noch einige Worte über ein Institut Platz greifen, welches gewissermassen in der Mitte zwischen beiden steht; ich meine die Jesuitenhäuser. Als die Söhne des heiligen Ignatius zum Schutze der so hart bedrängten Kirche in die vordersten Schlachtreihen traten, befand sich die kirchliche Kunst im Zustande tiefen Verfalles. Der italienisch-französische Geschmack, welcher damals der herrschende war, sagte den eifrigen Katholiken um so mehr zu, als der Protestantismus sich von Norden her ausbreitete. Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen an eine Reaction zu Gunsten der deutschen Kunst nicht gedacht wurde. Es kann dies in der That um so weniger Wunder nehmen, wenn man noch in Betracht zieht, daß der Orden seine ersten Wurzeln in Spanien und Italien (Coimbra und Rom) schlug und die classische Gelehrsamkeit zu seinen Hauptwaffen gehörte. Nichtsdestoweniger machte er, wie beispielweise die Jesuitenkirchen zu Köln und Koblenz zeigen, mehrfach den Versuch, auch den gothischen Styl zu einer gewissen Geltung zu bringen. Man übersah aber, daß ein so geschlossenes System eine Accommodation nicht gestattet, daß man nothwendig für oder wider dasselbe sich erklären muß. Am Ende gewann eine Art von Palaststyl die Oberhand, den eine gewisse Hinneigung zum Schaugepränge charakterisirt; immer aber bleiben der hohe Verstand und die solide Technik anzuerkennen, welche in den Jesuitenbauten, fast ohne Ausnahme, sich allerwärts zeigen. Es steht zu hoffen, daß diese Eigenschaften künftig in den Dienst der ächtkirchlichen Kunst treten werden, daß der Orden sich namentlich auch in der Baukunst die wunderbar tiefsinnig gegliederte Scholastik des h. Thomas von Aquin, dieses geistigen Dombaumeisters des Mittelalters, zum Vorbild nimmt, wie dieselbe von seinem Stifter ihm für die Doctrin als fester Leitstern angewiesen ist.*)

*) Vgl. Institutum soc. Jesu, decreta congregationum generalium. congr. V decr. 41 p. 505 (Pragae 1705). „Et primo loco unanimo omnium consensu statuit, doctrinam S. Thomae in theologia scholastica tamquam solidiorem, securiorem, magis approbatam et consentaneam nostris constitutionibus, sequendam esse a professoribus nostris. — — — Qui vero ejusdem auctoris parum studiosi vel etiam ab eo alieni sunt, a docendi munere repellantur." Man ersieht hieraus zugleich, wie irrig die vielfach geäußerte Ansicht ist, die eigentliche Lebenskraft des Jesuitenordens sei bedingt durch die Verhältnisse, unter welchen er seine Entstehung gefunden hat. Derselbe streckt vielmehr seine Wurzeln tief in das Mittelalter herab und saugt aus ihm seine beste Nahrung.

Der Plan zu einem vollständigen, auf etwa 150 Seminaristen berechneten Priesterseminare, wovon nunmehr gehandelt werden soll, wird in sich zu befassen haben:

1) Eine Kapelle nebst Sacristei. Das Chor der ersteren sei so geräumig, daß es Raum zur würdigen Vornahme der großen Ordinationen darbietet. Für das Volk muß ein besonderer, mit der Straße in directer Verbindung stehender Eingang vorhanden sein.

2) Eine Bibliothek für etwa 20,000 Bände. Es ist angemessen, dieselbe von oben her zu beleuchten; sie muß in möglichster Entfernung von den Kaminen und Schornsteinröhren angelegt werden.

3) Ein Refectorium für 250 Personen mit Rücksicht auf die aus Veranlassung von Retraiten hinzukommenden Gäste. Möglichst in dessen Nähe

4) Einen Speisesaal für die Professoren für 25 Gedecke.

Sodann folgen weiter:

5) Hundertfünfzig kleine, leicht zu lüftende Zimmer für die Zöglinge des Seminars.

6) Zehn Professoren-Wohnungen, bestehend aus einem Schlafgemache und einem Studierzimmer.

7) Ein Zimmer nebst Cabinet für den Bischof, damit derselbe vorübergehend in dem Seminare seinen Aufenthalt nehmen kann.

8) Vier Fremden-Schlafzimmer, von welchen zwei zur Aufnahme fremder Bischöfe herzurichten sind.

9) Drei Hörsäle, wovon zwei an hundert Zöglinge fassen können.

10) Ein Saal zum gemeinschaftlichen Studium.

11) Ein Erholungssaal.

12) Ein die größeren Localien möglichst in Verbindung bringender Kreuzgang.

13) Eine Leinwandkammer.

14) Verschiedene Zimmer für das Dienstpersonal, welche in dem Gebäude zu vertheilen sind.

15) Eine Küche in Verbindung mit dem Keller, dem Brunnen, dem Kohlengelasse, den Speisekammern u. dgl. Appartinenzien, wo möglich an das Refectorium anstoßend.

16) Eine Krankenanstalt.

17) Ein Oratorium.

18) Die Wirthschaftsgebäude für den Hausbedarf sind mit dem Hofe und Garten in Zusammenhang zu bringen. Für die Seminaristen ist ein besonderer Garten zum Spazierengehen einzurichten, welcher, eben so wie deren Wohnräume, so viel als thunlich isolirt werden muß. So-

ferne das Seminar in der Nähe der bischöflichen Wohnung liegt, was sehr zu wünschen ist, wird eine besondere Communication mit derselben herzustellen sein. Was die Erwärmung betrifft, so ist der Wasserheizung unbedingt der Vorzug vor der Luftheizung zu geben.

Das vorstehende, nach einem bewährten Muster angefertigte Schema, welches auch anderweit, z. B. bei Jesuitencollegien, theilweise Anwendung findet, setzt eine nach einem großen Maßstabe auszuführende Anstalt voraus; es kann aber leicht den Verhältnissen entsprechend reducirt und abgeändert werden.

Was insbesondere das ästhetische Moment anbelangt, so wird dasselbe, je nach der Lage und dem Zwecke der einzelnen Theile des Baues, sich bald mehr bald weniger geltend zu machen haben. Die Armuth unserer Architekten an Hülfsmitteln und insbesondere an Erfindungsgabe pflegt bei solchen ausgedehnten Werken doppelt grell zu Tage zu treten. Irgend ein Motiv und dazu noch gar häufig ein mißverstandenes, wird da förmlich zu Tode gehetzt; wenn man einen verticalen Ausschnitt von Eines Fensters Breite aus der Façade hat, so ist alles Uebrige nur noch ein Multiplications-Exempel. Wo es nur immer thunlich ist, überwölbe man die Räume im Erdgeschoß, oder doch wenigstens den Kreuzgang, das Refectorium und die Küche; in solchem Falle muß die Construction durch Strebepfeiler, überwölbte Fenster u. s. w. äußerlich ihren Ausdruck finden. Die Architekten, welche das Wesen des gothischen Styls nicht kennen, suchen es, wenn sie in diesem Style bauen sollen, häufig dadurch zu zwingen, daß sie allerwärts Spitzbogen anbringen, wozu denn besonders die Fenster eine erwünschte Gelegenheit bieten. Spitzbogige Fenster passen aber durchaus nicht zu flach überdeckten Räumen und die Alten haben sich auch wohl vor dergleichen abgeschmackten Zusammenstellungen gehütet, vielmehr in solchem Falle meist Fenster mit steinernen Kreuzen angewendet, welche sie nach Bedürfniß aneinanderrückten, halbirten und blendeten.

Wer sich davon im Großen unterrichten will, wie das Mittelalter solche und ähnliche Aufgaben, wie die in Rede stehenden, gelöst hat, wolle sich einmal in die englischen Universitätsstädte Oxford und Cambridge begeben und die dortigen Collegien näher ins Auge fassen. Schreiber dieses war wenigstens, nachdem er solches gethan, vollkommen mit sich darüber im Klaren, was von dem Gerede der Modernisten zu halten sei, daß die Gothik nicht für unsere heutigen Bedürfnisse passe, daß namentlich unsere Ansprüche in Bezug auf Bequemlichkeit, Lüftung und Helle in derselben keine Befriedigung finden; es wird diesen eben so großartigen als reichen und zweckmäßigen Constructionen gegenüber verstummen. Freilich hat hier auch

der englische Conservatismus, einer Revolution zum Trotze, welche die rechtmäßigen Eigenthümer aus ihrem auf den geheiligtesten Titeln ruhenden Besitzthum vertrieb, fast Alles, was von ihnen herstammte, bis selbst auf die Möbel herab, verschont; das Bildniß eines Heinrich VIII. hat neben den „papistischen" Fürsten, Priestern und Gelehrten Platz genommen, von deren Genie und Freigebigkeit diese weiten, schmucken Hallen so beredtes Zeugniß ablegen, während unsere Nivelleurs nicht ruheten, bis auch die letzte Spur altväterlicher Herrlichkeit vertilgt oder doch bis zur Unkenntlichkeit entstellt war. Letzteres war allerdings logisch correcter; aber es bewährt sich denn hier wieder, wie es im Grunde denn doch für ein Glück erachtet werden muß, daß das Engländerthum ein wahrer Knäuel von Widersprüchen und Gegensätzen ist.

Das Wesentlichste ist die Erneuerung des rechten Verständnisses im Schooße der Orden selbst. Wende man nicht ein, daß die Zeitverhältnisse dermalen ganz anders gestaltet seien, als damals, wo die Klöster, so zu sagen, allein die Brennpunkte aller Cultur bildeten. Es ist wahr, aus den damaligen sogen. Barbaren sind inmittelst „Culturvölker" geworden, hoch erfahren in vielen Dingen, erfüllt mit Kenntnissen, anstellig und gewandt über die Maßen bis in die untersten Schichten hinab; die Herrschaft über den Stoff hat eine Ausdehnung gewonnen, wie es vor Zeiten Niemand auch nur zu ahnen vermochte; die Maschinenkraft verschlingt den Raum und meistert die Zeit. Es sei ferne von mir, ein Lobredner der Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart zu werden, zu verkennen, was Letztere in seiner Art Großes leistet. So viel aber ist sicher: dasjenige Feld, um dessen Bestellung es sich hier handelt, liegt brach, oder es wuchert doch nur Unkraut darauf. Seitdem die lebendige Einheit auseinander gefahren ist in platten Materialismus und bodenlose Abstraction, ist die kunstbildende Kraft gebrochen, das heilige Feuer, welches dieselbe zu beleben hat, ist erloschen, oder doch latent geworden. Die Aufgabe der Klöster nach dieser Seite hin ist demnach keine geringere, als sie damals war, wo dieselben den ersten Impuls zu der großen Kunstepoche gegeben, welche vier Jahrhunderte umfaßt; die Schönheit muß wieder durch den Glauben vergeistigt werden, aus den Klöstern müssen abermals die Missionäre der ächt kirchlichen Kunst hervorgehen, alle Künste, von der Buchbinderkunst an bis hinauf zur Baukunst, wieder ihre Werkstätten in denselben aufschlagen, die Einheit von Wissenschaft und Knnst muß hier wieder begründet werden. Die in fieberhafter Unruhe sich abzehrende Welt wird dazu nimmer im Stande sein; was ihr hauptsächlich fehlt, ist dasjenige, worauf der heilige Benedictus vorzugsweise Gewicht gelegt, was er den Künstlern des von ihm gegründeten Ordens in seinen Statuten einzig mit ausdrücklichen Worten vorgeschrieben

hat — die Demuth.*) Die Früchte jener wunderbaren Vereinigung der Demuth mit dem Enthusiasmus waren die Riesenwerke von Monte Casino, St. Gallen, Hirsau, Fulda, Tegernsee, das prachtvolle Clüny mit der größten Kirche der Christenheit und das majestätisch-strenge Cisterz nebst einer endlosen Nachkommenschaft von Monumenten, in welchen die Schönheit mit der Erhabenheit gleichsam zu wetteifern schien. In ihren Hallen wurden jene Miniaturen gefertigt, aus welchen die gesammte religiöse Malerei hervorging. Hier wuchsen dem heiligen Gesange die Flügel: in der kirchlichen Musik, als Kunst wie als Wissenschaft betrachtet, nehmen die Mönche dieses Ordens den ersten Rang ein. Es gilt nur, die geistigen Potenzen, welche hier thätig waren, wieder erstarken zu machen; will die Laienwelt helfend hinzutreten, desto besser; wo nicht, lasse man sie, wie schon gesagt, ruhig ihre Wege ziehen, verfolge aber darum nur um so entschiedener den seinigen.

Es kommt hierbei auch noch ein anderer, wohl nicht unwichtiger Punkt in Betracht. Die gefährlichste Klippe vielleicht, welche den wieder aufblühenden Orden droht, ist darin zu finden, daß sie ihre Wirksamkeit allzusehr nach außen hin richten, daß sie der seelsorglichen Thätigkeit des Weltclerus zu großen Abbruch thun und dadurch Zwiespalt hervorrufen, der nur lähmend nach beiden Seiten hin wirken kann. Gegen solche übertriebene Concurrenz gibt es kein besseres Vorbeugungsmittel, als das Vertiefen in Kunst und Wissenschaft; hier ist die Rennbahn frei und Allen kommt zu Gut, was der Einzelne erringt; die Leistungen auf diesem Gebiete können auch nicht bestritten werden; sie erzwingen sich allseitige Anerkennung. Es ist dies besonders wichtig einer Zeit gegenüber, in welcher der Wissensdünkel es hauptsächlich ist, was dem Glauben die Berechtigung streitig macht und ihm den Zutritt in die Gemüther verwehrt. Diesem falschen Dünkel gegenüber gibt es kein wirksameres Heilmittel, als die wahre Wissenschaft.

---

*) „Artifices si sunt in monasterio, cum omni humilitate et reverentia faciant ipsas artes, si permiserit abbas. Quod si aliquis ex eis extollitur pro scientia artis suae eo quod videatur aliquid conferre monasterio, hic talis evellatur ab ipsa arte, et denuo per eam non transeat, nisi forte humiliato ei iterum abbas jubeat.“ CLVII.

Museen und Vereine für kirchliche Kunst.

Das in der Ueberschrift zuerst stehende Wort ist nur um deswillen gebraucht, weil es einmal eingebürgert ist und sodann, um eine Veranlassung zu haben, darauf zu dringen, daß es wieder ausgebürgert oder doch wenigstens aus dem Gebiete der christlichen Kunst gewiesen werde. Es mag sich dann bei den Akademien, Stoen, Poikilen, Glypto-, Pinako- und sonstigen Theken häuslich niederlassen. Wie Dante und Calderon ganz leidliche Gedichte zu machen wußten, ohne vorher die „Musen" anzurufen, so wußten nicht minder ihre Zeitgenossen trefflich zu malen, zu meißeln und zu bauen, ohne zuvor in „Museen" Vorstudien gemacht, Auge und Geist gebildet zu haben. Wo die Kunst starr oder faul wird, beginnt die Blüthe der Kunstsammlungen, wie schon oben in der Einleitung näher dargelegt worden ist. Nichtsdestoweniger kann ich mich doch nicht unbedingt dagegen erklären; bei zweckmäßiger Einrichtung und Bewegung haben sie ihr Gutes; man möge also auch hier nicht das Kind mit dem Bade ausschütten.

Eine solche Kunstsammlung sollte zwei Abtheilungen haben, von welcher die eine den bleibenden, die andere den wechselnden Bestand bildet. In ersterer dürfte nichts Aufnahme finden, was dem Leben noch irgend dienen, noch irgend einen praktischen Zweck erfüllen kann. Was soll man in der That dazu sagen, wenn man in den sogen. Museen Reliquiarien, Monstranzen, Crucifixe und sonstiges dem Cultus geweihtes Kirchengeräthe aufgestellt sieht? — Ist dieser Cultus etwa bereits blos historischer Stoff oder Mythe geworden? Stehen wir vor Trümmern einer untergegangenen Welt? Sind die „Fahnen des Königes" etwa in den Staub getreten und sein Heergeräth von der „freien Wissenschaft" für gute Beute erklärt? — Am allerwenigsten darf eine unter kirchlicher Autorität errichtete Kunstsammlung zu solchen Fragen Veranlassung geben. Das Beste wäre daher wohl, von vorneherein durch ein förmliches Verbot dem Mißbrauche entgegenzutreten, um so mehr, als sonst leicht einzelne Kirchenvorstände in der Bildung einer Diöcesan-Kunstsammlung eine Art von indirecter Aufforderung erblicken könnten, sich zu dessen Gunsten ihrer unscheinbaren Alterthümer zu entschlagen und statt derselben zeitgemäßere, allenfalls aus Neusilber, anzuschaffen. Man erweist sich an vielen Orten gar zu gerne zu solchem Zwecke gefällig. Den Stock hätten hiernach also blos Modelle, Abgüsse, Zeichnungen, nicht mehr zu ergänzende Bruchstücke von Kunstgegenständen, Stoffen, Stickereien und dergleichen zu bilden. Viel Prunk

läßt sich freilich mit allem dem nicht machen; darauf soll es aber auch nicht abgesehen sein. Prachtstücke gehören in die Kirche, nicht hierhin; hier handelt es sich nur darum, zu belehren und sodann der Profanation von Gegenständen vorzubeugen, welche durch ihre Erscheinung oder ursprüngliche Bestimmung gewissermaßen geheiligt sind. In Berücksichtigung dieses letzteren Zweckes wären auch selbst Gegenstände von ganz untergeordnetem Kunstwerthe der Sammlung einzuverleiben. — Was insbesondere die Abgüsse anbelangt, so kann nicht sorgfältig genug darauf gesehen werden, daß dieselben unmittelbar von den Originalen genommen und nicht überarbeitet sind; durch das leidige Sauber- und Glattmachen verlieren sie, so zu sagen, allen Werth, wenigstens für das Studium, um welches es sich hier doch zunächst handelt. Ein im Locale auszulegendes Verzeichniß muß die Herkunft eines jeden Gegenstandes und wo möglich noch kurze geschichtliche und beschreibende Notizen über denselben enthalten, und zwar nicht blos um des wissenschaftlichen Interesses willen, sondern auch um der Geschmacksmengerei vorzubeugen, welche Zweck, Material und Entstehungszeit außer Acht läßt und nur eben fragt, ob etwas alt und schön für das Auge ist. Wie bei der Architektur, so sollte auch bei dem Geräthe möglichst auf traditionelle Einheit im Style hingewirkt werden; man sollte daher zunächst sammeln und nachbilden, was aus der Umgebung stammt und der im Mittelalter in derselben herrschend gewesenen Kunstschule angehört. Ein besonderes Augenmerk wird dabei auf die Glasmalerei zu richten sein. Hier fehlt es ganz besonders, hier muß rasch und gründlich geholfen werden. Es ist aber auch diese Gattung von Kunstwerken vorzugsweise bedroht und schon darum eine genaue Nachbildung des noch Vorhandenen dringend räthlich. Für Frankreich hat man in dieser Hinsicht bereits mit den Fenstern der Kathedralen von Bourges und Tours*) einen großartigen Anfang gemacht und dabei auch ein ganz besonderes Augenmerk auf die Technik gerichtet. In letzterer Beziehung sind Nachbildungen in natürlicher Größe, wenigstens von einzelnen Compartimenten, mittelst Kalkirung am zweckmäßigsten; selbst scheinbare Zufälligkeiten sollten nicht übergangen werden, wie denn überhaupt für alle solche Zeichnungen nicht Schönheit, sondern Treue das Haupterforderniß bildet. Wo eine Nachbildung auf rein mechanischem Wege möglich ist, verdient diese den Vorzug, in welcher Hinsicht das Durchreiben eingetiefter Bilder, Inschriften u. s. w. hier besonders erwähnt werden mag.

---

*) Wir verweisen auf die Werke: Les vitraux de la cathédrale de Bourges der Jesuitenpatres Cahier und Martin, sowie auf die von J. Marchand gezeichneten „Verrières du choeur de l'église métropolitaine de Tours“ mit Text von Bourassé und Manceau, besonders aber auf E. Hucher, vitraux peints de la cathédrale du Mans. mit 10 col. Tafeln.

Man legt zu dem fraglichen Zwecke ungeleimtes Papier auf die Tafel und reibt mit einem zarten Lederballen, welcher durch eine Mischung von Graphit und Oel geschwärzt ist, darüber, wodurch denn die Flächen schwarz werden, die Tiefen aber weiß bleiben, so daß in gewissem Sinne das Bild umgekehrt zum Vorschein kommt. Weniger delicate Gegenstände von geringem Umfange, wie z. B. gemusterte Fließe, Inschriften, kann man ganz einfach mittelst der schwarzen Masse durchreiben, womit die Soldaten ihr Lederzeug zu lakiren pflegen oder auch ohne alle Schwärze oder Farbe in folgender Art: Man bürstet die Inschrift ganz rein, klebt feuchtes, nicht geleimtes Papier darüber, stößt dasselbe mit einer Bürste in alle Vertiefungen, läßt es Dreiviertels trocken werden und nimmt es alsdann ab, um es an der Luft vollständig trocken werden zu lassen. Man erhält so ein Reliefbild. Solcher Facsimile's besitzt man nie zuviel, zumal sie so leicht und wohlfeil zu nehmen sind und überdies so wenig Raum erfordern; dieselben haben für das Kunststudium und die Praxis unter Umständen mehr Werth als der sorgsamste brillanteste Kupferstich. Insbesondere ist die Inschriftskunde (Epigraphik) einer der wichtigsten Zweige der Archäologie, eine unerschöpfliche Fundgrube für unsere Annalen. Wie viele Thatsachen und Daten sind nicht allein schon auf den Grabsteinen verzeichnet, die mit denselben für immer verloren gehen! Von großer Nützlichkeit für unseren Zweck ist auch das Daguerreotyp, besonders wo es sich um Sculpturwerke handelt und wenn man Messungen damit verbindet. Man denke sich beispielsweise eine auf diesem Wege gebildete Sammlung der bedeutenderen mittelalterlichen Kirchenportale! Welche Fülle von Schönheit aller Art, welcher Gedankenreichthum, welche Masse von Stoff für den Archäologen und von Mustern für den Künstler würde dieselbe nicht beschließen! — Ueberhaupt gilt es, die mehr und mehr überhand nehmende Mechanik und die sich häufenden Erfindungen auf dem Gebiete der Naturkunde aus Rebellen gegen die höhere Kunst zu deren Vasallen zu machen, was weit leichter ist, als es den Anschein hat. — Auch alte Manuscripte, Drucke, Initialen, Miniaturen soll man zu sammeln suchen. Wie viel Kostbares der Art fährt noch herum, einer Seele vergleichbar, die ihre Ruhe nicht finden kann! Wie nichtswürdig und schamlos man auch, bis in die neueste Zeit hinein, mit den Schätzen dieser Art verfahren ist, welche vordem die Kirchen und Klöster in unglaublicher Menge verbargen, so ist doch noch nicht gradezu Alles exterminirt; Manches hat sich unter den Schutz von Privaten geflüchtet, in deren Hand das einzelne Blatt weniger Werth hat und die theilweise gewiß sich gerne bereit finden lassen, dasselbe der unter kirchlicher Autorität stehender Sammlung einzuverleiben, vielleicht schon um das schwere Unrecht Dritter wieder einigermaßen zu sühnen. — Auch vom

rein praktischen Gesichtspunkte aus betrachtet ist eine solche Sammlung sehr wichtig. Der Modernismus hat sich mit seinen saft- und marklosen Typen und Bilderchen bereits in hohem Maße unserer Kirchen bemächtigt, wie die neueren Chor- und Meßbücher, die Altartafeln u. s. w. nur allzusehr darthun; der strenge kirchliche Styl muß auch hier wieder Besitz ergreifen und zu diesem Ende ist eine Reihe guter Muster unentbehrlich. Nur wolle man nicht zuviel mit Farbendruck und dergleichen kommen; lieber ernste, würdige Einfachheit, als solcher Prunk, zumal wo er die Rolle der Kunst spielen soll und will! — Endlich möchte ich noch Eine Gattung von Gegenständen für die kirchlichen Kunstsammlungen ganz besonders empfehlen: alte Siegel in Originalen und Abgüssen. In keiner anderen Weise kann man, wie mich die eigene Erfahrung gelehrt hat, mehr und geeigneteres Material zu archäologischen Studien aller Art, praktischen wie theoretischen, zusammenbringen und zwar mit einem kaum nennenswerthen Kostenaufwande. Vom 12. Jahrhundert ab, in welchem die große Kunstperiode beginnt, kommen die Siegel allerwärts so häufig vor, daß an Stylmustern jeder Art kein Mangel ist. Da die Daten leicht festzustellen sind, so kann man die vollständigste Chronologie auf eine einigermaßen reiche Sammlung gründen und zugleich, was vielleicht das Interessanteste ist, die künstlerischen Regungen in den verschiedenen Ländern und ihren Zusammenhang für jeden gegebenen Zeitpunkt constatiren. Mit Hülfe von ein paar tausend Siegelabdrücken wird es schon möglich, eine Geschichte der Architektur, der Sculptur, der Epigraphik, des Costüms durch das ganze Mittelalter hindurch in zureichend festen Umrissen darzustellen; kurz für den Aesthetiker bietet die Sphragistik noch eine bei weitem reichere Fundgrube, als für den Diplomatiker, der bis jetzt sie doch fast ausschließlich benutzt hat. Mit ihrer Hülfe, und nur mit ihrer Hülfe, wird sich endlich eine vollständige Genealogie der mittelalterlichen Kunstwerke aufstellen, alles Einzelne einer bestimmten Gruppe sich zutheilen lassen. An diesen unscheinbaren Geräthschaften zeigt sich überdies auch so recht, wie frisch und lebendig der Kunsttrieb im Mittelalter war, wie er jede Aufgabe in eben so passender, als eigenthümlicher Art zu lösen, allen Verhältnissen und Bedingungen sich anzubequemen, auch im beschränktesten Raume einen überraschenden Reichthum zu entfalten wußte. Man sieht hier, wie aus der byzantinischen Starrheit sich ganz allmählig die lebenvolle Gothik entwickelt, wie in demselben Maaße der architektonische Charakter überwiegend wird, bis mit dem Hereinbrechen der Renaissance die ornamentistische Willkür und endlich die Tapezierer tonangebend werden. Alle Phasen des guten und des schlechten Geschmackes zeigen sich gleichsam im Reflexe: auf der Einen Seite der feine Kunstsinn jener Meister, die mit ihrem unvergleichlichen

Takte die Gränzgebiete der verschiedenen Kunstgattungen stets inne zu halten wußten und sofort herausfühlten, daß ein heraldischer Adler ganz anders aussehen müsse, als ein Menagerie-Adler, ein Siegelfigur ganz anders, als eine freistehende Statue, oder gar als ein lebendiger Mensch — und anderseits die aufgeblasene Bornirtheit der Modernisten, welche auf Grund ihrer Gyps- und Naturstudien vermeinen, jenen Alten das Pensum corrigiren zu können und stets den Refrain im Munde führen: „Ja, hätten die Alten das Alles so gewußt und gekonnt, wie wir es wissen und können, sie würden grade so (natürlich nur die Bescheidensten lassen sich in dieser Art vernehmen) gebaut, gemalt und gemeißelt haben.“ Armes Pygmäengeschlecht!

Selbst die kirchlichen Siegel, welche Jahrhunderte hindurch, unter symbolischer Hinweisung auf den heiligen Namen unseres Erlösers, die bedeutungsreiche Form der Fischblase (vesica piscis) oder, wenn man so will, des Fisches gezeigt hatten, vermochten dem Einflusse der Antike gegenüber nicht Stand zu halten und schlossen sich in serviler Nachahmung der Form der classischen Medaillen an, freilich ohne zu der diesen letzteren eigenthümlichen künstlerischen Vollendung, auch nur entfernt, zu gelangen. Die so gut wie verlorene Stempelschneidekunst wird sich eben so, wie fast alle übrigen Kunstzweige nur durch ein Untertauchen in den christlichen Geist des Mittelalters wieder verjüngen können.

Ich komme nunmehr zu dem wechselnden Bestande der Sammlung. Derselbe wird erstlich alles Dasjenige befassen, was an sich noch zum Gebrauche geeignet ist, zur Zeit aber keine Bestimmung hat, weil es der ursprünglichen in irgend einer Weise entfremdet worden ist. Wie gerecht in jeder Hinsicht auch die Erwerbung von Seiten der Sammlung sein mag, der höhere Zweck darf, meines Erachtens, nicht aus dem Auge verloren werden. Die obere kirchliche Behörde würde vielmehr darüber zu befinden haben, unter welchen Modalitäten der Gegenstand zurückgegeben oder anderweit verwendet werden solle, sobald er dem künstlerischen Zwecke der Sammlung insoweit gedient hat, daß Abbildungen oder Abdrücke davon angefertigt worden sind — Alles, natürlich unter der Voraussetzung, daß er Cultus-Zwecken, im weiteren Sinne des Wortes, gedient hatte.

Weiter läßt sich der in Rede stehende Bestand zweckmäßig dadurch mehren, daß die der Reparatur bedürftigen Kunstgegenstände, vor und nach derselben, eine Zeitlang im Locale der Sammlung aufgestellt werden. Bei Geräthschaften nicht minder als bei Architekturen ist das Restauriren und Flicken in den meisten Fällen eine höchst gefährliche Sache, und sollte damit, wie bereits oben des Weiteren ausgeführt ward, nicht ohne den vorherigen Beirath sachverständiger Personen vorgegangen werden, wozu jene Aufstellung die passendste Gelegen-

heit bieten würde. Zugleich gewährte dieselbe am besten die Möglichkeit einer Controle über den Ausfall der Herstellungsarbeit, zumal wenn eine abermalige Ausstellung nach Vollendung der Arbeit stattfindet. Und wahrlich, die Controle thut noth! Unser Handwerk, das höhere wie das niedere, ist nach und nach förmlich, man darf wohl sagen, bis zum Stumpfsinn herabgekommen, so weit es sich um die Lösung künstlerischer Aufgaben handelt. Man kann da nicht Durchschnitte, Profile, Modelle genug anfertigen, um dasjenige begreiflich zu machen, was die ungeschicktesten alten Meister in der Faust hatten. Selbst die Prachtstücke der Goldschmiedekunst für Höfe und Jubelgreise, wo man es sich doch ein gutes Stück Geld kosten zu lassen pflegt, bekunden diesen Bankerott; das mechanisch nachgegossene Modell, gehoben durch den Gegensatz zwischen polirten und mattirten Partien und verbrämt mit einigem, aus der Fabrik bezogenem, aufgeklebten Ornamente — das ist Alles, wozu man es besten Falles zu bringen vermag; kaum noch eine Spur von Meißel, Grabstichel, oder Punze, überhaupt von eigentlicher Handfertigkeit wird da sichtbar. Wie sehr auch unsere „Kunstblätter" in die Posaune stoßen mögen, die Periode des Roccoco ist in Vergleich mit der unsrigen das goldene Zeitalter zu nennen, selbst abgesehen von dem Vorzug der ersteren, d a ß s i e a n s i c h g l a u b t e.

Jeder strebsame Meister, welcher irgend ein Kirchengeräth angefertigt oder ausgebessert hätte, würde gewiß mit Freuden die ihm gebotene Gelegenheit ergreifen, seine Arbeit vorerst vor ein Publicum zu bringen, welches ihm ebenso durch Belehrung wie durch Empfehlung behülflich und förderlich werden kann. Das durch den Wetteifer geschärfte Auge der Concurrenten wird, zumal in Verbindung mit den gewiß nicht minder scharfen Zungen derselben, im Anfang zwar höchst unbequem erscheinen, im Verfolge aber, sobald die eigentliche Kunstübung einmal wieder festen Fuß gefaßt hat, stellt sich das Verhältniß umgekehrt; der Reiz der Concurrenz verfehlt ganz gewiß auch hier seine Wirkung nicht. Und kein Vehikel sollte ungenutzt bleiben, um das Selbstgefühl des Handwerks wieder zu beleben, um es dahin zu bringen, daß der Meister neben dem Geldgewinne auch die Ehre seiner Zunft in Betracht zieht, daß er das Schurzfell höher achten lernt, als den Frack, mittels dessen er sich zum Herrn zu machen bemüht ist. „Bildung", wonach heutzutage Alles jagt, ist allerdings eine schöne Sache; ob aber ein Kunsthandwerker darauf Anspruch machen kann, der weder seine Kunst noch sein Handwerk aus dem Grunde versteht, dürfte mehr als zweifelhaft sein, selbst wenn derselbe alle Tage seine Zeitung läse und über sie zu sprechen wüßte wie ein Buch.

Es wird nicht viel Mühe kosten, auch Besitzer von einzelnen Kunstgegenständen dazu zu vermögen, zeitweise dieselben der Sammlung einzu-

verleiben und dadurch nutzbar zu machen. Liegt es doch auch im Interesse der Besitzer selbst, daß solche Sachen in weiteren Kreisen besprochen und bekannt werden. Gegen Ausstellungen kirchlicher Geräthschaften in großem Maßstabe ist dagegen um so mehr einzuwenden. Das Zusammen- und Zurückschleppen so vieler Gegenstände kann durchschnittlich nicht ohne Beschädigung derselben ablaufen, zumal dieselben stets alt und meist delicater Natur sind. Keinerlei Vorsichtsmaßregeln werden hiergegen absolute Gewähr leisten. Dazu kommt noch die vermehrte Gefahr der Entwendung und endlich gar eines Brandes, wodurch die Kunstschätze einer ganzen Provinz, die, wer weiß wie viel Plünderungen und Katastrophen glücklich entgangen sind und noch Jahrhunderte den Stolz von hundert Kirchen ausmachen würden, in wenig Stunden zu Asche werden können. Keine Kriegsgefahr kann bedrohlicher sein, als diese und es ist ein schlechter oder vielmehr gar kein Trost, wenn irgend eine Assecuranzgesellschaft hinterher so und so viel tausend Thaler Entschädigung zahlen muß. Das Schlimmste aber ist die mit solchen Ausstellungen verbundene Profanation, auf welche bereits oben in dem vom Kirchengeräthe handelnden Kapitel hingewiesen worden ist. Schon das Zusammenraffen, Ver- und Auspacken, Classificiren und Aufhängen in Reih und Glied, kurz alle die vielfachen und von den verschiedensten Personen vorzunehmenden Manipulationen entsprechen wenig der Würde gottgeweihter Gegenstände. Diese Würde ist überdies auch in der That, wenigstens theilweise, an gewisse Localitäten geknüpft: ein Kelch, ein priesterliches Gewand oder gar ein Reliquiarium — sie haben eine ganz andere Bedeutung an dem Orte, wohin sie gestiftet und wo sie seit Jahrhunderten aufbewahrt worden, als wenn man sie abgesondert für sich betrachtet; sie bilden gleichsam ein Glied, einen integrirenden Bestandtheil des betreffenden Gotteshauses; das zarte Gewebe, durch welches die Geschichte sie allmählig verbunden hat, soll man ohne Noth nicht zerreißen; der Wandertrieb unseres Jahrhunderts greift ohnehin schon weit genug. Man streift den geweihten Dingen mit Einem Worte den Blumenstaub ab, man raubt ihnen das Aroma, indem man sie solchergestalt an den Markt bringt und dem Entrée zahlenden Publicum preisgibt, welches mit einem beliebigen Grade von Hoch- oder Mißachtung sich denselben gegenüber verhält. Es gibt eine gewisse Kunstgenußsucht, die weit schlimmer ist, als alle Gleichgültigkeit und die man wahrlich nicht nähren sollte. Hier liegt, meines Erachtens, eine große Gefahr für das Gedeihen und die Fruchtbarkeit des allerwärts wieder aufkeimenden höheren Kunstsinns und es kann nicht zu eindringlich und zu oft vor dem Abwege gewarnt werden. Ueberlasse man also der Industrie, der Kunst- und der Fabrikindustrie, diese Gattung von Ausstellungen; sie sind dem Maschinen-

thum und der Allerweltsconcurrenz ganz entsprechend. Die ächten, die warmen Jünger der christlichen Kunst verlangen auch gar nicht, daß man es ihnen so absonderlich bequem mache; sie scheuen die kleinen Unbequemlichkeiten einer Wanderung nicht, um von Kirche zu Kirche die Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen und finden reichlichen Ersatz darin, daß sie letzteres in Ruhe und Sammlung thun können, wie es die Bedeutung der Sache erheischt. Kommt es doch überhaupt bei weitem mehr darauf an, daß man recht sieht, als daß man viel sieht. Nur Eine Rücksicht kann zu Gunsten von Ausstellungen der fraglichen Art geltend gemacht werden, die Rücksicht auf das allseitige Bekanntwerden der im Lande zerstreueten Kunstschätze; allein dieselbe wiegt keinesfalls die Gegengründe auf. Ueberdies läßt sich aber auch dieser Zweck ebenso gut, wenn nicht besser, durch Veranstaltungen anderer Art erreichen. Ich denke dabei insbesondere an die Vereine für kirchliche Kunst, zu deren Besprechung nunmehr übergegangen werden soll.

Es ist mit dem Vereinswesen vielfach Mißbrauch getrieben worden; man glaubte darin eine Panacee für alle Schäden zu haben und alles Wünschenswerthe damit zu Stande bringen zu können. Nicht blos hat man sich hierin stark getäuscht, sondern die Sache hat sogar ihre höchst bedenkliche Kehrseite, vor der man nicht genug auf der Hut sein kann. Es würde zu weit abführen, wollte ich hier näher im Allgemeinen auf die, übrigens recht interessante und wichtige Materie eingehen; ich werde mich daher darauf beschränken, das Vereinswesen und seine Aufgabe innerhalb der Schranken zu beleuchten, in welcher sich gegenwärtige Schrift überhaupt bewegt, also auch z. B. die profane Kunst gänzlich außer Betracht lassen. Was einem Vereine für christliche Kunst vor allem noth thut, ist die Stabilität. Die oberste Leitung muß in festen Händen liegen, oder, wenn man lieber so will, möglichst von Einem Haupte ausgehen; es darf daher so wenig wie möglich dem Zufall der Wahlen von unten nach oben anheim gegeben werden. Vielmehr scheint es mir das Beste, den ganzen Organismus um eine bleibende Autorität zu concentriren, was in unserem Falle selbstredend der Bischof der betreffenden Diöcese sein würde.

Von ihm würden ebenwohl die Ernennungen zu den verschiedenen Functionen auszugehen haben, im Verfolge etwa, wenn das leitende Collegium einmal constiturirt ist, auf Grund von Präsentationen desselben. Alles Wählen durch Generalversammlungen ist mehr oder weniger dem Zufalle unterworfen und bietet keine Gewähr für das Vertrauen des Bischofs, welches die Grundbedingung der gedeihlichen Wirksamkeit des Vereins ist. Vor Allem bedarf Letzterer der Autorität, und zwar einer Autorität, wie er sich dieselbe, wenigstens den Hauptpersonen, den Pfarrern, gegenüber nie selbst wird

geben können, auch wenn etwa der Bischof im Allgemeinen dem Vereine seine Billigung ertheilen, vielleicht selbst eine Art von Protectorat übernehmen sollte.

In Frankreich hat man Gelegenheit gehabt, nach beiden Seiten hin reiche Erfahrungen zu sammeln. Es bestehet in diesem Lande neben dem von der Staatsregierung ausgehenden und getragenen comité des arts et monumens die aus dem Volk hervorgegangene société française pour la conservation des monumens. Wenn die letztere Gesellschaft bis jetzt nicht minder erhebliche Ergebnisse ihres Wirkens aufzuweisen hat, als das Regierungscomité, welchem die ganze Staatsmaschine zur Verfügung steht, so liegt der Grund hiervon lediglich darin, daß jener Verein trotz alles gegentheiligen Scheines, trotz aller Abstimmungen, Wahlen u. s. w. ganz und gar in seinem Gründer und Dirigenten, dem Herrn de Caumont, aufgeht, daß er, so zu sagen, nur von seinem Leben lebt. Ich habe vielfach Gelegenheit gehabt, mich hiervon zu überzeugen und erachte es für unzweifelhaft, daß sein Abgang dem Vereine eine unheilbare Wunde schlagen würde, wohingegen das Regierungscomité alle derartige, in Personen beruhende Wechselfälle überdauern wird. Denn selbst in dem großen, an opferwilligen Naturen gewiß nicht armen Frankreich möchte sich wohl schwerlich so bald wieder ein Mann finden, welcher Herrn de Caumont irgend zu ersetzen im Stande wäre. Es gehören dazu nicht blos seltene Naturanlagen, sondern auch Vermögen, Zeit, Unabhängigkeit, eine ausdauernde Festigkeit einerseits, die vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt, durch keinerlei Undank, ja selbst Anfeindung sich irre machen läßt, und weiter sodann eine Gabe der Vermittlung, welche die widerstrebenden oder divergirenden Elemente immer wieder um den gemeinsamen Mittelpunkt zu sammeln versteht. Wo es sich um einen Zweck handelt, der halbwegs mechanisch verfolgt werden kann, so bald nur einmal der erste Anstoß in rechter Weise gegeben ist, da mögen ganz frei gebildete und sich frei erneuernde Vereine, etwa noch unter Beihülfe von besoldeten Geschäftsführern für den alltäglichen Dienst, den solche immer am besten versehen, ausreichend befunden werden; sobald aber eine unausgesetzte Thätigkeit erfordert wird, um den Zweck zu erreichen und wenn gar dieser Zweck selbst einestheils so vielgestaltiger Art ist, wie der hier in Frage stehende und anderntheils der selbstthätigen geistigen Mitwirkung einer größeren Anzahl von Personen bedarf, muß nothwendig eine bleibende, auf sich selbst ruhende Autorität als Unterlage dienen, wenn nicht etwas ganz Prekäres, von Wind und Wetter Abhängiges herauskommen soll. Es bedarf übrigens wohl nicht erst der Bemerkung, daß alles Vorstehende nur für den Fall gilt, wo der Zielpunkt in unbestimmter Ferne liegt; rein locale, in mehr oder weniger feste Gränzen eingeschrieben Bestrebungen bleiben hier außer Betracht.

In territorialer Hinsicht wäre gleichfalls die kirchliche Eintheilung zu Grunde zu legen (Diöcesan-, Decanats-, Pfarrvereine), jedoch so, daß nur in dem Maaße, wie es dem Bedürfnisse und den Mitteln entspricht, mit der Bildung der einzelnen Vereine vorgegangen wird. Man hüte sich ja davor, von vorneherein einen zu großen Anlauf zu nehmen: „mal étreint, qui trop embrasse.“ Unter Umständen kann es sogar angemessener sein, gleich mit der Gründung eines einzelnen Pfarr- oder doch Decanatsvereines vorzugehen, statt erst abzuwarten, bis die ganze Maschinerie statutenmäßig aufgestellt ist. Ueberhaupt kommt Alles zunächst darauf an, daß ein recht lebendiges Interesse, wenn auch vorläufig blos bei Wenigen vorhanden ist: nur der Hunger verdaut. Ohnehin wird das gesammte Wirken eines solchen Vereines einen vorherrschend negativen Charakter an sich tragen müssen; er wird vorzugsweise vorzubauen und zu hindern, sodann zu forschen und zu rathen, nicht zu schaffen haben. Letzteres kann nur von Einem Kopfe ausgehen, nicht von Vielen zugleich und überdies nur von einem solchen, in welchem das gediegenste Wissen und Können sich concentriren. Ich kann nicht umhin, hier auf eine große Gefahr hinzudeuten, welche die christliche Kunst bedroht. Dieselbe liegt in der Halbwisserei, die nirgendwo unheilvoller wirkt, als auf dem Kunstgebiete, sobald sie positiv einzugreifen sich unterfängt. Das aufs Ungefähr hin gemachte ist, wo es sich um Kunstaufgaben handelt, immer schlecht, am schlechtesten gegenüber einem so durchgebildeten Systeme, wie das der mittelalterlichen Kunst. Um in der gothischen Architektur etwas auch nur Annehmbares leisten zu können, bedarf es nicht blos einer gründlichen Kenntniß der Technik und der Formen — der Hauptreiz dieser Architektur, besonders wo es sich um einfachere Gestaltungen handelt, liegt vielmehr in den Verhältnissen, in dem richtigen Verhältniß zwischen Höhe, Länge und Breite, zwischen Masse und Form, Licht und Schatten, ja sogar, bis zu einem gewissen Grade, in dem Verhältnisse des Ganzen zu seiner Umgebung. Hier läßt sich nun aber keine feste Norm in Zahl und Maaß aufstellen, mindestens ist es absolut nothwendig, daß ein feiner Schönheitssinn, ein durch vieles Sehen und Vergleichen geübtes Auge ergänzend mitwirken, ganz abgesehen einmal von jenem geheimnißvollen höheren Lebensathem, welchen nur das Genie seinen Schöpfungen einzuflößen vermag. Dinge der fraglichen Art nehmen sich überdies auf dem Papiere immer ganz anders aus, als in der Wirklichkeit, ein Erfahrungssatz, der leider in unserer Zeit überhaupt viel zu wenig Beachtung findet. Wenn nach allem Diesem den Dilettanten aufs ernstlichste zu rathen ist, der eigenen Kunstübung sich möglichst zu enthalten, so erscheint anderseits das Studium, die Erhaltung und die Ueberwachung des vorhandenen Alten als eine um so dringendere Pflicht.

Soviel zunächst das Studium betrifft, so wäre demselben eine vorzugsweise praktische Richtung zu geben. Während man ganze Bibliotheken über Kunst geschrieben hat und noch immer schreibt, verschwanden und verschwinden die Kunstschöpfungen der Vergangenheit, oder sie werden dermaßen zugerichtet, daß man Carikaturen vor sich zu haben glaubt. Mit der ausschließlich gelehrten oder gelehrt thuenden Aesthetik ist der Sache wenig gedient — gewissen Individuen freilich um so mehr, solchen nämlich, welchen die Kunst nur ein Fußschemel zur Erhöhung der eigenen Person ist.

Wir haben es indessen hier weniger mit dem Privatstudium an sich zu thun, als mit dem Einflusse, welcher Seitens des Vereines darauf zu üben ist. Derselbe wird der Thätigkeit seiner Mitglieder hauptsächlich zwei Zielpunkte geben: die Geschichte und die Beschreibung der in seinen Bereich gehörenden Kunstwerke. In ersterer Beziehung wäre dahin zu wirken, daß jeder Pfarrer soviel als möglich die Entstehung und die Schicksale der ihm untergebenen kirchlichen Gebäude nebst deren Zubehör zusammenstellte und so den Grund zu einer Pfarrchronik legte, welche die Nachfolger stets fortzusetzen hätten. Daß alle noch vorhandenen Urkunden sorgfältig zu ordnen, und einzuregistriren sind, brauchte als selbstverständlich hier nicht erst bemerkt zu werden, wenn nicht die Erfahrung lehrte, daß denjenigen Documenten, welche nicht auf Vermögensverhältnisse Bezug haben, selten die gebührende Sorgfalt zugewendet wird; um solche aber handelt es sich grade hier zunächst. Als schlechthin werthlos dürfte aber keine Scriptur der fraglichen Art vernichtet werden. Den Platz, welchen sie einnimmt, ist sie immer werth. Erwägt man, daß die aufgehobenen Stifter und Klöster dermalen stets zu irgend einem Pfarrverbande gehören, deren Geschichte daher mit unter die vorliegende Aufgabe fällt, so wird man finden, daß es in solchen Fällen wenigstens an Stoff nicht fehlt, daß im Gegentheil nicht selten die Ueberfülle voraussichtlich davor zurückschrecken machen wird. Allein die Schwierigkeit der Aufgabe sollte nie diese Folge haben: Anfangen und Etwas thun, kann Jeder unter allen Umständen, wenn auch nur sammeln und ordnen, Gedrucktes wie Ungedrucktes. Diese Chroniken in Verbindung mit den Pfarrarchiven würden im Verfolge, bei aller Unscheinbarkeit und Unvollständigkeit im Einzelnen, die bedeutendsten Quellen für die allgemeine Geschichtschreibung werden, deren Verfälschung begann, als der Clerus, uneingedenk der hohen Wichtigkeit der Sache, die Hand davon abzog. Vielleicht können bald die Klöster wieder einen Theil der Arbeit auf sich nehmen. Umgekehrt wird bei einer großen Zahl von Landpfarren die Chronik nur aus wenig Blättern bestehen können und für die Kunst insbesondere gar nichts herauskommen; hier würde ein Zusammenwirken, etwa nach Decanaten, um so mehr am Orte sein, als der Land-

clerus durchschnittlich die meiste freie Zeit hat, welche er wohl kaum würdiger verwenden kann, als zu solchen Studien. Der Charakter der Kirche ist wesentlich traditionell und historisch; damit ist auch ihren wirkenden Gliedern die Richtung gewiesen.

Wenn auch nicht an sich, so ist doch für unseren Zweck die Beschreibung des Vorhandenen wichtiger noch, als das Ermitteln und Aneinanderreihen der geschichtlichen Thatsachen. Wie jeder ärztlichen Cur eine sorgfältige Diagnose vorangehen muß, so wird auch hier nur dann gründlich zu helfen sein, wenn man den Sachverhalt vorerst genau constatirt. Zur Zeit wissen wir weder, was wir haben, noch wo es demselben fehlt. Ueberdies läßt sich auch nur von einem höheren, allgemeineren Standpunkte aus eine feste Regel, ein System aufstellen, nach welchem die Bauwerke zu unterhalten und herzustellen wären. Verfährt man hier nicht streng systematisch, so wird nie von Einheit und Ordnung die Rede sein können, ohne welche selbst die reichsten Hülfsmittel auf die Länge sich als unzureichend erweisen werden und das Rechte meist am unrechten Orte, oder umgekehrt geschieht. Hier muß sofortige Hülfe eintreten, wenn der Schaden nicht unheilbar werden oder doch unverhältnißmäßige Opfer fordern soll; dort, wo der Uebelstand vielleicht bedeutend mehr in die Augen fällt, thut in Wirklichkeit Eile noch nicht noth. Um bei solcher Lage der Sache nicht verderbliche Mißgriffe zu machen, das Unwichtigere zu thun und das Wichtigere darüber zu versäumen, bedarf es, wie gesagt, eines planmäßigen Zusammenwirkens Vieler unter einer intelligenten Leitung.*) Sodann beruht jedes Kunststudium, wenn es wahrhaft fruchtbringend sein soll, zunächst auf der Anschauung der wirklichen Gegenstände; Bücher und selbst Zeichnungen vermögen schlechterdings nicht dafür Ersatz zu leisten. Veranlaßt aber der Verein seine Mitglieder das Vorhandene genau zu beschreiben, so veranlaßt er dieselben damit zugleich, genau zuzusehen und den Gegenstand in sich aufzunehmen. Es wird hier eingewendet werden, daß die Fähigkeit, ein Kunstwerk zu beschreiben, schon eine Bekanntschaft mit seinem Wesen voraussetze, man sich daher in einem Zirkel bewege, wenn man den eben bezeichneten Weg betrete. Und bis zu einem gewissen Grade

---

*) Gestützt auf obige Gründe, welche ich in einer ausführlichen Rede näher entwickelte, stellte ich am 26. Februar 1852 zu Berlin in der zweiten Kammer den Antrag, zu beschließen, daß das betreffende Ministerium bei Aufstellung des nächsten Etats auf die planmäßige Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler des Landes specielle Rücksicht zu nehmen habe. Obgleich beide Kammern diesem Antrage ihre Zustimmung ertheilten und trotz wiederholter Anregung der Sache von meiner Seite, hat das Ministerium bis jetzt noch nichts von sich verlauten lassen — ein Beweis mehr, daß die Kirche und die Einzelnen wohl daran thun, soweit möglich, auf eigene Hand sich der Aufgabe zu unterziehen.

ist dies allerdings richtig: selbst eine allgemeine Orientirung auf dem Kunstgebiete genügt hier nicht; wo es sich um Bauwerke handelt, werden dazu namentlich specielle Kenntnisse von mancherlei Art erfordert. Alle die vielfachen und je nach den Stylen wechselnden Einzelheiten müssen ihrer Bestimmung und ihrem Zusammenhange nach verstanden werden und endlich muß auch noch der rechte Ausdruck dafür zur Hand sein. Letzteres bietet eine nicht geringe Schwierigkeit dar, da die Handbücher über Baukunst von der kirchlichen Architektur keine oder doch nur sehr obenhin Notiz zu nehmen pflegen, die Sprache der mittelalterlichen Hütten durch den Classicismus verdrängt ist und eine neue Terminologie auf Grund der alten sich noch nicht bilden oder doch nicht fixiren konnte. Das nachfolgende „Glossar" ist dazu bestimmt, diese Lücke einigermaßen auszufüllen und zugleich die Elementarbegriffe zum Verständniß bringen zu helfen. Meines Erachtens sollte man zwar die alten Handwerksausdrücke wieder möglichst ins Leben einzuführen trachten, darum aber letzterem doch nicht ohne Noth Gewalt anthun; auch hier hat man vor einer gewissen pedantischen Puristerei auf der Hut zu sein.

Um in die Beschreibungen, welche von den Mitgliedern oder sonst Beauftragten dem Vereinsvorstande einzusenden sind, die erforderliche Klarheit und Präcision zu bringen, namentlich aber um dahin zu wirken, daß sie möglichst übersichtlich und erschöpfend ausfallen, wird es nöthig sein, F o r m u l a r e und F r a g e s t ü c k e zu entwerfen, die auch der weniger Kundige ohne Mühe und Zeitaufwand auszufüllen und beziehungsweise zu beantworten im Stande ist. Dieselben müssen so ins Einzelne gehen, daß nicht leicht etwas Charakteristisches übersehen werden kann und dadurch zugleich ein Gesammtbild gewährt wird. Ich lasse hier ein Formular folgen, welches, je nach dem Bedürfnisse und den Umständen, leicht abzuändern und zu ergänzen ist. Zwischen den Abtheilungen und Positionen ist selbstredend stets so viel Raum zu belassen, um die Beantwortung einrücken zu können, welche auf diesem Formulare großentheils nur in einer einfachen Bejahung oder Verneinung zu bestehen braucht, indem es sich vorliegend, wie bemerkt, nur um die Entwerfung eines G e s a m m t b i l d e s handelt und die im Verfolge noch näher zu besprechenden Fragebogen die hier bleibenden Lücken zu ergänzen bestimmt sind, so wie andererseits die bereits oben in Betracht gezogene Chronik den historischen Hintergrund liefert.

Datum der Stiftung, Grundsteinlegung, Einweihung u. s. w. Kirchenpatron. Pfarrei. Decanat.

I. G r u n d r i ß. Hauptform (ist es ein Längen-, Central- oder Kreuzbau?), Länge und Breite des Chores, Schiffes, Kreuzschiffes, der Seitenschiffe, Orientirung nach der Himmelsgegend, angebaute Capellen, Thürme, Vorhallen.

II. Inneres. 1) Apsis (Grundriß, Fenster, Ueberwölbung, Scheidebogen), 2) Chor, (Höhenverhältniß zum Schiffe, Umgang, Triumphbogen, Lichtgaden, Triforium, Lettner, Pfeiler, Ueberwölbung — mit oder ohne Rippen? — Altarstein — wo aufgestellt? alt oder neu? — Altarstufen-Aufsatz, Priestersitze, Piscina, Sacramentshäuschen, Wandnische u. s. w.).

In ähnlicher Weise wird das Formular über alle Gestaltungen im Inneren, von der Crypta an bis hinauf zur Kuppellanterne sich erstrecken, stets unter Beifügung der Himmelsgegend und, so viel thunlich, der Maaße. Es ist räthlich, das feste Zierwerk, Standbilder, Reliefs, Farbenfenster u. dgl. Geräthe in besondern Rubriken mit so viel Unterabtheilungen, als es die Natur des Gegenstandes erfordert, zu behandeln. So wäre z. B. unter „Taufstein" zu fragen nach dem Orte seiner Aufstellung, dem Material, der Größe, der Gestalt — mit oder ohne Füße? — den Inschriften, Reliefs, dem Deckel, den Stufen, auf welchen er steht, dem Zustande, in welchem er sich befindet, ob restaurirt, wohl oder schlecht erhalten, angestrichen? u. s. w.

Demnächst befaßt sich unsere Analyse gleichmäßig mit dem Aeußeren, etwa am Thurme beginnend, dessen allgemeiner Charakter, Verhältniß zu andern Thürmen der Umgegend vorerst kurz zu bezeichnen wäre, sodann aber ist vom Fuße an alles Einzelne zu beschreiben, was im Aeußeren oder Innern sich bemerklich macht, einschließlich des Mörtels: das Material, die Mauerdicken, die Glocken, die Art der Verbindung mit dem Innern der Kirche, die Treppe, die Ueberdachung, das Kreuz. Mit besonderer Sorgfalt sind die Portale zu detailliren, da sich in ihnen nicht selten die symbolischen Gedanken des Ganzen concentriren, auch die Styleigenthümlichkeiten hier vorzugsweise hervorzutreten pflegen. Weiter kann man noch die zu der Kirche in irgend einer Beziehung stehenden Umgebungen derselben in das Formular hineinziehen und endlich mit einigen kurzen Notizen über den allgemeinen Zustand, die ins Auge fallenden Gebrechen, die stattgehabten Umänderungen u. dgl. schließen. Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit sind die Haupterfordernisse eines solchen Schemas, dessen Entwerfung sich die Vereine vor Allem angelegen sein lassen sollten. Wie schon bemerkt, bedarf dasselbe des Fragenverzeichnisses als Complementes, letzteres bildet gewissermaßen die jenes Rippenwerk umhüllende Musculatur. Zur besseren Veranschaulichung lasse ich hier eine Anzahl solcher Fragen, und zwar nicht absichtlich in logischer Ordnung, folgen, welche nach Anleitung der von dem comité des arts et monumens ausgegebenen sogen. questionnaires, die sich als recht praktisch erwiesen haben, abgefaßt sind.

Wie viele gottesdienstliche Gebäude gibt es in dem Orte und welcher Art sind sie?

Aus welchem Materiale sind die Mauern errichtet?

Sind die Ueberdachungen des Inneren durch Säulen oder Pfeiler getragen? durch wie viele? in wie viel Reihen?

Sind die Pfeiler viereckigt, rund, gebündelt? Haben dieselben Capitäle?

Sind die Capitäle mit Bildhauerarbeit verziert? Zeigen diese Verzierungen menschliche, thierische oder Pflanzen-Formen? Gewahrt man daran Perlen oder Stickmuster? Ist das Laubwerk der Natur so nachgebildet, daß man die Pflanze, welche als Vorbild diente, unterscheiden kann?

Sind die Fenster vertical oder horizontal in mehrere Compartimente getheilt? Haben sie Steinwerkverzierung („Formen") in der Bogenspitze? Bietet dieselbe einfache oder complicirte geometrische Figuren dar?

Sind die Fenster von weißem oder von farbigem Glase? Sind Figuren auf denselben angebracht? Wie groß sind diese Figuren? Sind die Farben hell oder dunkel? Ist das Fleisch durch weißes Glas oder durch eine mehr oder weniger schattirte Farbe dargestellt? Befindet sich hinter den Figuren ein dunkelfarbiger, teppich- oder mosaikartiger Grund, oder ist der Hintergrund durch Landschaften oder Architekturen gebildet? Befinden sich Inschriften, Jahreszahlen, Chiffern auf denselben?

Welches ist die Naturfarbe der verschiedenen an dem Baue verwendeten Materialien? Ist die Kirche übertüncht? Finden sich bei Abnahme der Tünchschichte Spuren von alten Malereien an den Wänden? Welcher Art sind dieselben? Sind sie stark contourirt? Welche Größe haben die Figuren? Finden sich Architekturformen auf dem Gemälde und welcher Stylperiode gehören dieselben an? Ist die Beplattung ganz oder theilweise alt? Von welchem Materiale ist dieselbe? Befinden sich musivische oder eingetiefte Verzierungen oder Inschriften darauf? Sind die Motive zu den Verzierungen der menschlichen Figur, dem Thier- oder dem Pflanzenreiche entnommen? Woher stammt das Material?

Befinden sich Grabmäler in der Kirche? Welcher Art sind dieselben? Sind sie mit Bildwerk versehen? Costüme? Wappen? Inschriften? Befanden dieselben sich dem Anscheine nach stets an dem Platze, welchen sie dermalen einnehmen?

Bestand in der Gemeinde N. N. früher ein Kloster? Zu welchem Orden gehörte dasselbe? Welchen Patron hatte es? Was ist noch davon vorhanden? Ist der Kreuzgang erhalten? Könnte der Bau

noch seiner ursprünglichen Bestimmung genügen? Findet in der Kirche noch Gottesdienst irgend einer Art statt?

Gibt es in der Umgegend vereinzelte Capellen oder sogen. Stationen? Finden Wallfahrten, Bittgänge dahin statt? an bestimmten Tagen? Ist etwa eine Quelle in der Nähe? oder ein Wald? Welche örtliche Traditionen und Gebräuche knüpfen sich an diese Andachtsörter? Sucht man hier Hülfe gegen besondere Uebel und Krankheiten? Ist ein Gnadenbild vorhanden? Aus welcher Zeit stammt dasselbe? Sieht man dort Weihgeschenke, Kunstwerke, Geräthschaften aus alter Zeit? Diese Beispiele werden genügen, um zu zeigen, was ich meine: die Hauptsache ist immer, daß nichts übersehen, nichts vergessen wird, auch das Kleinste nicht. Besondere Rücksicht ist noch auf den Reparaturzustand der Kirche, beziehungsweise ihre Reparaturfähigkeit zu nehmen. Zeigen sich Risse? Ist das Dachwerk wohl erhalten? Ist die Wasserableitung in Ordnung? Stehen die Wände im Senkel? u. s. w.

Für die mit der Architektur in keinem oder nur in entferntem, zufälligem Zusammenhange stehenden Bildwerke, Gemälde und sonstige Kunstgegenstände ist, soweit dieselben nicht in das mit dem Küster aufzunehmende Inventar gehören, noch ein besonders Schema zu entwerfen, worin Auskunft über den Gegenstand, die Größe, das Alter, die Erhaltung, das Material u. s. w. jedes einzelnen Stückes verlangt wird. In dasselbe gehören namentlich auch die alten Chorbücher und was sonst noch an zerstreuten Alterthümern vorhanden ist.

Diese verschiedenen Formulare und Verzeichnisse dienen nicht blos dazu, um zu constatiren, was Alles sich an den verschiedenen Orten befindet; sondern sie gewähren auch noch dadurch einen erheblichen Vortheil, daß man bei Correspondenzen darauf Bezug nehmen und in den Vereinsversammlungen sie den wechselseitigen Mittheilungen zum Grunde legen kann. Es ist nämlich sehr räthlich, diese Versammlungen dazu zu benutzen, um die Aufzeichnungen mündlich zu ergänzen, was am besten in Form eines vom Vorsitzenden zu leitenden Examens geschieht. Wenigstens hat sich diese, meines Wissens zuerst von Hrn. de Caumont eingeführte Methode, bei den Generalversammlungen der société française pour la conservation des monumens ganz gut bewährt.

Werthvoller als alle mündlichen oder schriftlichen Berichte sind von kundiger Hand aufgenommene Zeichnungen, zumal, wenn denselben genaue Messungen zum Grunde liegen. Lieber treibe man die Treue bis zur Servilität, als daß man auch nur das Mindeste dem malerischen Effecte zum Opfer bringt oder sich und Andere mit einem Ungefähr abfindet. Man muß sich hier der Richtung unserer Zeit gewaltsam entgegenstemmen, eine

Richtung, welche sich leider in theuern Prachtwerken geltend macht, die mehr anlocken und blenden als befriedigen. Statt zu illuminiren und zu schattiren, verwende man lieber Zeit und Mühe darauf, die Umrisse genau, kräftig und in möglichst großem Maßstabe schlicht und recht uns vorzuführen, wenigstens von denjenigen Theilen, welche das betreffende Kunstwerk vorzugsweise charakterisiren. Man mag nebenher auch den Reiz des Malerischen, der Kontraste u. s. w. zu Hülfe rufen; allein auch nur nebenher; das Beste aber ist jedenfalls zu diesem Zwecke sich der Photographie zu bedienen. Die große Mehrzahl der bis jetzt veröffentlichten Architekturzeichnungen ist praktisch unnütz, wenn nicht sogar gefährlich, insofern mancher sich darnach richtet und auf Abwege geräth. Besonders den Clerus, welcher so häufig in die Lage kommt, selbstthätig eingreifen zu müssen, möchte ich davor warnen, sich durch solche Darstellungen zu Nachahmungen verleiten zu lassen oder auch nur sein Geld dafür auszugeben, selbst wenn sie unter der Firma irgend eines akademischen Architektenvereins erscheinen sollten.

Ich verhehle mir keineswegs, daß der unmittelbare Nutzen aus allen vorgedachten Veranstaltungen kein sonderlich großer sein, daß meist nur rohes Material gewonnen werden wird, welches noch sehr der Sichtung und Verarbeitung bedarf. Allein dadurch, daß aller Anfang schwer ist, soll man sich vom Anfangen nicht abhalten lassen, und in der That liegt schon in dem bloßen Beginnen ein großer Gewinn für die Sache sowohl, als für die betreffenden Personen. Wie ganz anders stände es jetzt um unsere öffentlichen Kunstdenkmäler und um die Kenntniß von denselben, wenn vor fünfzig Jahren etwa der oben vorgezeichnete Weg oder ein ähnlicher beschritten worden wäre! Wie viel Unschätzbares, was nun für immer dahin ist, würde gerettet, wie manche Verstümmelung und Verhunzung gehindert, wie manches Interesse und Verständniß geweckt worden sein! Auch hier verliere man den Erfahrungssatz nicht aus dem Auge, daß das Beste der Feind des Guten ist; wie entfernt auch das Ziel und wie schwer dasselbe zu erreichen immerhin sein mag, kein Schritt sollte uns verdrießen, den wir in der Richtung zu demselben hinthun können! Allmählig wird man dazu kommmen, Monographien über das Wichtigere zu schreiben, jenes Material für die allgemeine Kunstgeschichte, für eine Monumental-Statistik, einen archäologischen Katalog zu verarbeiten, die einzelnen Denkmäler in Gruppen zu ordnen und die Wechselbeziehungen zwischen letzteren ausfindig zu machen — mit Einem Worte das Gesammtgebiet der Alterthumskunde innerhalb gewisser Gränzen zn beherrschen und so neue, fruchtbringende Anlagen darauf zu ermöglichen. Die Geister müssen durch unausgesetzten Verkehr mit den Werken der Alten wieder gleichsam durch-

tränkt werden von jenen Anschauungen und Ideen, aus denen dieselben erwachsen sind, wenn lebenskräftige Schöpfungen, ihnen zur Seite gestellt werden, neu erstehen sollen. Es kann nicht oft genug hieran erinnert, nicht eindringlich genug davor gewarnt werden, daß man mit bloßen Schemen und Abstractionen die Lücken auszufüllen versucht, welche auf dem in Rede stehenden Gebiete sich allerwärts zeigen.

Um in diesem Sinne nachhaltig zu wirken, ist es nöthig, bei der Ausbildung der Priester auf das Kunststudium besondere Rücksicht zu nehmen; sie müssen das Salz in allen hierauf gerichteten Bestrebungen, und insbesondere die Haupttriebfedern der Vereine sein, auf welche diese Bestrebungen basirt werden sollen. Es wäre daher zu wünschen, daß in jedem Seminare zu diesem Ende Vorlesungen gehalten oder doch mindestens alle hervorragenden Erzeugnisse der betreffenden Literatur zur Benutzung angeschafft würden,*) und zwar um so mehr, als es dem Einzelnen schwer fällt, auch nur die nothwendigsten Hülfsmttel sich zu verschaffen und des Nothwendigen nicht eben wenig ist. Es darf nämlich ein starker, obgleich ziemlich verbreiteter Irrthum genannt werden, wenn man glaubt, mit Hülfe eines Elementar-Handbuchs und einiger Sammelwerke wäre es möglich, sich zum Kunstkenner auszubilden. Es ist die Kunst eine Welt für sich, in der das Heimath- und Bürgerrecht so leichten Kaufes sich nicht ersteht, zumal bei der zur Zeit herrschenden Geistesrichtung. Das Mittelalter athmete in einer ganz anderen Atmosphäre; alle seine Anschauungen gestalteten sich fast unwillkürlich künstlerisch; ein frischer, kräftiger Bildungstrieb machte sich allerwärts geltend und ein festes Princip hielt denselben hinwiederum stets in geregelten Bahnen. Die Hoffnung und der Glaube gaben seinen Bestrebungen die Richtung nach oben, während die Liebe ihnen freudige Lebenswärme einflößte, wie tiefe Schatten auch sonst darauf ruhen mochten. Das ist, aus Gründen, auf welche ich hier nicht wiederholt eingehen will, im Laufe der letzten Jahrhunderte anders geworden, ja sogar nach der entgegengesetzten Seite umgeschlagen. Zwar zeigen sich vielfach Anzeigen der Einkehr der Gegenwart in sich selbst und der Umkehr zum Besseren, die Luft reinigt sich mehr und mehr; aber es wird noch viel Zeit und manchen harten Kampf kosten, bevor die Factoren, welche die wahrhaft classischen, schöpferischen Kunstperioden bedingen, wieder zur Genüge erstarkt sind; es sind dieselben theilweise Tugenden, die nur durch Uebung, und zwar durch lange fortgesetzte

*) In meiner schon erwähnten Schrift: „Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart" 2. Aufl. S. 98 u. fgg. habe ich diesen Punkt ausführlicher besprochen, und sei es gestattet, darauf hinzuweisen, so wie auf das sehr brauchbare „Handbuch der kirchlichen Kunst-Archäologie des deutschen Mittelalters" von H. Otte, worin namentlich die Literatur sorgfältig verzeichnet ist.

Uebung, erworben werden können. Auch der Glaube gehört unter diese Tugenden; ihm zunächst verdankte das Mittelalter seine Kunst, wie seine Wissenschaft und Poesie. In dem Maaße, in welchem unsre Zeit gläubiger wird, der Zweifelsucht absagt und der falschen Philosophie, in demselben Maaße wird auch das kunstbildende Vermögen sich wieder einstellen und vor Allem das, worauf es hauptsächlich ankommt — der Segen von Oben. Man lasse nur die Wahrheit sich wieder Bahn brechen in alle Lebensverhältnisse, und es wird auf diese Bahn auch die Schönheit ihren Glanz werfen: die ästhetischen Ideen eines Volkes sind nur der Reflex seines Glaubens. Durch die Erneuerung des inneren Menschen hat das Christenthum bei seinem ersten Auftreten die Gesellschaft umgebildet und verjüngt; das Christenthum hat noch nichts von seiner Kraft verloren: geben wir uns demselben nur hin und helfe in Demuth und Opferwilligkeit Einer dem Andern!

Glossar.

Das nachfolgende Vocabular soll mit Hülfe der beigegebenen Zeichnungen die am häufigsten vorkommenden technischen Benennungen der einzelnen Bautheile dem in der Materie Unbewanderten erklären. Es hat, wie das ganze Buch, zunächst nur das praktische Bedürfniß zum Zielpunkt und macht weder auf Vollständigkeit noch auf innere Vollendung Anspruch: der Laie schreibt für Laien von seinem Standpunkte aus. Letzterer wird es denn auch erklären, weshalb in der Auswahl der Abbildungen der gothische Baustyl sich ausschließlich berücksichtigt findet.

(Hierzu die Abbildungen auf den beiden letzten Tafeln.)

Abakus: viereckige Platte, welche das Capitäl deckt und so den Uebergang von der Säule zum Gebälke bildet. Gehört vorzugsweise den vorchristlichen Stylen an. (s. Säule).

Achtort: zwei sich durchkreuzende Vierecke (Grundquadrate), das gewöhnliche Schema des Chorschlusses bei den Alten, wonach sich auch im Uebrigen die Bildungen zu richten pflegen.

Ambonen: kanzelartige Aufbauten au der Gränze zwischen Chor und Schiff in der Basilika, von welchen herab dem Volke das Evangelium und die Episteln vorgelesen wurden.

Apsis: (Chornische, Tribüne, Concha) der hinterste Theil am Chore einer Basilika, gebildet durch eine im Halbkreis gezogene Mauer und mit einer Halbkugel überwölbt. Auch wohl Presbyterium genannt, weil in älterer Zeit die Sitze der Priester sich an den Halbkreis anlehnten. Später, als der Chor sich selbstständiger entwickelte, fiel sie weg.

Architrav (der), macht mit dem Fries- und Hauptgesims das Gebälke aus, welches die einzelnen Säulen der Länge nach miteinander verbindet, und zwar lagern auf ihm die übrigen Theile des Gebälkes.

Archivolte (die): bildet wie der Stirnbogen, der Bogensturz und die Gewände die Einfassung der vorderen Ansicht eines Bogens. In der antiken Baukunst tritt diese Umrahmung aus der Mauerfläche hervor, in der christlichen, namentlich der gothischen, profilirt sie sich einwärts und wird vorzugsweise durch wechselnde Rundstäbe und Kehlen gebildet. (S. Abb. 1).

Arkade: eine fortlaufende Reihe von Bogen. Bei mehrschiffigen Kirchen trennen diese Bogenreihen die Schiffe von einander. Vgl. Bogen.

Arkaturen: Reihen von geblendeten Bogenstellungen, welche sich im Aeußeren oder im Inneren eines Baues hinziehen, um die Monotonie der Wände zu brechen. Dieselben haben zumeist nur einen ornamentalen Zweck.

Arm: s. Transept.

Atrium (Paradisus), der mit Hallen umgebene Vorhof der ältesten christlichen Kirchen, in dessen Mitte der Reinigungsbrunnen (Labrum, Cantharus) sich befand.

Attiken: Aufsätze über dem Hauptgesimse eines Bauwerks, in der mittelalterlichen Architektur durch Balustraden oder Brustlehnen ersetzt, welche das Hauptdach umziehen.

Aufriß: die äußere Ansicht eines Gebäudes mit seinen Façaden, Fronten, von welchen eine sich besonders durch Anlage und Schmuck auszeichnet: Hauptfronte. Der Aufriß, welcher in der Steinmetzensprache auch Aufzug und Auszug genannt wird, liegt im Grundrisse (s. d. W.) beschlossen, soweit die aufstehenden Massen sich senkrecht über denselben erheben.

Baldachin: (Abb. 16), Ueberdachung einer Figur.

Baldachin: s. Tragstein.

Balustrade: s. Attiken.

Band: s. Holzkehle.

Baptisterium: ein runder oder mehreckigter Centralbau in der Nähe der Basiliken zur Vornahme der h. Taufhandlung. In der Mitte des Baues befand sich die Taufwanne. Als später innerhalb der Kirchen getauft ward, nannte man auch wohl die speciell dazu bestimmte Räumlichkeit das Baptisterium. Im uneigentlichen Sinne werden alle kleineren um einen Mittelpunkt angelegten Kirchen mit diesem Namen belegt, insbesondere solche, welche, wie z. B. Schloßcapellen, nur für den Privatgottesdienst eingerichtet sind und deshalb der Schiffe entbehren können.

Basiliken: ursprünglich große, durch zwei oder mehr Säulenreihen abgetheilte Bauwerke, welche zu Versammlungen, kaufmännischen Geschäften und zu Gerichtsverhandlungen benutzt wurden. Sie waren zum Theil mit flachen Decken versehen, zum Theil unbedeckt. Als christliche Kirchen erbaut werden durften, bediente man sich bei deren Anlage vorzugsweise der Grundform dieser Basiliken. Dieselbe ist ein längliches Viereck, an dessen einer Schmalseite die muschelartig mit einer Halbkugel überwölbte Nische (Apsis, s. d. W.) vorsprang. Zuweilen befanden sich oberhalb der Seitenschiffe Emporkirchen, welche dann von den Frauen benutzt wurden. (S. Atrium, Ambonen). Die Basilika wurde durch die Einführung des Gewölbebaues wesentlich umgebildet, nachdem ihre Form im Abendlande die herrschende geworden war. Sie ist ein sogen. Längenbau (die Längenrichtung waltet darin vor) zum Unterschiede von dem Centralbaue, dem im Oriente herrschenden Typus, als dessen Muster die von Justinian erbaute Sophienkirche zu Constantinopel erscheint. Der eigentliche

byzantinische Styl nimmt von hier seinen Ausgangspunkt. Im uneigentlichen Sinne wird auch wohl der zunächst in der Lombardei, wie zuvor angeführt, umgebildete romanische Basilikenstyl, wegen seiner allerdings theilweise aus Byzanz stammenden Ornamentik, mit dem Namen: byzantinischer Styl, belegt.

Basis: s. Pfeiler und Säule.

Bildniß: alter Steinmetzenausdruck zur Bezeichnung derjenigen Bildhauerei, welche andere als vegetabilische („Laubwerk") und architektonische Darstellungen befaßt, vorzugsweise Statuen und Reliefs.

Blätterknoten: auf den Giebelschenkeln s. Strebebogen.

Bogen: gewölbte Ueberdachungen, welche sich entweder auf Mauern oder auf vereinzelte Glieder (Pfeiler, Säulen) stützen. Die Kämpfergesimse trennen den Bogen von seiner senkrechten Stütze, wo nicht beide ohne irgend ein vermittelndes Glied in einander übergehen. Die Seitenfläche des Bogens nach der Dicke der Wölbung bei Fenster und Thüren wird Leibung genannt. Der Bogen ist durchgängig stärker als eine wagerechte Ueberlage; seine einfachste Form ist der Halbzirkel. Der Stichbogen wird dagegen aus Zirkelstücken gebildet. Die wichtigste, den gothischen Styl charakterisirende Gattung desselben ist der Spitzbogen. (Abb. 2). Er ist ein gleichseitiger, wenn er aus einem gleichseitigen Dreieck construirt wird und der Mittelpunkt des Kreises, dessen Segmente den betreffenden Bogen bilden, im Fußpunkte (Stützpunkte) des anderen Bogens liegt. Je nachdem die Mittelpunkte der Kreise zwischen die beiden Fußpunkte oder außerhalb derselben rücken, entsteht der stumpfe, oder aber der lanzettförmige Spitzbogen. (S. Gewölbe, Archivolte, Gratbogen und Gurtbogen).

Bogenfries: s. Tragstein.

Bogensturz: s. Archivolte.

Bossen: s. Strebebogen.

Cannelirung: s. Säule.

Capitäl: s. Säule.

Caryatide: Figur in hoch erhabener Sculptur, welche auf dem Kopfe ein Karnieß, einen Balken u. dgl. trägt. In der mittelalterlichen Architektur kommen die Caryatiden sehr selten zur Anwendung.

Cassetten: vertiefte Feldereintheilungen zur Erleichterung und Ausschmückung der Decken, insbesondere der Balkendecken, wie sie in der altchristlichen Basilika häufig vorkommen. Die Cassettenfelder werden durch allerhand Figuren- und Laubwerk, Rosetten, Sterne, Rauten u. s. w. in Verbindung mit Gold und Farbe verziert.

Catharinen-Rad, s. Radfenster.

Ciborium: (umbraculum, tabernaculum) ein auf vier Säulen über dem Altar sich erhebender Baldachin, dessen Inneres durch Vorhänge, welche zwischen den Säulen angebracht waren, den Blicken des Volkes entzogen werden konnte. Von der Decke dieses Baldachins hing der Behälter, worin die consecrirten Hostien aufbewahrt wurden, häufig in Gestalt einer Taube, nebst kostbaren Weihgeschenken u. dgl. herab. Später trat das in der Nähe des Altars an der Evangelienseite der Chorwand angebrachte Sacramentshäuschen (Abb. 13) an die Stelle. Dermalen bezeichnet Ciborium ein geweihtes Gefäß in Form eines großen Kelches zur Aufbewahrung der h. Hostien.

Confession: ursprünglich eine Wölbung unter dem Altare mit Reliquien von Märtyrern oder Bekennern. Als später die Altäre erhöht wurden, brachte man den Reliquienbehälter unter der Altarplatte an oder ließ in letztere eine Höhlung zu diesem Zwecke ein. Der Name stammt, nach Pellicia (I. 5.) daher, weil der Priester sich beim Beten des Confiteor in der Meßliturgie nach dem in Rede stehenden Behälter hin zu neigen hat.

Console: s. Tragstein.

Crypta: Unterkirche für die Todtenfeier. Dieselbe nimmt meistens den Raum unter dem Chore ein; zuweilen erstreckt sie sich auch unter der ganzen Kirche her und diente zunächst als Begräbnißstätte für die Angehörigen der betreffenden Kirche. Bei den Kirchen gothischen Styles kommen Crypten äußerst selten vor.

Dachfirsten: die obere Kante des Daches, bei reicheren Bauten durch einen darüber hinlaufenden **Kamm** verziert. Derselbe ist von Blei, welches zu allerlei Figuren (meist Dreiblätter oder Lilien) ausgeschnitten ist. Die Bleidächer wurden häufig ornamentirt. (Abb. 3.) In neuester Zeit werden die Kämme auch wohl — ganz styl- und zweckwidrig — aus Gußeisen angefertigt.

Dachreiter: (Abb. 4) ein nicht gemauerter Thurm auf der Dachfirste ruhend und zwar meist auf dem Durchschnittspunkte der beiden Schiffe. Die sogen. Sanctusglocke wird darin aufgehängt.

Deckenschaft: freistehender Pfeiler zur Unterstützung wagerechter Lasten.

Dienste: s. Pfosten.

Eckblatt: s. Säule.

Empore: erhöhete Logen in der Kirche, welche in der Periode des romanischen und des Uebergangsstyls häufig die Arkaden des ganzen Hauptschiffes entlang über der Wölbung der Seitenschiffe sich hinziehen, meist aber im westlichen Theile des Mittelschiffes angebracht wurden.

Entlastungsbogen: s. Gurtbogen.

Eselsrücken: ein geschweifter Spitzbogen.

Fase: abgeschrägtes Glied.

Fassade: s. Aufriß.

Fischblasen: s. Maaßwerk.

Fialen (auch wohl „Violen") (Abb. 5) mit Blumenknäufen (Kreuzblumen) und Blattwerk (Bosen, Bossen) verzierten pyramidalischen Auslaufungen von Strebepfeilern. Indeß wurden die Fialen auch nicht selten als selbstständiges Verzierungsglied angewendet, wo sie denn aus drei Theilen, dem **Fuß**, dem **Leib** und dem **Riesen** (pyramidalische Verdachung, verwandt mit dem englischen: to rise, aufsteigen) gebildet wurden. S. Wimberg.

Flammen: s. Maaßwerk.

Fresco: Wandmalerei auf den noch nassen, frischen (al fresco) Kalk, wodurch sich die Farben mit letzterem derartig verbinden, daß sie auf mechanischem Wege nicht mehr davon getrennt werden können. Diese Gattung der Malerei kam vorzugsweise in Italien vom Ende des 15. Jahrhunderts ab in Schwang. Im weiteren uneigentlichen Sinne nennt man auch wohl alle Arten von Wandgemälden Fresken, insbesondere die **tempera**-ausgeführten und die **enkaustischen** Malereien. Bei diesen ist eine gewisse Wachsmischung das Bindemittel, welches durch Hitze mit der Wand in Verbindung gebracht wird. Die Temperabilder wurden mittelst Eiweis auf Holz auch wohl auf Leinwand und

Kreidegrund gemalt, sollen direct auf die Wände im Innern, zu deren Bemalung man sich im Mittelalter meist der Wasserfarben bediente.

Fronte: s. Aufriß.

Fuß: s. Gesims und Fiale.

Gaden: die Geschosse, welche auf einandergestellt den Bau bilden.

Gesimse (Simse): (Abb. 6), dieselben haben die Begränzung und Vermittelung größerer Abtheilungen eines Baues zum Zwecke, sie gliedern denselben und machen seinen Organismus anschaulich. Sie selbst sind verschiedenartig besonders mit Rücksicht auf den Wasserabfluß und die Schattenwirkung gegliedert. Das Fußgesims begränzt den untersten Theil, den Fuß des Baues, das Deck-, Krönungs-, Kranz- oder Hauptgesimse schließt das Ganze schützend nach oben ab; die Gurt-, Trennungs- und Einfassungsgesimse sind von untergeordneter Bedeutung und schon durch ihre Namen genügend bezeichnet. Das Kaffsims ist das unter den Fenstern hinlaufende Gesims; eine Gurtung nennt man ein Gesims zur Abschließung eines Geschosses.

Gewölbe (das): ist eine gebogene, dergestalt aus Steinen zusammengefügte Decke, daß dieselben sich wechselsweise in ihrer Lage halten. Der Bogen (s. d. W.) ist das Grundelement des Gewölbes. Die Alten kannten folgende Hauptarten von Gewölben: 1) das Tonnengewölbe, durch einen Halbcylinder gebildet; wo denn vier sphärische Dreiecke, Gewölbkappen, entstehen. (Abb. 7) 2) das Kreuzgewölbe, durch zwei sich durchkreuzende Tonnengewölbe gebildet; 3) muschelförmige Gewölbe, deren Form schon der Name andeutet; 4) das Kuppelgewölbe, welches sowohl im Grundrisse als im Durchschnitte Kreislinien beschreibt. Unter letzterer Bezeichnung begreift man indeß auch solche, welche im Grundrisse Polygone bilden und deshalb mit Ecken oder Gräten versehen sind, die aus den Winkeln des Polygons aufsteigen (Kloster-Haubengewölbe). Vom 12. Jahrhundert ab herrscht in der christlichen Baukunst das spitzbogige Gewölbe vor, welches aus zwei gleichen Zirkelbogen besteht und daher auch zwei Mittelpunkte hat, deren Lage die Höhe des Gewölbes bedingt. Die, hauptsächlich technischen, Vortheile dieser gothischen Gewölbe bestehen darin, daß sie weniger Druck ausüben und aus kleinerem, minder sorgfältig bearbeitetem Material angefertigt werden können, wodurch sie denn verhältnißmäßig dauerhafter und wohlfeiler auszuführen sind, als die anderen Gewölbe. Ueberdies gestatten sie dem Baumeister mehr künstlerische Freiheit und ermöglichen so eine größere ästhetische Wirkung. Den Gegensatz zum Spitzgewölbe bildet das platte Gewölbe. Es besteht aus graden Bogen, welche aus keilförmigen Steinen sich zusammensetzen. Dieses Gewölbe ist von allen das schwächste.

Giebel: Schluß eines Gebäudes mit Satteldach, an dessen schmalen Seiten er vorkommt; seine Form ist das gleichschenkelige Dreieck. Ueber Ziergiebel im gothischen Style s. Wimberg.

Giebelreiter: ein auf einem Wandgiebel angebrachtes Thürmchen. (Abb. 4a.)

Grat: die Kante, welche zwei Gewölbkappen begränzt.

Gratbogen: (Abb. 7b.) Bogen, welche sich zufolge der wechselseitigen Durchschneidung der Gewölbfelder in der Durchschneidungslinie bilden.

Gurtbogen: (Abb. 7c.) dieselben bilden die Träger, das Gerippe der Bedeckung oder Ueberwölbung des Innern, sie springen von Pfeiler zu Pfeiler,

sowohl in der Länge als in der Breite des Bauwerks (Längengurtbogen, Quergurtbogen), und bilden den Einschluß, die Umrahmung der Gewölbe. Es werden häufig sogen. Entlastungsbogen darüber angebracht, eine Art von Hülfsconstruction zum Zwecke der Verminderung und Ableitung des vertikalen Druckes. Die Gurtbogen, welche als Scheidebogen zwischen Pfeilerstellungen dienen, sind aus mehreren Gliedern, Rundstäben, Kehlen, Fasen rc. gebildet.

Halbsäulen: (Wandsäulen), mit den Mauern verbundene, zur Hälfte daraus hervorragende Säulen. Dieselben kommen erst bei den Römern häufig vor. Wandpfeiler, Pilaster s. Pfeiler.

Halbfronte: s. Aufriß.

Helm: das pyramidenförmige Dach eines Thurmes. Die schlanken Helme kamen erst im spätern Mittelalter auf; sie wurden meist von Holzwerk, auch wohl ganz von Stein (besonders in England) ausgeführt.

Hohlkehle: (Kehle, Kehlleiste), ein untergeordnetes, durch Eintiefung gebildetes architektonisches Glied zur Vermittlung größerer Bautheile, so wie die Plättchen, Stäbchen, der Band, Wulst und die verschiedenen Arten von Wellen. Dieselben gehören vorzugsweise der heidnischen Architektur an oder wurden doch in der christlichen Periode sehr frei behandelt.

Hufeisen-Bogen: Rundbogen, welche sich unten wieder einwärts ziehen und besonders der arabischen (maurischen) Architektur eigen sind.

Kämpfer: s. Bogen.

Kaffsims: s. Gesimse.

Kamm: s. Dachfirste.

Kappe: (Abb. 7 a.) ein Feld eines in mehrere Abschnitte getheilten Gewölbes. Im gothischen Baustyle werden die Gewölbkappen in der Regel durch Rippen aus Haustein von einander geschieden, welche indeß mehr eine ornamentale als eine constructive Bedeutung haben, da das Gewölbe nicht eigentlich auf denselben ruht, sondern in sich selbst seinen Schluß und Halt finden muß.

Knauf: s. Säule.

Kragstein: s. Tragstein.

Kreuzblume: s. Wimberg.

Kreuzfeld: (Vierung), das durch die Durchschneidung des Langhauses und des Querschiffes gebildete Feld.

Kreuzwerk: a. Steinm.-Ausdruck für Kreuzschiff, Transept, Querschiff.

Lanterne: kleinerer, meist kuppelförmiger Thurm auf dem Durchschnittspunkte oder auf der Höhe einer großen Kuppel, welcher vorzugsweise dazu bestimmt ist, Licht in das Innere einzulassen.

Laibung: (Leibung) s. Bogen.

Leib: s. Fiale.

Lichtgaden: s. Triforium.

Maßbrett: Steinmetzen-Ausdruck für Chablone.

Maßwerk: (Abb. 8), im weitern Sinne, alle diejenigen Constructionstheile, in welchen die streng geometrische Gestaltung vorherrschend war, im Gegensatz zum „Pflanzenwerk" (das französische maçon und das englische mason hängen wohl damit zusammen); im engeren Sinne, Combinationen von geometrischen Figuren, besonders Kreisen und sogen. Päßen (s. d. W.) zur Füllung leerer Zwischenräume z. B. des obern Theiles der Fensteröffnungen

(s. Fenster) der Geländer, der Wimberge u. s. w. Die Profilirung (der Umriß) dieser Glieder ist sehr sinnreich auf die wechselnden Verbindungen jener Figuren und ihre Functionen berechnet, überhaupt gehört das Maaßwerk zu den charakteristischsten Eigenthümlichkeiten des gothischen Styls. Die complicirteren, insbesondere die geschwungenen „Formen" (sogen. Fischblasen, Flammen) kommen erst in der späteren Gothik vor und werden daher gewöhnlich als Zeichen des Verfalles betrachtet, obgleich sie, am rechten Orte angewendet, z. B. wo das ornamentale Element vorzuwiegen hat, sehr angemessen erscheinen können. Als Gegensatz zum Maßwerk, worin das rein Technische überwiegt, ward wohl der Ausdruck „Kunst" zur Bezeichnung der freieren Thätigkeit des Bildhauers gebraucht.

Modell s. Säule.

Modillon s. Tragstein.

Nase: (Abb. 9a.) ein Glied in den Päßen (s. d. W.) durch die Auslaufungen zweier sich berührender Bogenlinien gebildet, die aus einer Hohlkehle auslaufen und daher zwischen sich und der Hohlkehlenlinie einen dreieckigen Raum bilden. Sie ist zugespitzt, auch wohl noch durch ein Rosettchen verziert.

Netzgewölbe: (Abb. 10) ein mit netzförmig sich durchschneidenden Gräten (Rippen) überzogenes, in derselben Form gebrochenes Gewölbe. Eine Species davon ist das Sterngewölbe, dessen Schema ineinander laufende Sterne bilden. Solche complicirte Gewölbformen kommen selten vor dem 15. Jahrhundert vor.

Oberlicht: ein Fenster gleich oberhalb des Thürsturzes.

Ordnung: s. Säule.

Ort: (auch wohl: Uhr) Steinmetzen-Ausdruck für: Ecke, z. B. ein Achtort, Achtuhr für Achteck. In den mittelalterlichen Grundrissen spielt das „Achtort" eine besondere Rolle.

Paß, (Dreipaß, Abb. 9, Vierpaß, Mehrpaß) durch Zirkelschläge gebildete Formen des Maaßwerkes (s. d. W.) in Gestalt von Dreiblättern, Vier-, Fünf- und Mehrblättern.

Pfeiler: (Abb. 11), (in christlichen Bauwerken) freistehende, zum Tragen der Bogen, Gewölbe und sonstigen Ueberdachungen bestimmte Glieder. Während die Säule (s. d. W.) ein nach feststehenden Verhältnissen gestalteter, in sich geschlossener Organismus ist, verstattet der weniger selbstständige Pfeiler jede Freiheit, welche der Zweck und der Charakter des ganzen Baues erfordern. An dem vorchristlichen Tempel, der wesentlich Außenbau war, bildete die Säule das Hauptarchitekturstück, wohingegen der, vorzugsweise dem Innenbaue dienende Pfeiler sich, wie bemerkt, in jeder Hinsicht mehr dienend verhält und daher in den verschiedensten Gestaltungen und Proportionen vorkommt, vom schwerfälligen viereckigten Pfeiler aus Mauerstein bis zum zierlich-schlanken Bündel hinauf, der elastisch wie ein Springquell aus dem Boden aufsteigt und seine Strahlen über das Gewölbe hin ausbreitet. Weder der Fuß noch das Capitäl, beziehungsweise der Kämpfer (s. d. W.) sind wesentliche Bestandtheile des Pfeilers; wo dieselben vorkommen, zeigen sie gleichfalls die verschiedenartigsten Formen und Ornamente. In der Mitte zwischen dem gothischen Pfeiler und der antiken Säule, jedoch der letzteren näher, steht die romanische Säule meist mit attischer Basis (eine Hohlkehle zwischen zwei wulstförmigen Ringen auf einer Platte oder Plinthe). Charakteristisch für diese Säulengattung ist noch das Eckblatt, welches auf den

vier Ecken der Platte liegt und sich an den untern Wulst anschließt. Die Capitäle sind der Regel nach entweder sogen. Würfelcapitäle (ein unten abgekanteter und zugerundeter Würfel) oder freie Nachbildungen des korinthischen Capitäls. Der antike Pfeiler, Pilaster, schließt sich, correspondirend den Säulen, an die Mauer an, indem er letzteren ihre Verhältnisse und Verzierungen entlehnt. — (Vgl. noch Strebepfeiler).

Pfosten: (Abb. 9 b.) Stäbe von Stein, durch welche die großen Fenster des gothischen Stils in mehrere Compartimente abgetheilt werden und die oben in der Bogenöffnung des Fensters in das Maßwerk (in der Steinmetzsprache auch wohl schlechthin „Formen" genannt) übergehen, welches diese Oeffnung mit Ornament ausfüllt. Bei mehrtheiligen Fenstern sind die Pfosten häufig von verschiedener Stärke, so jedoch, daß der schwächere (der „junge") in dem stärkeren (der „alte") Pfosten enthalten ist und nur einen Abschnitt desselben bildet. In ähnlicher Art unterscheiden sich auch die sogen. Dienste (d. h. aus dem Kerne der Pfeiler hervortretende Halb- oder Dreiviertelssäulen, auf welchen oben die Bögen und die Rippen ruhen und die den sogen. Pfeilerbündel ausmachen helfen), in alte und junge Dienste.

Platte: s. Pfeiler.

Plättchen: s. Hohlkehle.

Plinthe: s. Pfeiler.

Pilaster: s. Säule und Pfeiler.

Postament s. Säule.

Radfenster: (Abb. 12), (Rosette) rundes, durch speichenartige Stäbe in verschiedene Abtheilungen zerfallende Kirchenfenster. Dieselben kommen vorzugsweise an den Giebelseiten oberhalb der Portale vor und werden vom 13. Jahrhundert ab, besonders in Frankreich ziemlich allgemein. Das germanische Mittelalter knüpfte an das Rad, welches in der heidnischen Zeit eine Beziehung zur Verehrung des Sonnengottes gehabt zu haben scheint, allerhand mystische Vorstellungen (Glücksrad, Schicksalsrad) wodurch denn die Fensterrose eine besonders bedeutsame Rolle spielt. Auf der Peripherie und zwischen den Speichen des Radfensters wurden denn auch nicht selten menschliche Figuren angebracht. Von dem Marterwerkzeug der Heiligen wird das Radfenster auch wohl Catharinen-Rad genannt.

Riesen: s. Fiale.

Rippe: s. Kappe.

Sacramentshäuschen: s. Ciborium.

Säule: runde Stütze einer wagerechten Decke, bestehend aus dem Fuße (Basis), dem Schafte und dem Capitäle (Knauf, Säulenkopf). Zuweilen werden unter den Säulen noch Postamente (Säulenstühle) angebracht. Der Schaft ist der eigentliche Körper der Säule; seine Mittellinie (Axe) muß geradlinig, seine Grundfläche rund sein. Das Verhältniß seiner Stärke zur Höhe wechselt nach dem ästhetischen und praktischen Zwecke. Je geringer das Verhältniß der Stärke zur Höhe, desto kräftiger erscheint die Säule. Die Stärke derselben nimmt nach oben zu ab (Verjüngung) und erhält der Schaft eine schwache Biegung oder Schwellung (Entasis) seiner Außenlinien. Die Schäfte sind entweder glatt, oder mit Streifen, Canneluren (abgerundete Einschnitte, Kerbe) versehen. Der Säulenfuß dient dem Schafte unmittelbar zur Unterlage; in der Regel beträgt seine Höhe die Hälfte des unteren Säulen-

schaft=Durchmessers (Model). Das Capitäl trägt die Last des Gebälkes, worauf seine Construction im Allgemeinen und mehrere untergeordnete Glieder desselben (Abakus, Echinus, Hals u. s. w.) hindeuten. Die Griechen hatten drei Gattungen von Säulen (Ordnungen), welche zugleich das Gebälke und überhaupt den Styl des Bauwerkes bedingten: die dorische, die jonische und die corinthische Ordnung. Aus der Vereinigung der beiden letzteren entstand die zusammengesetzte (composite) oder römische Ordnung. Sodann ist noch die durch ihre Einfachheit ausgezeichnete, angeblich von den Etruskern herstammende toscanische Ordnung zu erwähnen. Das Detail ist hier um so mehr zu übergehen, als die Säule für christliche Baukunst von untergeordneter Bedeutung ist, indem der Pfeiler an ihre Stelle tritt. (s. d. W.)

Sattelthurm: ein in Giebel auslaufender Thurm.

Schaft: s. Säule.

Scheidebogen: s. Gurtbogen.

Scheitel: der höchste Punkt eines Bogens oder Gewölbes.

Schlußstein: (Abb. 7d.) das im Durchschneidungspunkte der Kreuzrippen befindliche, meist runde Glied, welches den Scheitel des Gewölbes bildet. Im späteren Mittelalter wurde der Schlußstein häufig mit reichbemalten Relief=Darstellungen verziert.

Schnecke: alter Ausdruck für Wendeltreppe.

Schwellung: s. Säule.

Spandrille: s. Zwickel.

Sparrenkopf: s. Tragstein.

Sprossenwerk: s. Pfosten.

Stäbchen: s. Hohlkehle.

Steinwerk: in der alten Steinmetzensprache künstlich construirte Architekturglieder wie Fialen, Wimberge u. s. w.

Sterngewölbe: s. Netzgewölbe.

Stichbogen: ein flacher Rundbogen.

Stirnbogen: s. Archivolte.

Strebebogen: (Abb. 14) ein aufsteigender Schwibbogen, welcher Strebepfeiler unter sich und mit der Wand verbindet, um den auf letztere drückenden Schub der Gewölbe nach den Streben überzuleiten. Dieselben sind meist durchbrochen und oben mit knollenartig in einander gewundenen Blättern (Bossen, Krabben) verziert.

Strebepfeiler: (Abb. 2b.) Widerhalter aus der Wand, vorspringende viereckigter Mauerpfeiler, welche ein Widerlager gegen den Druck der Gewölbe nach außen bilden. Da bei dem gothischen Style dieser Druck oder Schub stets auf einzelne Punkte hingeleitet wird, so genügte es, in der Richtung dieser Punkte die Mauer entsprechend zu verstärkern. Bei großen Kirchenbauten mit niedrigeren Seitenschiffen ließ man freistehende Strebepfeiler über letztere aufsteigen und verband dieselben durch Strebebogen mit der Wand des Hauptschiffes.

Strebesystem: (Abb. 14) nennt man den Inbegriff derjenigen baulichen Glieder, welche die Bestimmung haben, den Seitendruck der Gewölbe aufzunehmen und in einem Verticaldruck umzuwandeln. Damit im Zusammenhang steht der von den Meistern des Mittelalters zum Constructionsprincip erhobene Erfahrungssatz, daß bei einer gleichen Menge von Material eine dünne Mauer mit Streben mehr Stärke und Widerstandsfähigkeit besitzt, als eine dickere ohne Streben.

T h ü r s t u r z: die horizontale Ueberdeckung des Portales. Zuweilen ist dieselbe in den beiden Winkeln noch durch tragsteinartige Vorsprünge unterstützt.

T r a g s t e i n: (Kragstein, Console, Modillon; Abb. 15) ein aus der Wand vorspringendes Glied, welches ein anderes Architekturglied (z. B. den Kranzleisten) unterstützt. In der christlichen Architektur tritt an die Stelle derselben, besonders zum Tragen des Daches vielfach der sogen. B o g e n f r i e s aus Reihen an einander gefügter Halbkreise oder Spitzbogen bestehend. Im Mittelalter ward es sehr üblich, Standbilder auf Consolen oder Tragsteine zu setzen, und oberhalb der Figuren Ueberdachungen (B a l d a c h i n e) vorspringen zu lassen. C o n s o l e (Abb. 16 a.) pflegt man Tragsteine von vorherrschend decorativen Charakter zu nennen.

T r a n s e p t: das Wort wird in zwei verschiedenen Bedeutungen gebraucht, indem es sowohl das ganze Querschiff, als auch die über das Hauptschiff vorspringenden A r m e des Querschiffes bezeichnet. Die erstere Bedeutung ist indeß wohl die richtigere. Es gibt mittelalterliche Kirchen mit zwei und selbst mit drei Transepten. Der Name kommt von trans und septum der Abschluß, welcher das Querschiff vom Chore trennt.

T r i f o r i u m: Gallerien, welche sich in den größeren gothischen Kirchen zwischen den obersten Fenstern des Mittelschiffes (sogen. L i c h t g a d e n, englisch clerestory) und den Arkaden hinziehen.

T r i u m p h t h o r: der Bogen, welcher das Mittelschiff der Kirche von dem Kreuz- oder Querschiffe, oder, wo ein solches nicht vorhanden ist, von dem Chore trennt.

T y m p a n u m: das über den Portalen befindliche Bogenfeld. Dasselbe wurde im Mittelalter meist mit Bildwerk in erhabener Arbeit ausgeschmückt.

U h r: s. Ort.

V e r k r ö p f u n g: (U e b e r s c h n e i d u n g), (Abb. 17), ein durch das Zusammenstoßen von Gesimsen gebildetes Glied. Die spätere Gothik ist besonders stark in Verkröpfungen.

V i e r u n g: s. Kreuzfeld.

W a l m u n g: Abdachung bei den Dächern.

W a n d m a l e r e i: s. Fresken.

W a n d p f e i l e r: s. Pfeiler.

W a n d s ä u l e: s. Halbsäulen.

W a s s e r s c h l a g: aus der Wand vorspringendes Glied, um das Wasser aufzufangen und von ersterer ferne zu halten.

W i d e r h a l t e r: s. Strebepfeiler.

W i d e r l a g e r: s. Bogen.

W i m b e r g e: (Wind-Berge, Abb. 18), durchbrochene Ziergiebel über Spitzbogen, besonders über Fenstern und Portalen, auf deren hervortretender Profilirung die beiden Schenkel sich unten aufsetzen. Der Raum zwischen letzteren wird durch M a ß w e r k (s. d. W.) ausgefüllt; zur Seite stehen flankirend meist F i a l e n (s. d. W.); die Spitze der Wimberge krönt die K r e u z b l u m e (Abb. 18 a., in der Hüttensprache schlechthin „Blume" genannt) eine aus zwei übereinandergelegten Parallelogrammen construirtes Ornament, welches vielfach auf auslaufenden Spitzen im gothischen Baustyle vorkommt. Auf dem äußeren Rande gedachter Schenkel sind Blattverzierungen sogen. B o s s e n (Abb. 18 b.; s. Strebebogen) angebracht. Eine sehr merkwürdige Abhandlung

über die Construction der Wimberge und der Fialen aus dem Jahre 1486 von dem Regensburger Dombaumeister **Matthias Roriczer** (mit Einleitung und Commentar herausgegeben von A. Reichensperger, Trier bei Lintz 1845) gibt zugleich Aufschluß über die Constructionsmethode der alten Meister überhaupt.

Wulst: s. Hohlkehle.

Zackenbogen: (Abb. 18c.) auch wohl **festonirter** Bogen genannt, ein an der unteren Bogenlinie durch vorspringende kleine Zirkelabschnitte ausgezackter Bogen. Kommt vorzugsweise in Spanien und bei unserer Spätgothik vor.

Zwickel: (Abb. 19, Spandrille) die dreieckigten Wandflächen an der Scheidemauer, welche zur Seite der Bogen übrig bleiben und oben durch ein horizontales Gesims begränzt sind.

Berichtigungen.

Seite 9 Zeile 13 lies: **Priesterschaft** statt Priesterherrschaft und
" 13 " 22 " **Unverstand** statt Verstand.

Die Abbildungen zu vorliegender Schrift.

Das Motiv des, von der kunstgeübten Hand des Meisters V. Statz gefertigten Titelbildes, dessen Beziehung zu vorliegender Schrift wohl nicht erst näher dargelegt zu werden braucht, ist dem südlichen Portale der Xantener St. Victorskirche entnommen, welche, wie so viele andere Bauwerke des Mittelalters, theils unvollendet, theils verfallen dasteht. Schon seit Jahren trägt man sich mit dem Plane, die Restauration des herrlichen, auf das Aeußerste bedrohten Baudenkmals in Angriff zu nehmen und scheint es eben, als ob für dasselbe ein neuer Morgen anbrechen wollte. Der Mönch und der Werkmeister berathen, wie das Alte zu erhalten und das Neue damit in Einklang zu bringen, wie die wechselseitige Durchdringung von Gottesgelehrsamkeit und Kunst herzustellen sein möchte.

Tafel I. und II. Kirche zu Müllenbach auf dem Maifeld, bis zum Helme fertig. Sie ist aus Hau- und Bruchsteinen dortiger Gegend, meist von freiwilligen Beiträgen erbaut und kostet bis zum Thurmkreuze hinauf 15,000 Thlr.

Tafel III. Capelle zu Freß auf dem Mayfelde, errichtet von Hrn. Kraft, Subregens im Priesterseminar zu Trier mit einem Kostenaufwand von ungefähr 3000 Thlr; wobei indeß zu bemerken, daß in dortiger Gegend das Material eben so billig als trefflich ist. Die Leitung des Baues führte gleichfalls ein Priester, der in der kirchlichen Baukunst recht bewanderte Hospitalgeistliche Hr. Meurer aus Coblenz. Der gradlinigte Chorschluß im Entwurfe des Hrn. Statz wurde bei der Ausführung in einen dreiseitigen umgeändert. Im Allgemeinen möchte indeß der in England allgemein übliche viereckigten Form des Chores für derartige Bauten wohl der Vorzug zu geben sein. Es ist diese Form nicht blos wohlfeiler, sondern sie ist insofern auch angemessener, als das Fenster in der Schlußwand einen größeren Umfang bekommt, dem Ganzen zu einem bedeutenden Schmucke gereicht und zugleich für den Altaraufsatz eintritt. Dies Alles gilt natürlich nur unter der Voraussetzung, daß hier ein Farbenfenster angebracht wird, welches übrigens, falls nur die rechte Methode befolgt wird, einen besonders namhaften Kostenaufwand nicht erfordert. Endlich läßt sich auch bei der in Rede stehenden Form des Chores dessen hintere Hälfte füglich zu einer Sacristei herrichten, wie sie einer Capelle entspricht.

Tafel IV. Fenster, von welchen die drei oberen nur eine farbige Einfassung haben, die drei unteren durchaus in Farben gemustert sind. Letztere sind in der Glasbrennerei-Anstalt des Hrn. Baudri in Cöln für die Pfarrkirche zu Straelen bei Venloo ausgeführt worden.

Tafel V. Zusammenstellung von Fließen zur Beplattung, meist nach englischen Mustern.

Tafel VI. Romanischer Altar in der Kirche St. Gervais zu Mastricht, der h. Jungfrau gewidmet. In dem Medaillon inmitten des steinernen Aufsatzes sieht man eine sitzende h. Junfrau mit dem Kinde in sehr beschädigtem Zustande, in dem Halbkreise darüber mit Petrus und dem h. Gervasius (Pa-

tron der Kirche) zu beiden Seiten knieend. Mit Rücksicht auf die große Seltenheit von Mustern zu Altären in romanischen Style und auf die so traurigen Erfahrungen, welche allerwärts gemacht worden sind, wo man eine Kirche mit einem solchen versehen wollte, habe ich hier eine Ausnahme von der Regel, nur gothische Muster zu geben, eintreten lassen zu müssen geglaubt. Seitenstücke hierzu, jedoch ohne Aufsätze, finden sich in Didron's Annalen Bd. IV. S. 238 und Bd. XI. S. 28 abgebildet und ausführlich besprochen. Ueber unseren Altar hat der belgische Alterthumskenner A. Schaepkens eine lesenswerthe Abhandlung veröffentlicht.

Tafel VII. und VIII. Der Hauptaltar in der Elisabethenkirche zu Marburg. Die Zeichnung dieses Altares, welcher zu dem Besten dieser Art gehört, was ich jemals gesehen habe und sich wegen seiner Einfachheit besonders zur Nachahmung empfiehlt, verdanke ich der Güte des Herrn Architekten G. Ungewitter in Cassel. Derselbe gehört unverkennbar dem Ende des 13. Jahrhunderts an; in dem Glieder- und Laubwerk sind noch leise Nachklänge aus der romanischen Periode wahrzunehmen. Das Motiv zu dem Aufsatze ist von einem Reliquiarium hergenommen, wie denn auch die Reliquien des Schutzheiligen in einem Sarge ruhen, welcher nach dem Chorschlusse hin aus dem Aufsatze hervorspringt und brückenartig auf dem Altare einerseits und einem freistehenden Pfeiler anderseits ruht. Man sieht hier, daß es thurmhoher, überreicher Constructionen nicht bedarf, um selbst die glänzendsten Cathedralen mit einem würdigen Hochaltare auszustatten. In den Lauben befinden sich Statuetten und war der Aufsatz auf gemustertem, rothem und blauem Grunde reich vergoldet.

Tafel IX. Altar mit einem Aufsatze in Holzschnitzwerk von V. Statz für die Luxemburger Liebfrauenkirche entworfen und noch in der Ausführung begriffen, welche dem Bildhauer Stephan in Köln übertragen ist. Die Kosten des Ganzen werden sich auf 2000 bis 2500 Thlr. belaufen.

Tafel X. Zwei Taufsteine und zwei Weihwasserbecken, sämmtlich ausgeführt und zwar letztere in Köln zu dem Preise von 12 beziehungsweise 15 Thlr.

Tafel XI. Ein Sacramentshäuschen (a) für die Kirche zu Budberg bei Uerdingen projectirt; sodann unter c die Vorder- und unter b die Seiten-Ansicht eines für die St. Castorskirche zu Coblenz bestimmten Reliquienschreines. Derselbe ist von Holz, farbig staffirt und vergoldet; in die Felder kommen gemalte Figuren.

Tafel XII. Abb. a ein gemustertes Handtuch zum Gebrauche in der Sacristei auf einer Rolle unter einer geschnitzten Holzverdachung. Abb. b und c Weihwasserkessel; Abb. d eine Piszina; Abb. e ein Wandschrank zur Aufbewahrung von Kirchenutensilien; Abb. f ein hängendes Becken zum Abwaschen der Hände in der Sacristei. Die Buchstaben bezeichnen die Stelle, wo eine passende Inschrift angebracht werden kann.

Tafel XIII. Beschläge und Ornament von Eisen.

Tafel XIV. Abb. a Evangelienpult; b Stuhl für den officiirenden Priester; c Credenztisch, bei feierlichen Hochämtern zu gebrauchen.

Tafel XV. Kronleuchter aus Messing, projectirt für die Kirche zu Lobberich bei Kempen; soll leider nicht zur Ausführung kommen.

Tafel XVI. Armleuchter von Messing; der untere zur Beleuchtung mit Gas ist ausgeführt für die katholische Pfarrkirche zu Crefeld; sowohl der mittlere —

nach einem Muster in der Reynoldikirche zu Dortmund — als der obere ist für die Coblenzer Liebfrauenkirche angefertigt worden.

Tafel XVII. Ein eiserner Standleuchter; ein Laternenarm von demselben Materiale; zwei Altarleuchter von Messing.

Tafel XVIII. Oben zwei Vortragkreuze von Metall, unterhalb derselben ein Kreuz von Holz auf einer Console.

Tafel XIX und XX. Monstranzen, von welchen die Erstere für das Hospital der barmherzigen Schwestern in Bonn durch den Goldarbeiter Schwann in Köln ausgeführt worden ist.

Tafel XXI. Ciborium für die St. Cunibertskirche in Köln durch den dortigen Goldarbeiter Horn ausgeführt.

Tafel XXII. Kelche und Patenen.

Tafel XXIII. Abb. a und b Weihrauchfässer, h Detail, c Schiffchen und e Weihrauchlöffel dazu. Abb. d, f, g Pollen und Pollenschüssel.

Tafel XIV. Abb. a gesticktes Kreuz auf der Rückseite einer Casel; b und c untere Theile von Stolen.

Tafel XXV. Muster zu Stoffen für Kirchengewänder, ausgeführt in der Manufaktur von Casaretto in Crefeld.

Tafel XXVI und XXVII. Missionshaus für Landsberg in Schlesien.

Tafel XXVIII und XXIX. Alte Kirchensiegel. Abb. a. Siegel des Stiftes Berchtesgaden vom J. 1344 mit der Umschrift: Sigillum Chunradi Dei gratia ecclesie Berthersgademensis prepositi. Abb. b. Siegel der Abtei Eberbach. Abb. c. Siegel mit der Umschrift: Sigillum prioratus domus capitularis sante Barbare in Colonia. Abb. d. Siegel der Abtei Eichstädt. Abb. e. Secretsiegel der Stadt Regensburg mit der Umschrift: Secretum civium Ratisbonnensium. Abb. f. Schweizer Klostersiegel.

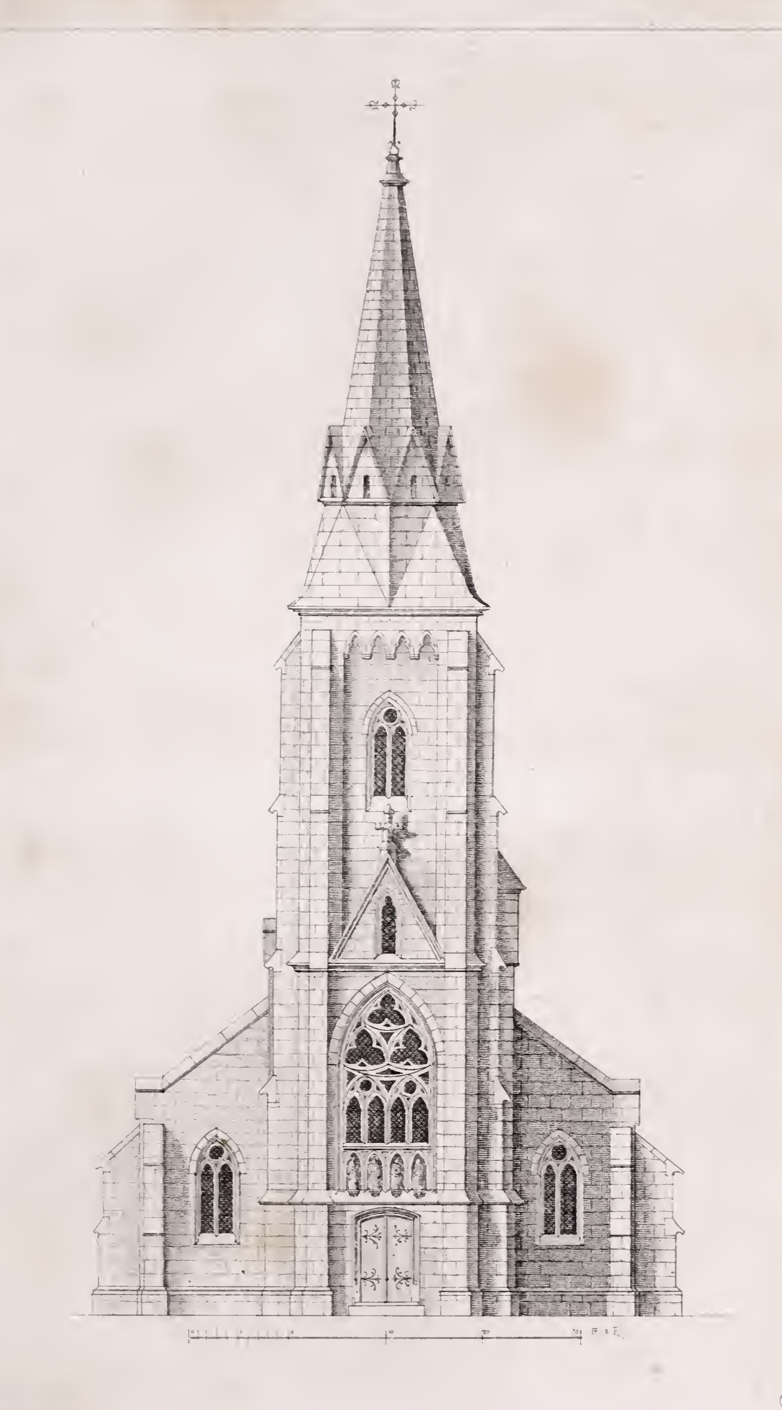
Tafel XXX und XXXI. Zum Glossar.

Zum Schlusse noch eine allgemeine Bemerkung in Betreff dieser Abbildungen. Absichtlich sind dazu vorzugsweise in neuester Zeit ausgeführte Gegenstände gewählt worden*), um dadurch einestheils zu zeigen, wie bereits ein neues Leben in diese besondere Art von Kunstübung wieder eingekehrt ist, anderntheils, in welcher Art man sich an das Alte anschließen, dasselbe benutzen kann, ohne es zu copiren. Vor Allem ist freilich dazu erforderlich, daß man sich in den Geist, welchem das Alte gleichsam entsprossen ist, wieder hineinlebt und aus demselben herausschafft, was denn schon von selbst zur Folge haben wird, daß sich Alles nach einem festen, organischen Bildungsgesetze gestaltet, daß endlich auch die Theorie wieder in das rechte Verhältniß zur Praxis tritt. Auf dem Wege der Speculation und des Eklekticismus wird man nimmer zu wahrhaft lebendigen Bildungen gelangen; man wird stets suchen und niemals finden.

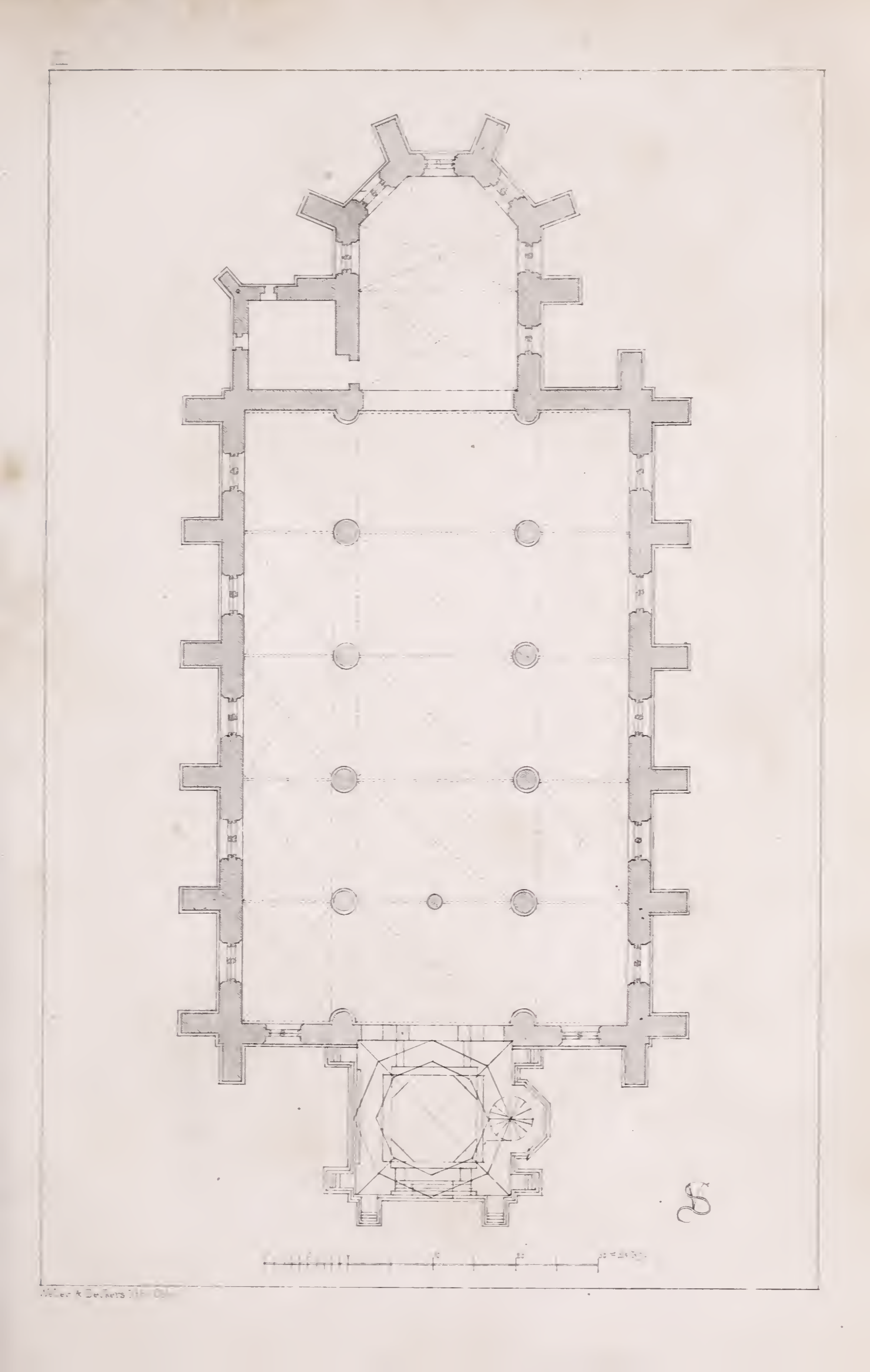
---

*) Ein wahres Prachtwerk über altes Kirchengeräthe gibt unter dem Titel: Kirchenmöbel und Utensilien aus dem Mittelalter und der Renaissance in den Diöcesen Köln, Trier und Münster — der Architekt C. W. Schmidt zur Trier in eigenem Verlage heraus, auf welches ich hiermit noch aufmerksam machen möchte. Bis jetzt sind 11 Tafeln in 2 Lieferungen erschienen.

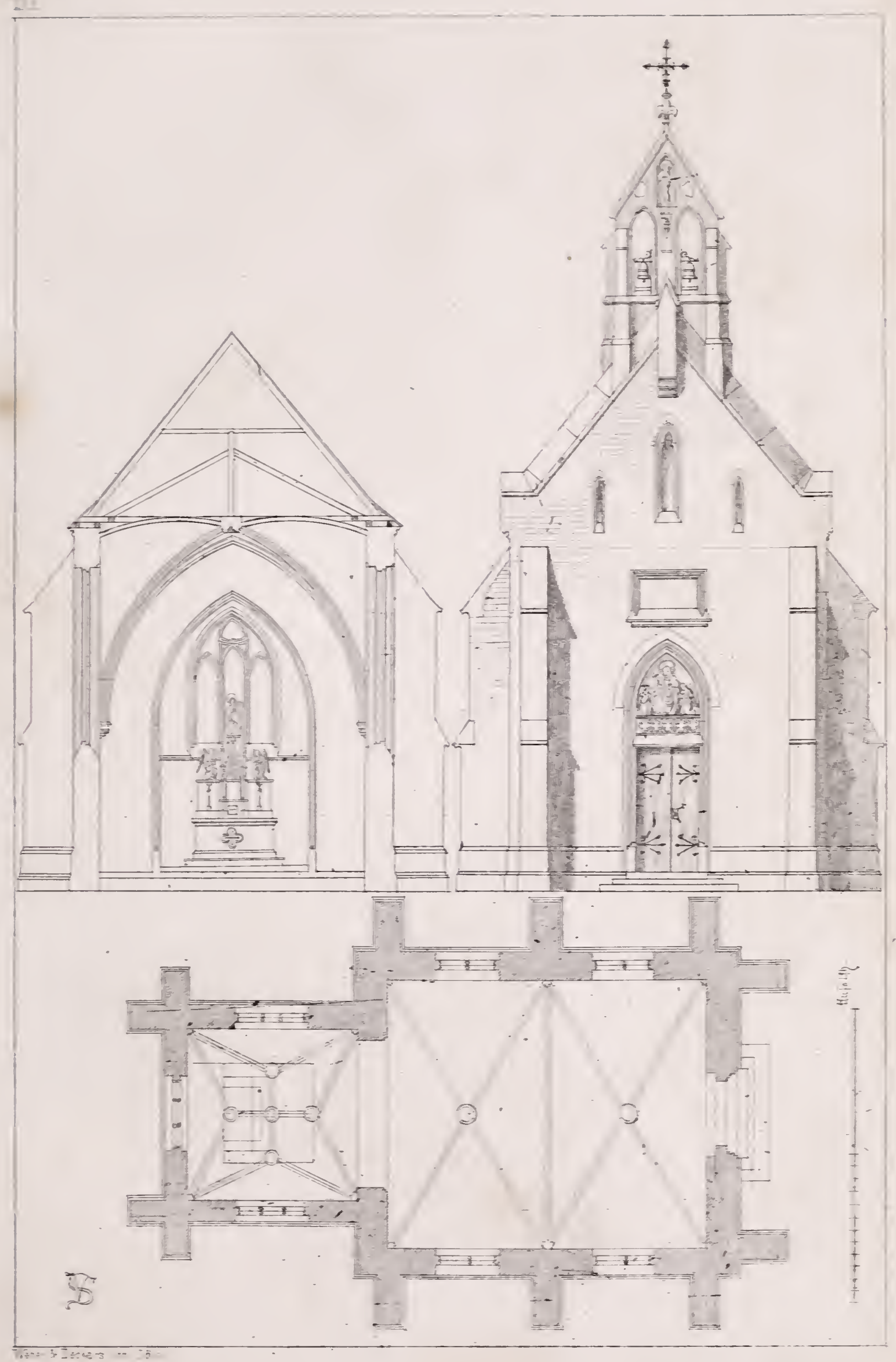
Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.



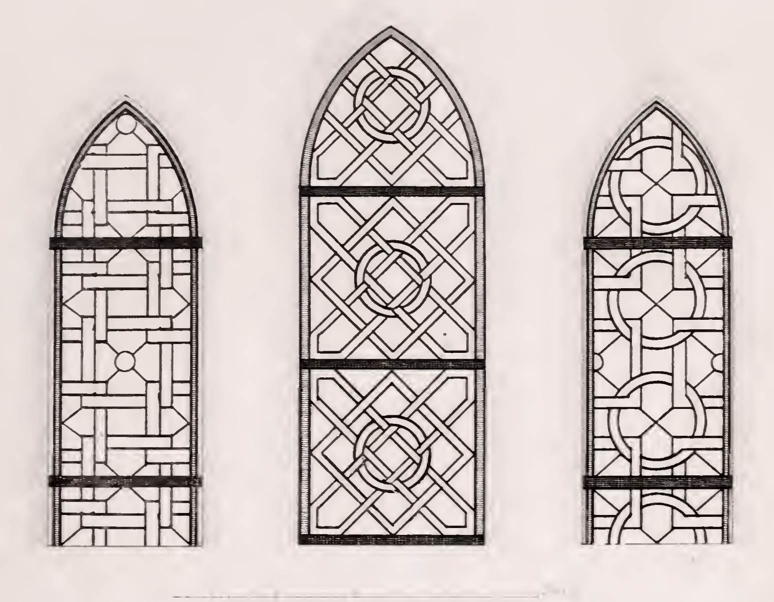


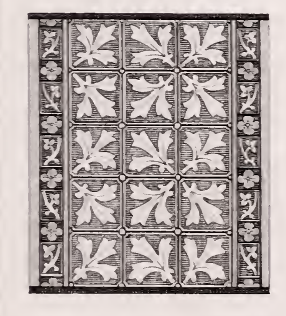


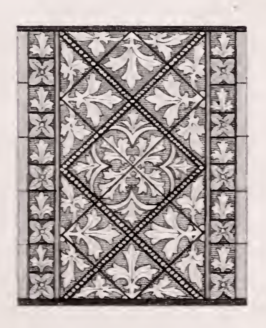


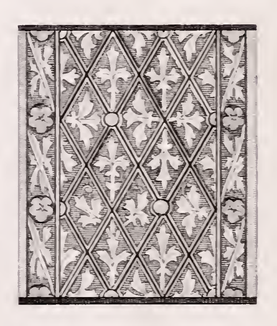




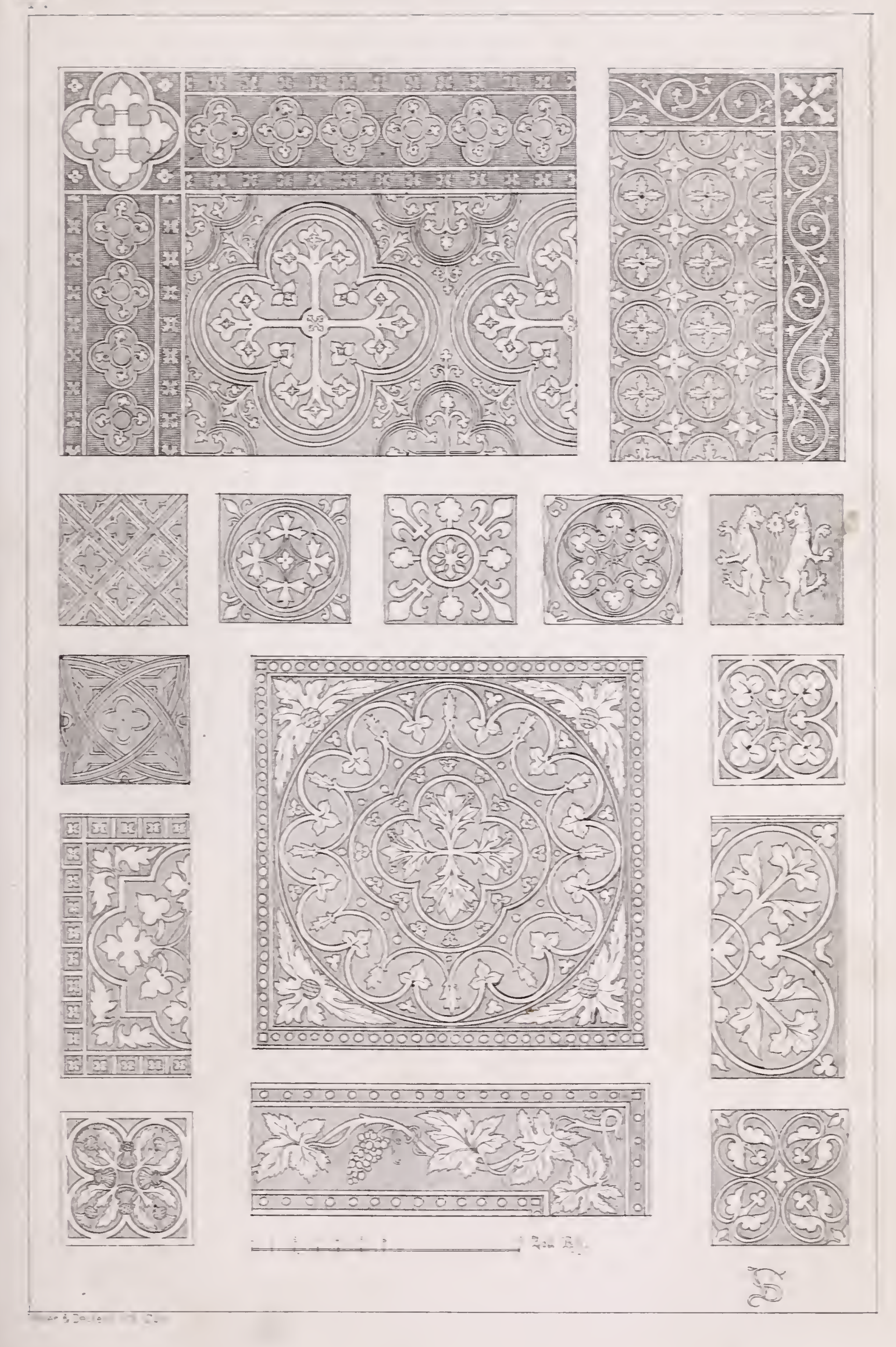




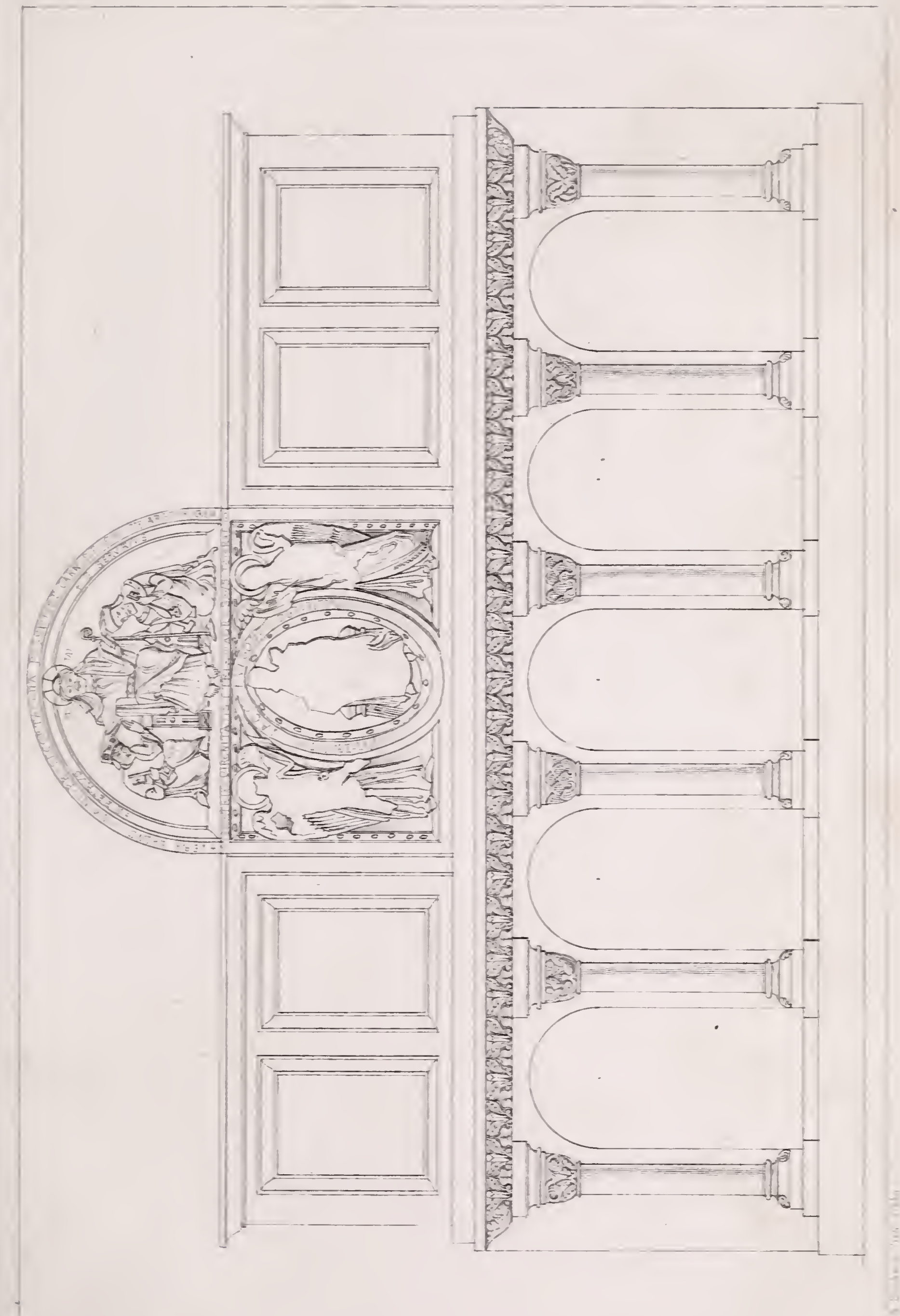






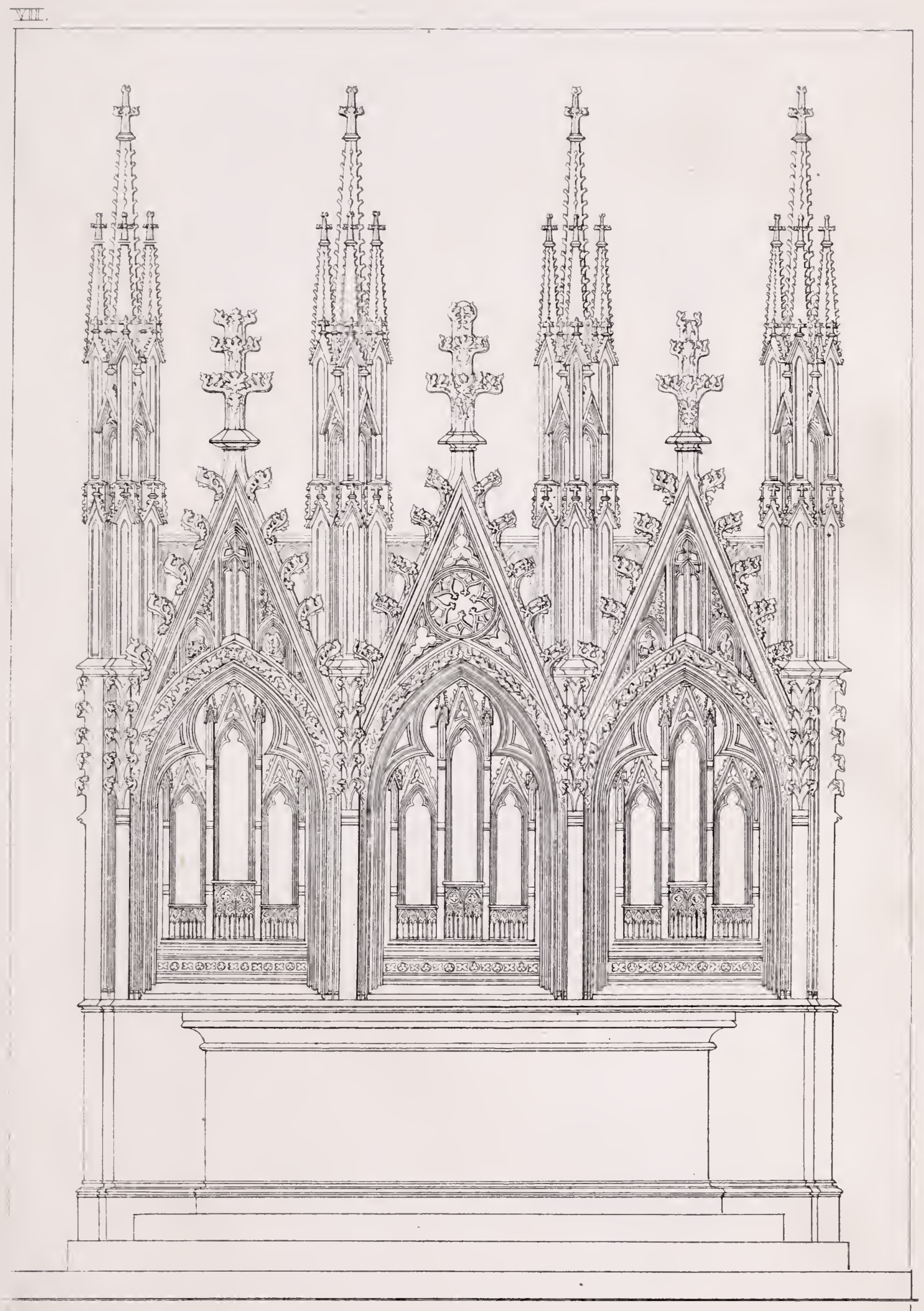






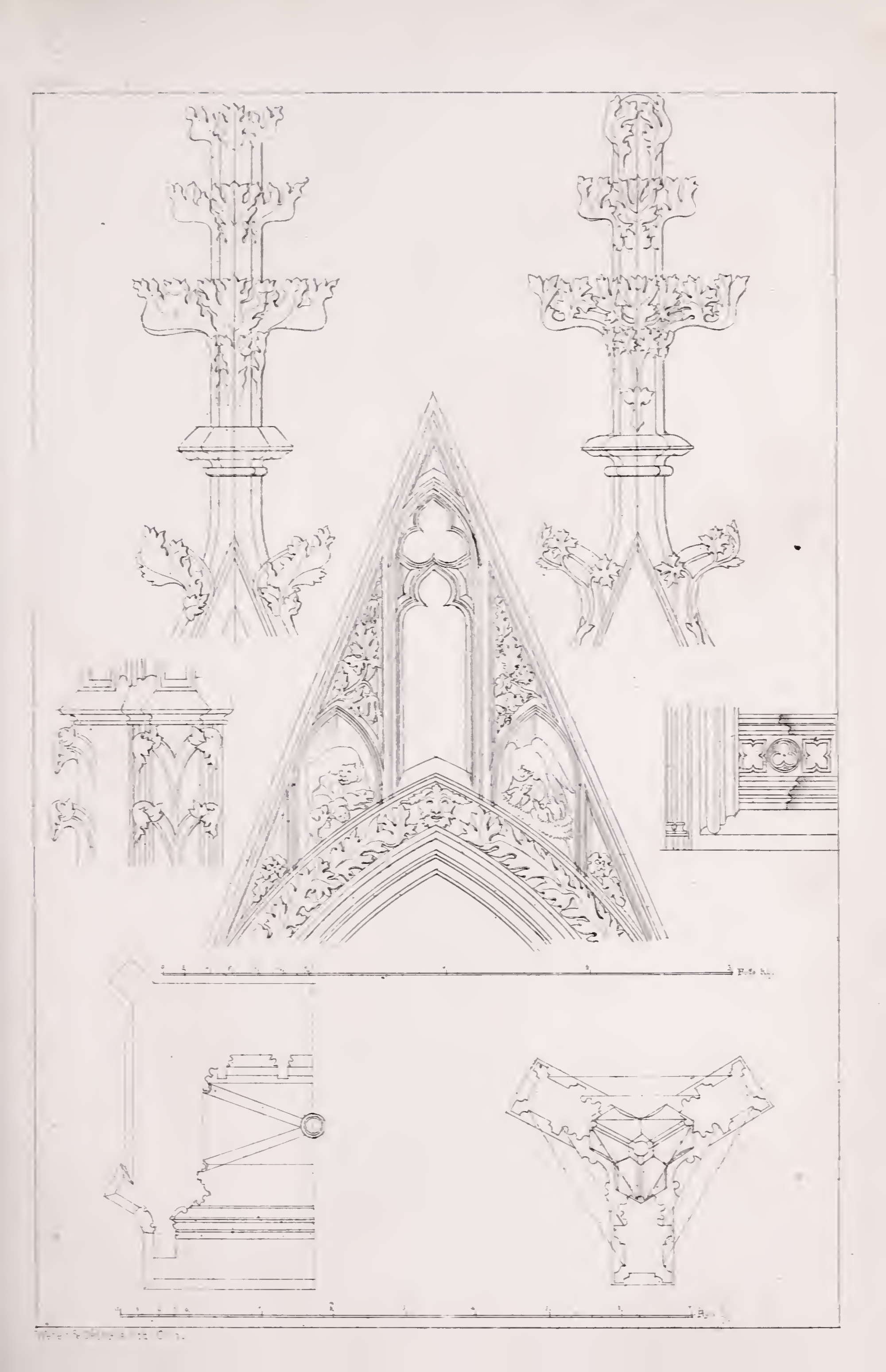


VIII.



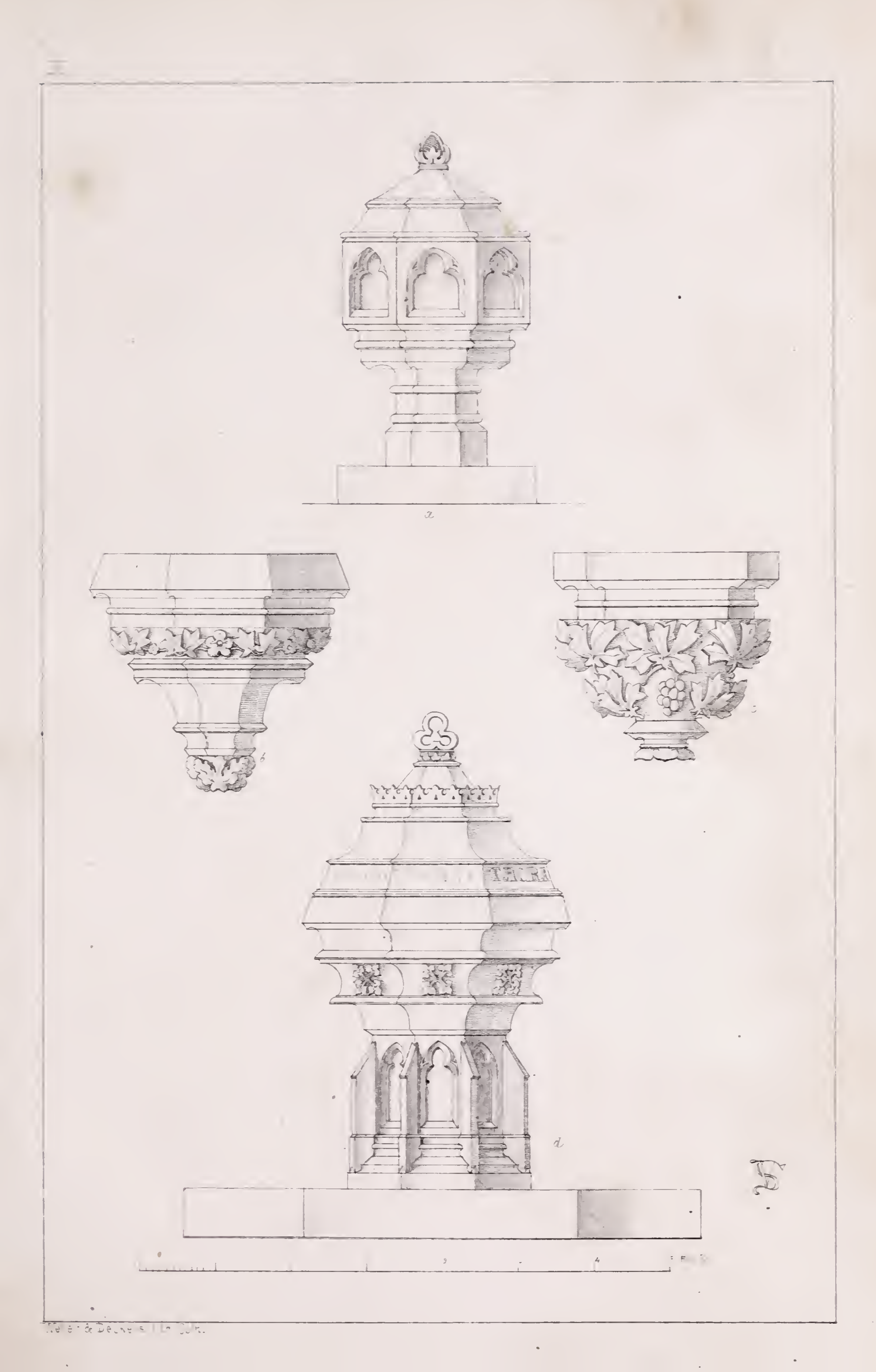
Weber & Deckers lith. Cöln



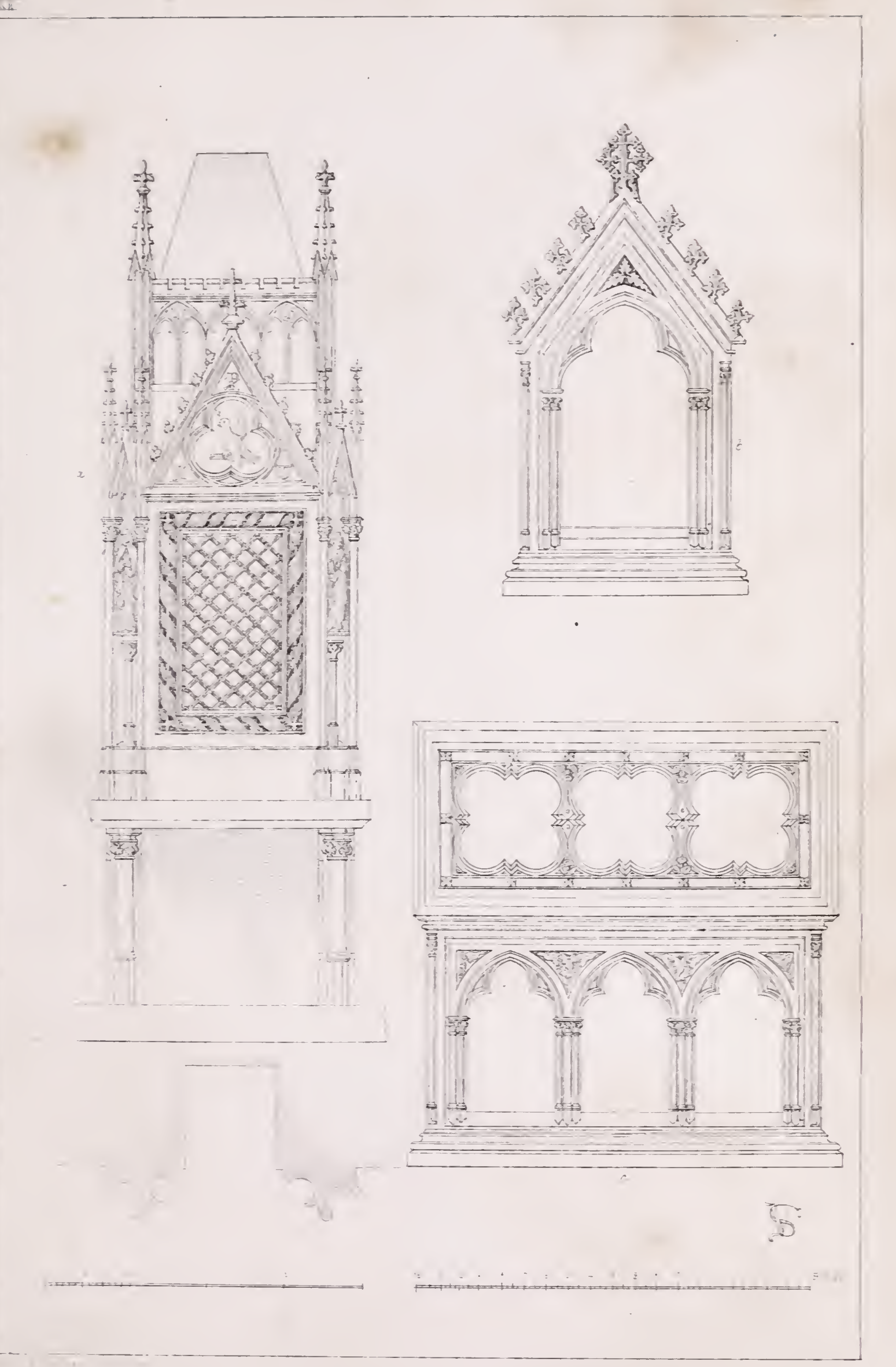










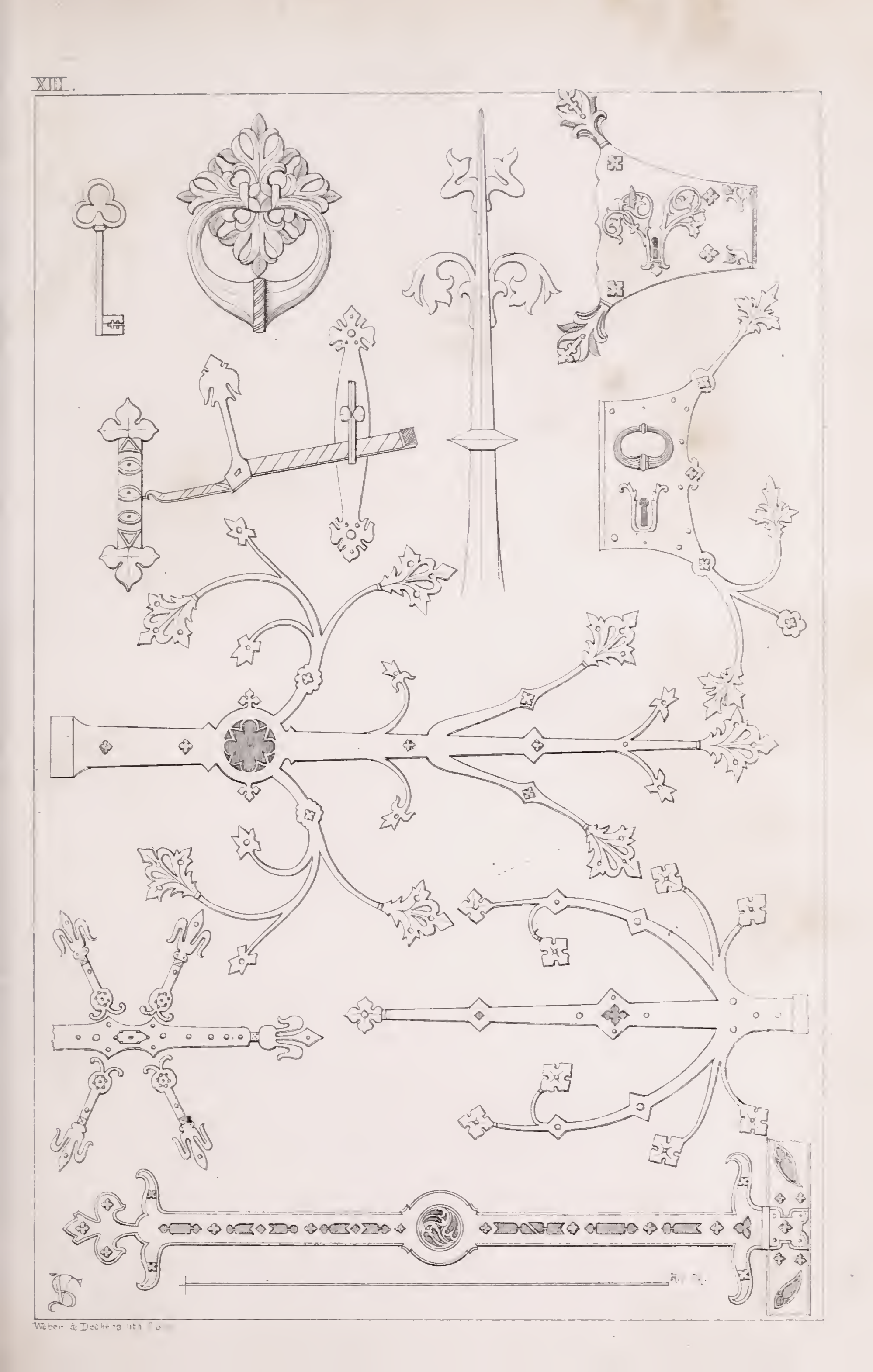




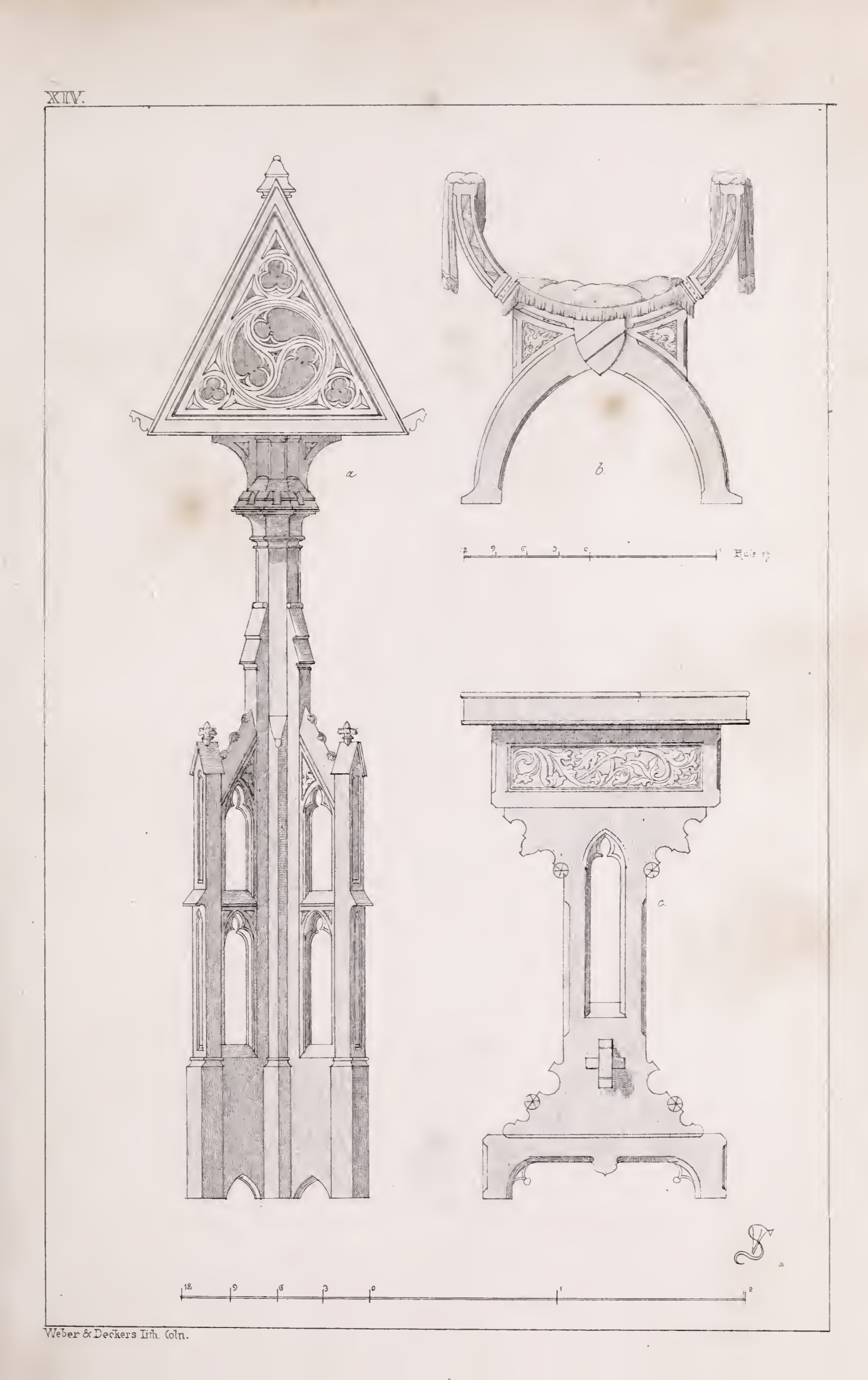


Weber & Deckers lith. Cöln.




XIII.
Weber & Deckers lith. Cöln

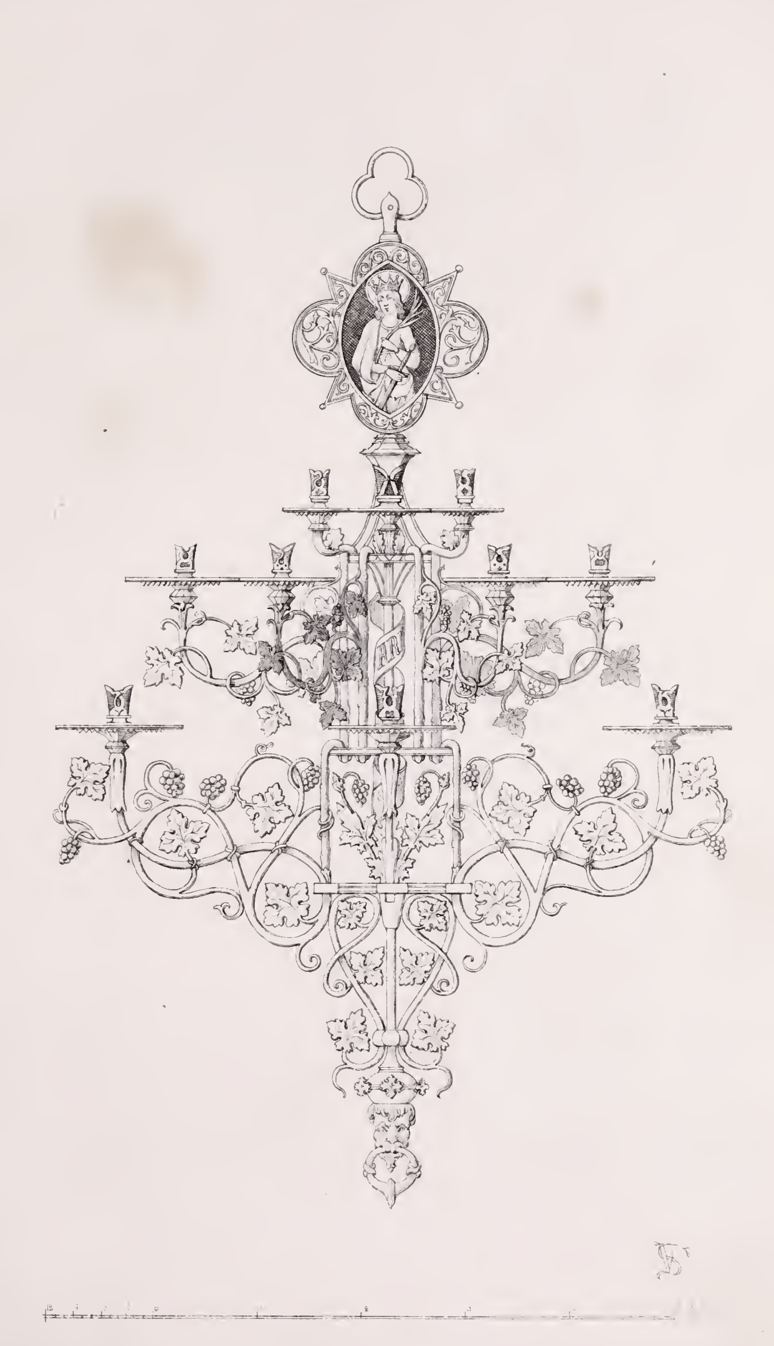




Weber & Deckers lith. Cöln.

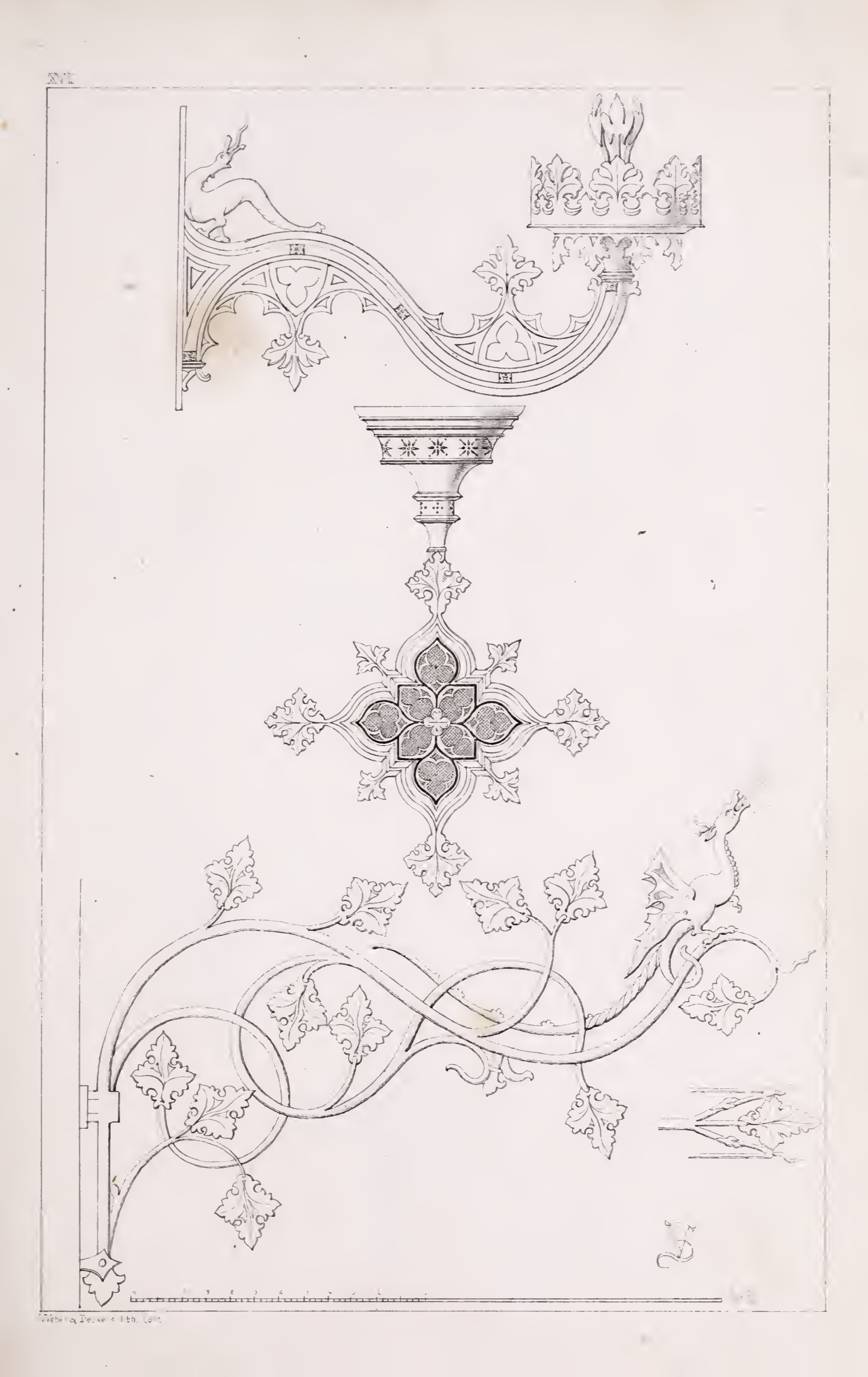


XV.

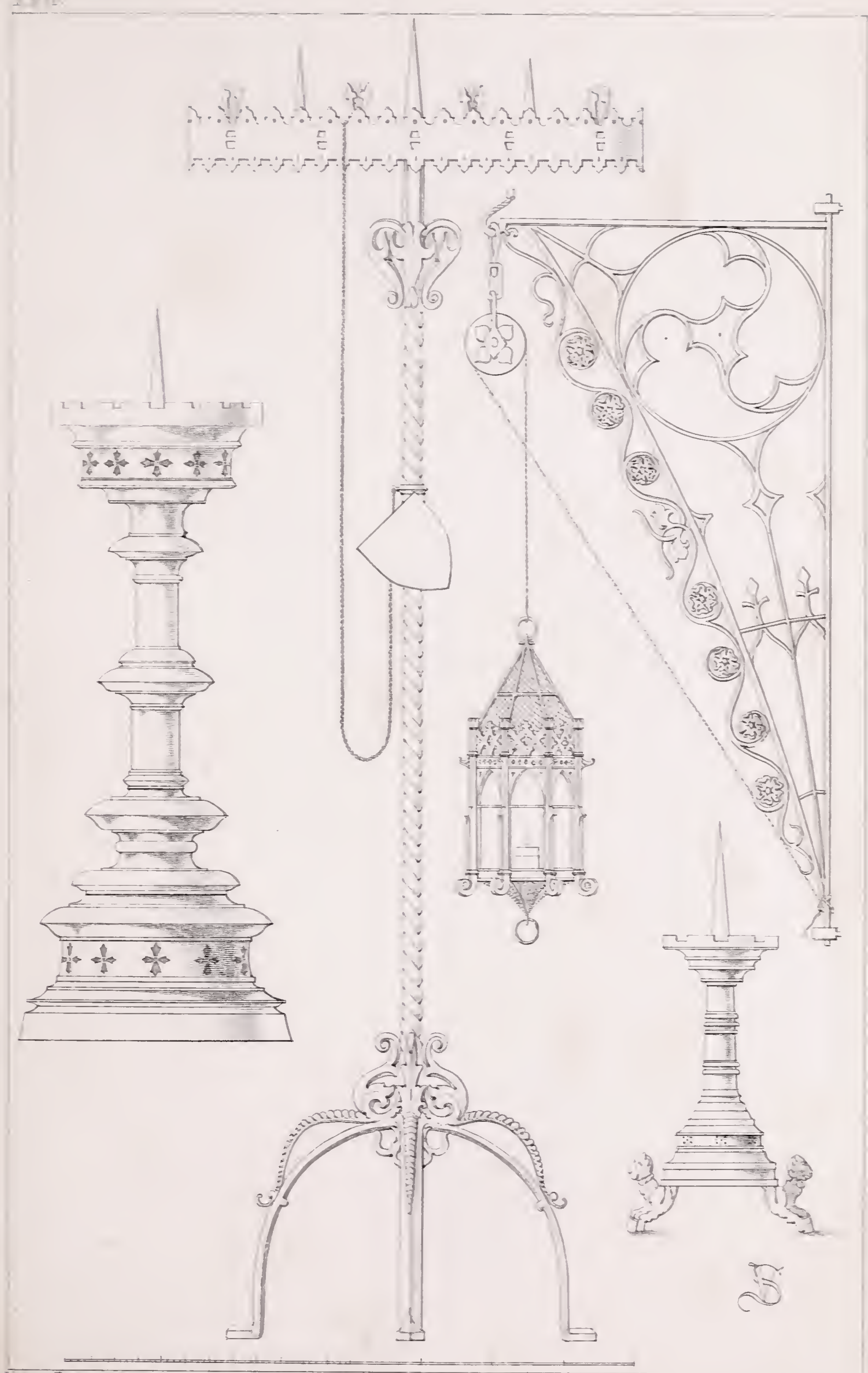


Weale & Delamotte Litho. Bl'n.

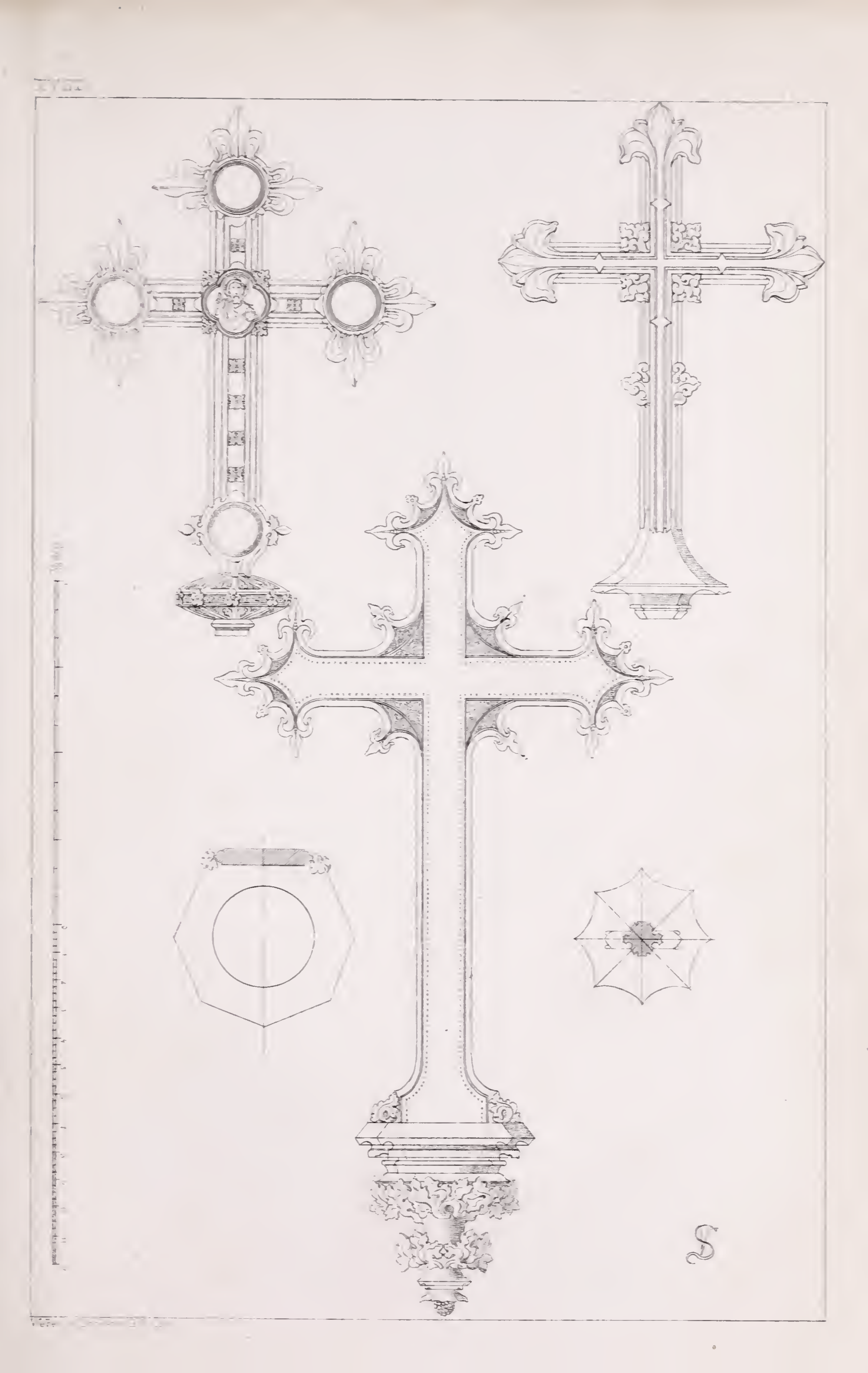








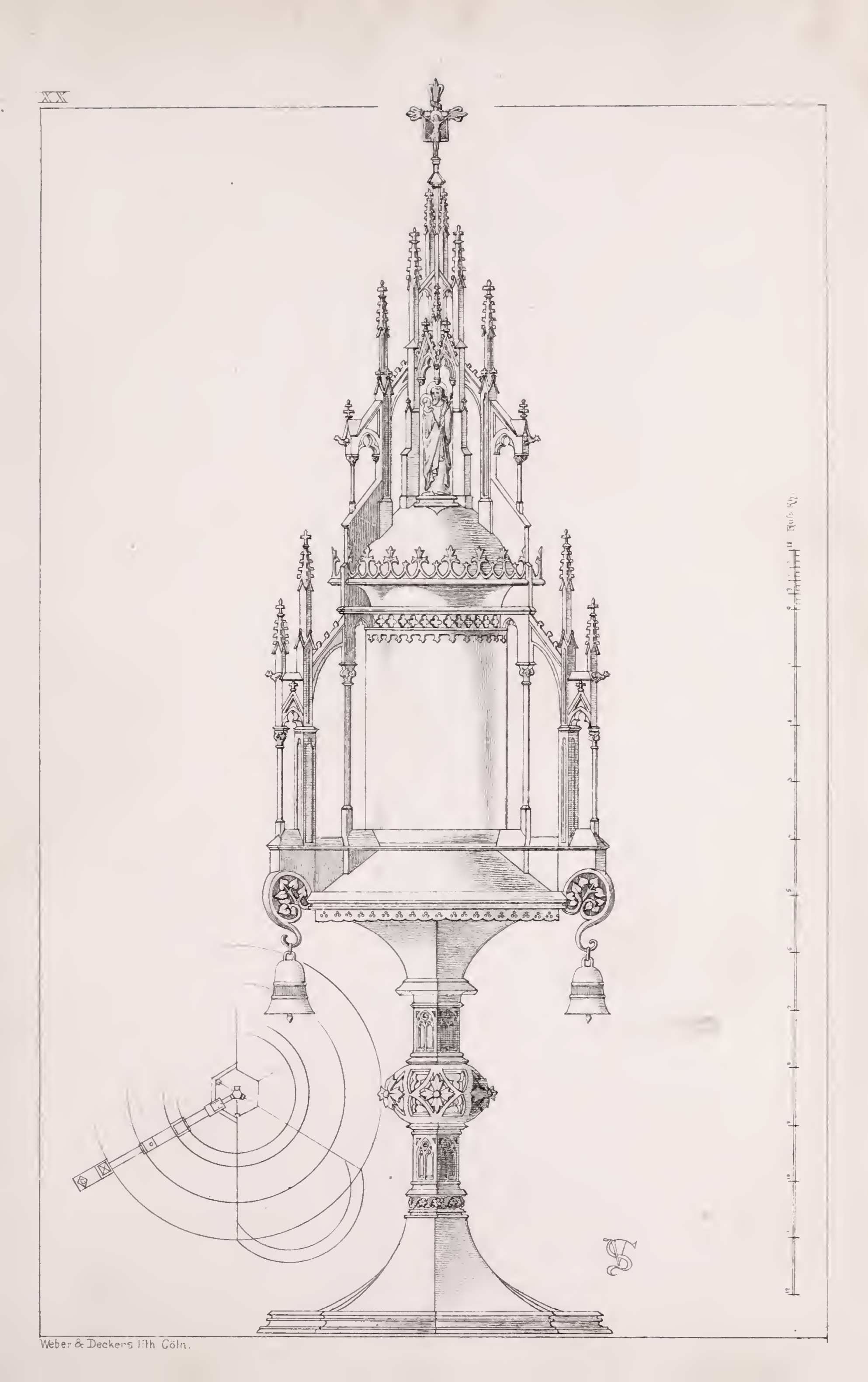






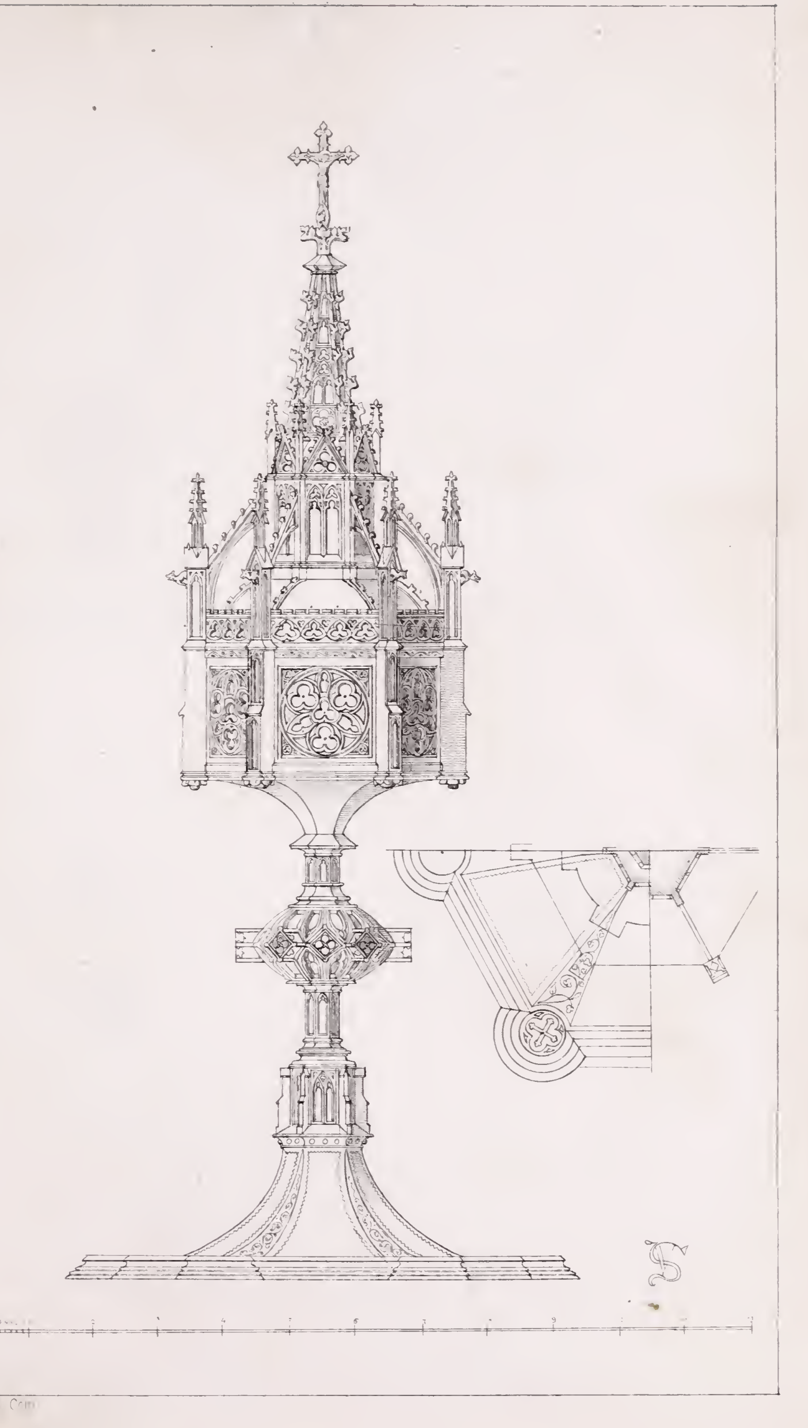
XIX.




XX
Weber & Deckers lith Cöln.

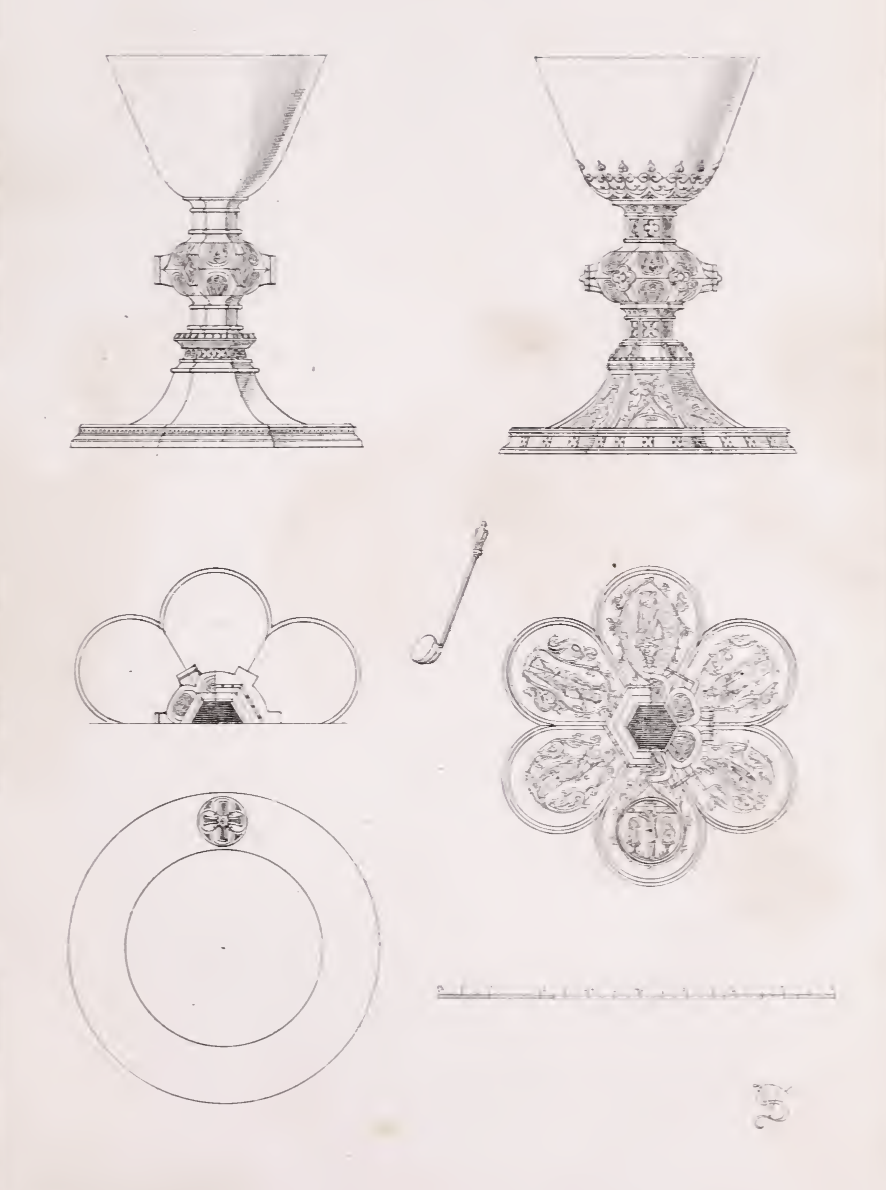


XXI.

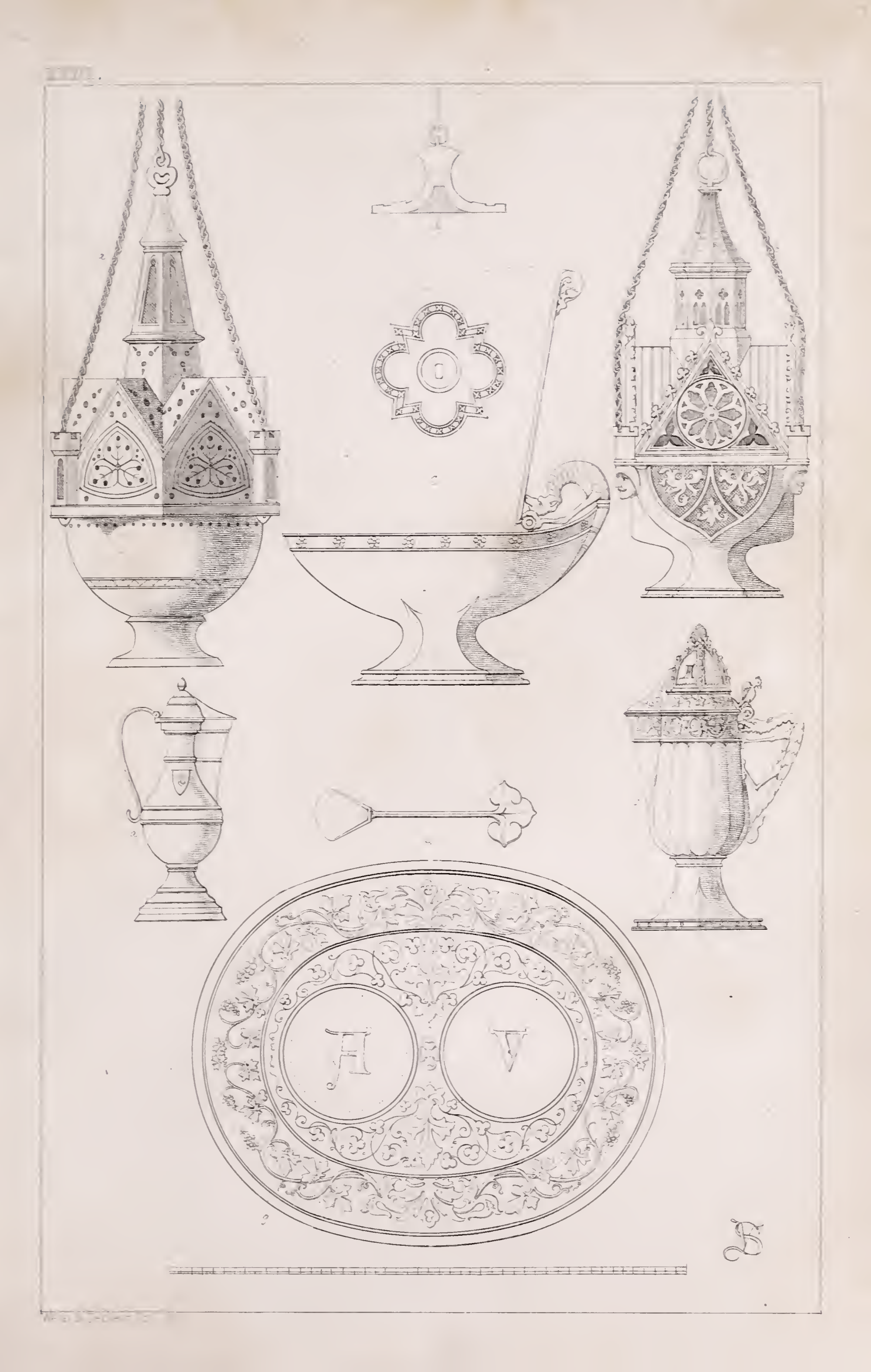


Waner & Dekker lith. Cöln








A
V



XXIV.



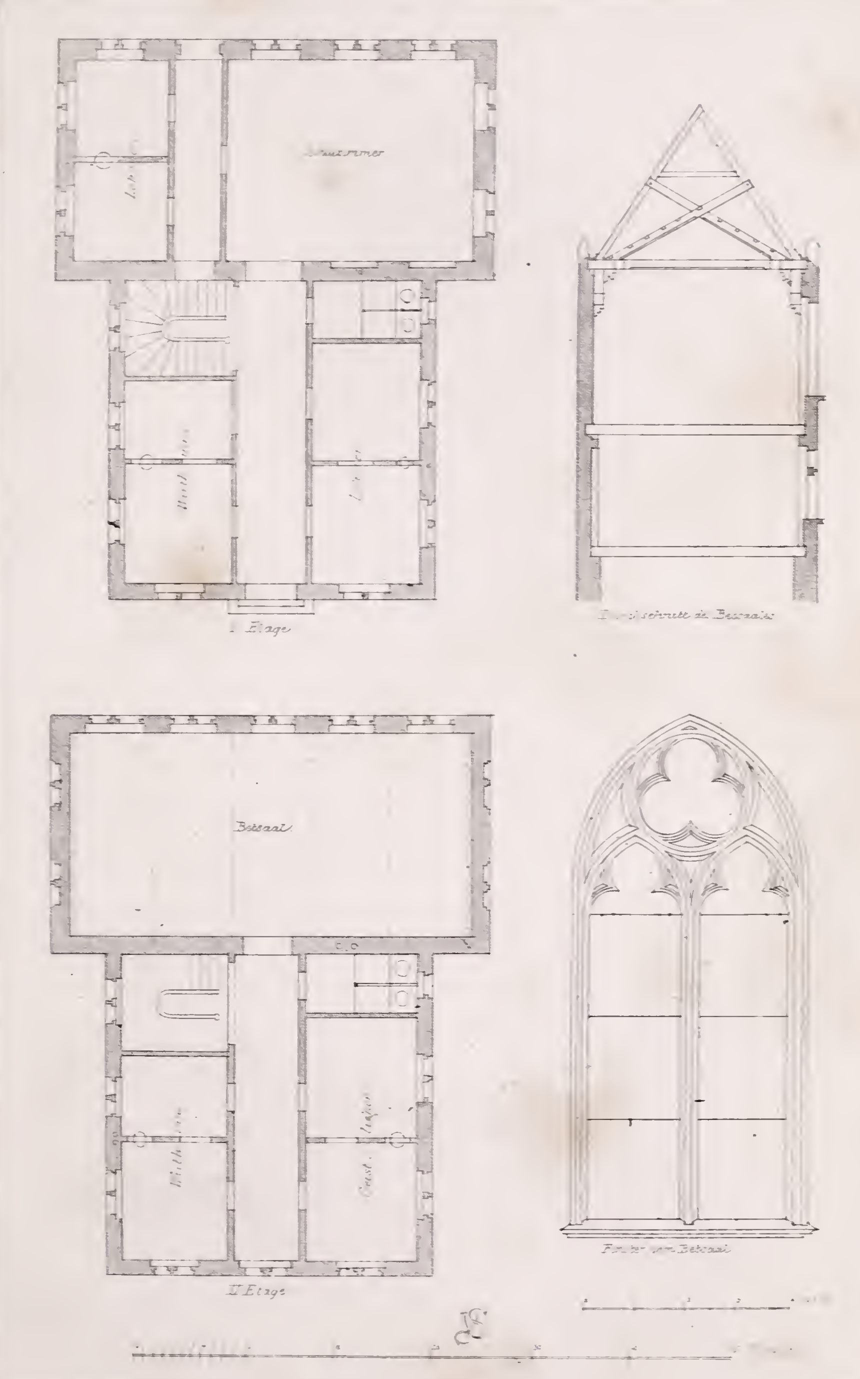











Betsaal
I Etage
II Etage
Fenster vom Betsaal



a.



b



c.



Abber & Decker's lith. Cöln



d



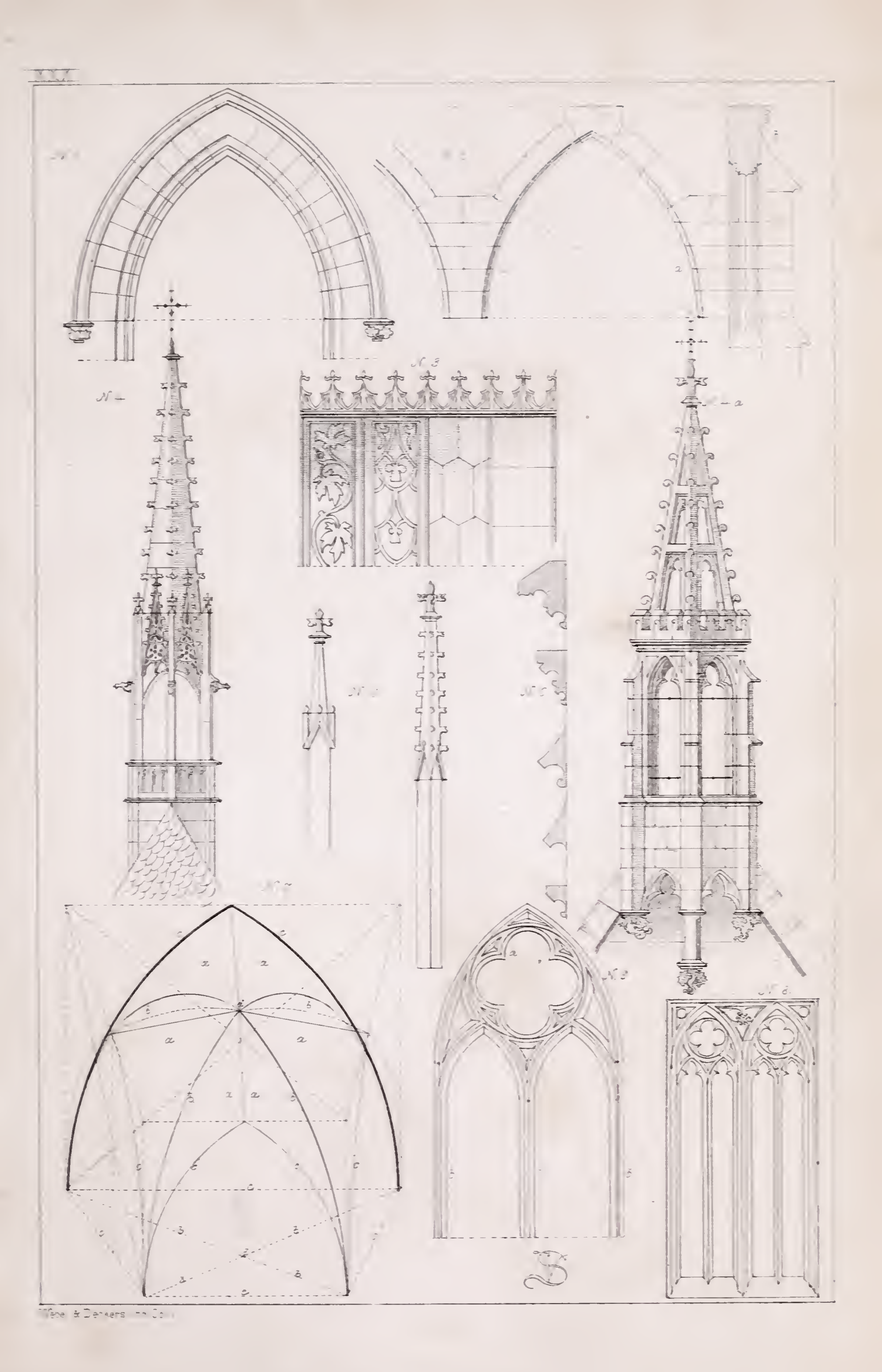
e



f

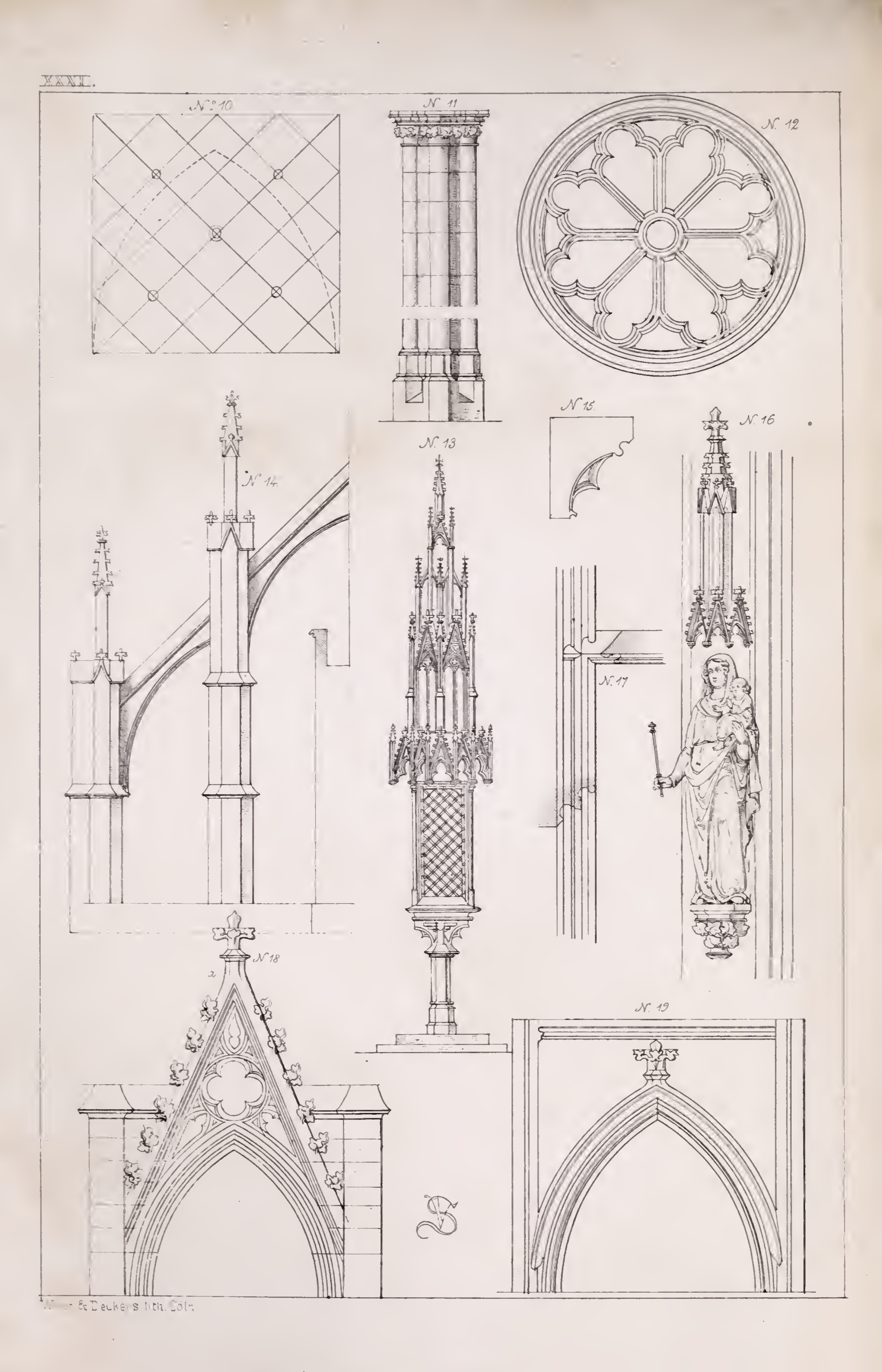






Wepe & Dekkers in Cöln




XXXI.
N.º 10
N. 11
N. 12
N. 13
N. 14.
N. 15.
N. 16
N. 17
N. 18
N. 19
Nöer & Deckers lith. Cöln.





